

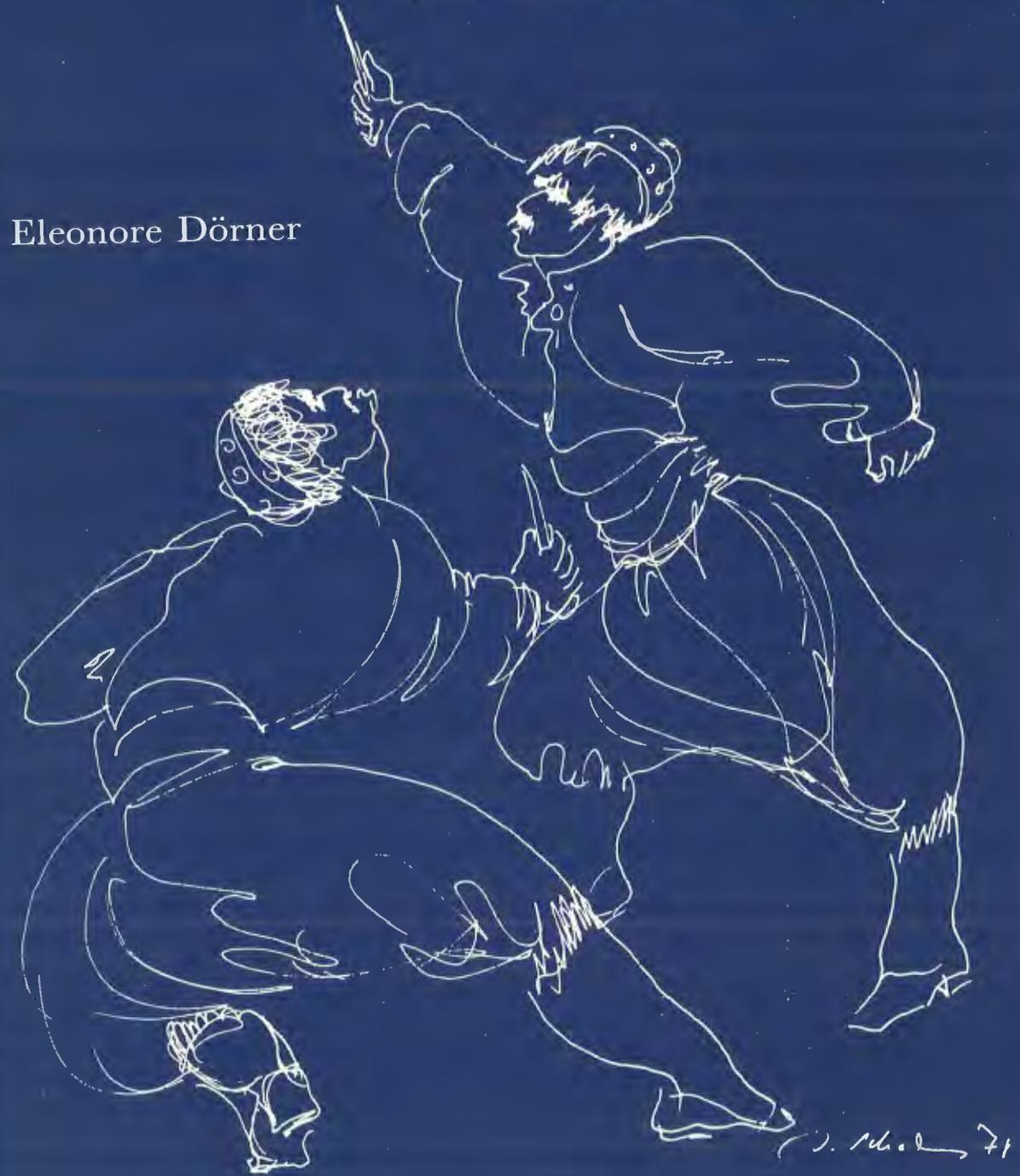
## BEI DEN GOTTKÖNIGEN IN KOMMAGENE

Weit im Osten der Türkei, im paradiesischen Tal des Euphrat, liegt inmitten des Taurusgebirges das Reich der Gottkönige von Kommagene. Langjährige Ausgrabungen mit aufregenden Ergebnissen haben in den zurückliegenden Jahrzehnten die wechselvolle Geschichte des Landes erhellt. Eleonore Dörner begleitete ihren Mann, den Historiker und Ausgräber oft bei seinen Expeditionen, hat an seiner Arbeit teilgenommen und dabei tiefe Einblicke in das Leben der weltabgeschiedenen Bewohner gewonnen. Ihre Erzählkunst läßt den Leser Geburt und Tod, Hochzeit und Blutrache, Jähzorn und Gastfreundschaft in einem märchenhaften Schimmer miterleben.



## BEI DEN GOTTKÖNIGEN IN KOMMAGENE

Eleonore Dörner



Eleonore Dörner · BEI DEN GOTTKÖNIGEN IN KOMMAGENE

Erlebnisse in einem deutschen Ausgrabungslager im Osten der Türkei

Schriften der Hermann-Brückelschen-Stiftung

CARL HUMANN ZUM GEDÄCHTNIS

Band VI

Herausgegeben  
von Dr. Friedrich Karl Dörner  
Professor an der  
Westfälischen Wilhelms-Universität  
Münster

VERLAG ERNST KNOTH GMBH · MELLE

Eleonore Dörner

Bei den  
Gottkönigen  
in Kommagene

Erlebnisse in einem  
deutschen Ausgrabungslager  
im Osten der Türkei

Mit Zeichnungen von  
Ingrid Schaar

VERLAG ERNST KNOTH GMBH · MELLE

# Inhalt

Vorwort .....	9
I. Erwartung und Ankunft .....	11
II. Im Zeltlager .....	19
III. Das Gesicht unserer Arbeiter .....	27
IV. Auf der Eski Kale, der alten Burg .....	33
V. Was werden wir essen, was werden wir trinken? ..	37
VI. Bei der Dorfschneiderin .....	47
VII. Sorgen mit der Post .....	53
VIII. Abuzer, der Reiche, und seine Frauen .....	57
IX. Die Yeni Kale, die neue Burg .....	75
X. Auf dem Maultierrücken zum Nemrud Dağ .....	85
XI. Hausbau im Dorf .....	95
XII. Emin und seine Familie .....	107
XIII. Wasser, Wasser .....	113
XIV. Mustafa, unser Chauffeur .....	121
XV. Unser Gästebuch .....	127
XVI. Der Maler und seine Modelle .....	139
XVII. Ärztliche Hilfe nah und fern .....	147
XVIII. Nihat sucht seinen Vater .....	155
XIX. Der Schmied und der Müller .....	161
XX. Abschied von Kommagene .....	169

## CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

### **Dörner, Eleonore:**

Bei den Gottkönigen in Kommagene : Erlebnisse in  
e. dt. Ausgrabungslager im Osten d. Türkei /  
Eleonore Dörner. Mit Zeichn. von Ingrid Schaar. -  
Melle : Knoth, 1983.

(Schriften der Hermann-Bröckelschen-Stiftung ;  
Bd. 6)

ISBN 3-88368-064-8

NE: Hermann-Bröckelschen-Stiftung: Schriften der  
Hermann-Bröckelschen-Stiftung

© Verlag Ernst Knoth GmbH, Melle 1983

Alle Rechte, insbesondere die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen  
Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

ISBN 3-88368-064-8

Meinem Mann,  
seinen Mitarbeitern,  
unsere Freunden.

# Verzeichnis der Abbildungen

Kapitel	I.	Wasserschöpfende Frau mit einem großen Krug an der Quelle . . . . .	15
Kapitel	II.	Wächter, seine Flinte auf dem Schoß . . . . .	21
		Dem alten Wächter sind die Augen zugefallen . . . . .	23
Kapitel	III.	Trank aus der Quelle . . . . .	29
		Frau am Webstuhl . . . . .	31
Kapitel	VI.	Reitende Bäuerin mit ihrem Kind . . . . .	49
Kapitel	VIII.	a) Nuşin, die junge Braut . . . . .	59
		b) Onkel Mustafa beim Nachmittagsschläfchen . . . . .	63
		c) Kampf auf Leben und Tod . . . . .	66
		d) Zarife, die schöne Frau des Ağa . . . . .	67
		e) Die böse Schwiegermutter . . . . .	69
		f) Mihtar, das arme Hirtenkind . . . . .	73
Kapitel	IX.	a) Musikant mit seiner Zurna . . . . .	77
		b) Leila geht zum Brunnen . . . . .	80
		c) Malik, der Burgherr, beim Derwisch . . . . .	81
Kapitel	X.	Mehmet bei der Fußpflege . . . . .	91
Kapitel	XI.	Osmans Kind bringt einen Korb mit Eiern . . . . .	97
Kapitel	XII.	Bäuerin beim Backen des Fladenbrotes . . . . .	109
Kapitel	XIV.	Vater und Sohn reiten nach Hause . . . . .	123
Kapitel	XV.	a) Spiel auf der Saz . . . . .	133
		b) Güliye mit ihren Kindern am Hofor . . . . .	137
Kapitel	XVI.	Frauen an der Butterschwinge . . . . .	143
Kapitel	XVII.	Mehmet trägt sein krankes Ziegenböckchen zum Doktor . . . . .	149
Kapitel	XVIII.	Nadire tanzt vor ihren Söhnen . . . . .	159
Kapitel	XIX.	Alter Mann auf dem Weg zur Mühle . . . . .	165

# Vorwort

Die Bergwelt im Taurosgebirge hat sich bis heute ihre besondere Schönheit und Urtümlichkeit bewahrt. Sie ist der Schauplatz der in diesem Buch aufgezeichneten Erlebnisse, die sich zur Zeit der archäologischen Forschungsarbeit in dem Zeltlager der Ausgräber und in dem kleinen Dorf Eski Kâhta zugetragen haben, das vor 2000 Jahren Arsameia hieß und die stolze Residenz der Könige von Kommagene gewesen ist. In diese weltabgeschiedene Landschaft habe ich meinen Mann bei mehreren Kampagnen begleitet, der dort viele Jahre als Leiter der deutschen Ausgrabungen in der von ihm entdeckten Königsresidenz tätig war.

Das ungewohnte einfache Leben, die Hitze und die Sandstürme brachten manche Beschwerden, die aber durch die Freude an den Erfolgen und an den archäologischen Entdeckungen in den Hintergrund traten. Es wurde bereichert durch viele menschliche Begegnungen und heitere Erlebnisse. Der dörfliche Alltag wirkte oft verwirrend und erschütternd auf die kleine Gruppe der Europäer, oft fühlten sie sich um Jahrhunderte zurückversetzt. Doch das Leben der Bauern, Hirten und Jäger ist in seinem traditionsgebundenen Gleichmaß durch die moderne Zeit bedroht. Wie lange werden sich noch die alten Sitten und Bräuche erhalten? Geburt und Tod, Hochzeit und Blutrache, Jähzorn und Gastfreundschaft sind für uns hier noch mit einem märchenhaften Schimmer umgeben. Allen blieben die Sommertage in Kommagene unvergeßlich.

Es sind zahlreiche wissenschaftliche Publikationen über die in Kommagene durchgeführten Forschungen und Ausgrabungen erschienen, an deren Beginn das bewundernswerte Werk steht, das Carl Humann zusammen mit Otto Puchstein über ihre Expedition nach Kommagene im Jahre 1883 veröffentlicht hat. Als daher mein Mann dem Vorstand der „Hermann Bröckelschen-Stiftung – Carl Humann zum Gedächtnis“ die Aufnahme meines Manuskriptes vorschlug, das zwar nicht die Forschungsergebnisse, aber doch die Eigentümlichkeiten der antiken Landschaft festzuhalten versucht, wie sie Humann durchreist hatte, fand er allseitige Zustimmung. Dafür möchte ich den Herren des Vorstandes sehr herzlich danken.

Unser Dank gebührt auch den Herren Knoth, die den Band in die Obhut ihres Verlages übernommen und den Druck auf jede nur mögliche Weise gefördert haben. Danken möchten wir auch Frau Edith Müller, die unserem Freundeskreis seit der Mitarbeit ihres Mannes eng verbunden ist, für die sorgsame Reinschrift des Manuskripts.

Kommagene ist heute nicht nur in der wissenschaftlichen Welt, sondern auch bei reisefreudigen Touristen zu einem festen Begriff geworden. Von den Freunden, die unser Leben im Ausgrabungslager geteilt haben, und von den vielen Hörern meiner Vorträge wurde ich immer wieder gebeten, die Geschichten „aus dem inneren Kreis“ nicht für mich zu behalten. Zu mei-

ner Freude entschloß sich Frau Ingrid Schaar, die Zeichnungen ihrer eigenen Reise nach Kommagene zu vervollständigen und sie als Illustration für dieses Buch zur Verfügung zu stellen. Auch diese Künstlerin hat noch das Märchenhafte in der Erscheinung und in den Bewegungen unserer Dorfbewohner gesehen und mit zarter, beschwingter Strichführung festgehalten.

Nicht fehlen darf ein Hinweis auf die Schreibung der türkischen Eigennamen, bei deren Orthographie ich den Regeln der neuen Rechtschreibung gefolgt bin. Ein Grundgesetz in der türkischen Sprache ist die Vokalharmonie. Den hellen Vokalen e – i – ö – ü stehen in den europäischen Sprachen nur die dunklen Laute a – o – u gegenüber. Es fehlt ein dem hellen i entsprechender dunkler Vokal. Hierfür wurde ein neuer Vokal geschaffen, das *ı*, also primitiv ausgedrückt, ein *i*, aber ohne Punkt! Dank gebührt der Setzerei des Verlages, daß diese Besonderheiten im Satz berücksichtigt werden konnten.

So ergibt sich folgende Übersicht über die Besonderheiten der türkischen Rechtschreibung:

- ç = tsch (çay = tschaj)
- c = dsch (cemal = Dschemal)
- ğ = kaum hörbarer Gurgellaut (dağ = dagh)
- ı = (i ohne Punkt) dumpfer ü-Laut
- j = Vereinigung von g und j wie in den deutschen Fremdwörtern  
Jalousie oder Journal
- kâ = etwa gleich deutschem kja
- s = stets scharf und stimmlos (Samsun = Ssamssun)
- ş = sch
- v = w
- y = gleich deutschem j (yenice = jenidsche)

# I. Erwartung und Ankunft

Kurz vor unserer Abreise in die Türkei traf ich im Schalterraum der Deutschen Bank in Münster eine Dame, die uns mehrere Jahre lang in der Dodostraße gegenüber gewohnt hatte. Wir kannten uns nur von einem gelegentlichen nachbarlichen Grußwechsel, bevor sie in ein Eigenheim am Stadtrand umgezogen war. Als sie mich jedoch am Bankschalter entdeckte, lief sie sofort auf mich zu und rief:

„Wie nett ist es doch, alte Bekannte wiederzutreffen!“

„Nun ich denke“, erwiderte ich, „Sie werden unsere graue Dodostraße draußen im Grünen nicht vermissen und sicher gute Nachbarn gefunden haben.“

Sie schüttelte energisch mit dem Kopf: „Man lebt sich nicht so schnell ein, wie man gedacht hat. Oft habe ich richtiges Heimweh nach der Dodostraße. Sie werden lachen. Aber wenn die Kinder in der Schule sind, ist es draußen sehr still und einsam. Da war doch in der Stadt ein ganz anderes Leben. Und besonders interessant war natürlich immer der Betrieb vor ihrem Haus.“

„Vor unserm Haus?“ Ich sah sie fassungslos an. „Ja natürlich, zu Ihnen kamen doch Gäste aus ganz Deutschland und natürlich auch aus dem Ausland, man sah das genau an den Wagennummern. Aber ganz besonders spannend war es, wenn Sie vor einer Forschungsreise Ihren Jeep vor die Haustüre stellten und anfangen einzupacken. Da haben wir Sie oft beneidet und haben richtig darauf gewartet, daß Sie wiederkamen und auspackten!“

Mir verschlug es die Sprache. Leute, von deren Leben ich nichts wußte, waren über uns, über unsere Gäste, über unsere Reisen völlig im Bilde. Mir ist es aber garnicht angenehm, beneidet zu werden, und daher fragte ich sie: „Beneidet? Warum?“

„Ja, wer sieht denn so viele fremde Länder wie Sie? Wer kann für Wochen und Monate sein Haus verlassen? Manchmal dachten wir, Sie müßten wohl den gesamten Haushalt mit sich schleppen. Was trugen Sie nur alles in den Jeep herein!“

„Bücher“, seufzte ich, „Zeichenmaterial, Schreibmaschine, Photoausrüstung, die Schlafsäcke ...“

„Na klar“, sagte sie wegwerfend, „das gehört ja wohl zu einer solchen Reise. Aber wenn Sie zurückkamen, dann waren wahrscheinlich reiche Schätze in Ihrem Gepäck!“

„Schätze?“ fragte ich erstaunt, „nein, doch wieder Bücher, Zeichenmaterial, belichtete Filme, die Photoapparate ...“

„Aber das Gold meine ich“, rief sie ungeduldig, „die Funde, die Ihr Mann bei der Ausgrabung gemacht hat!“

Es fiel mir schwer, ihr verständlich zu machen, daß in unserem Wagen keine Schätze versteckt waren, daß alle Funde der türkischen Regierung gehören, die sie im Museum ausstellt, daß mein Mann nicht an Gold interessiert ist, sondern an antiken Inschriften, die etwas über die Geschichte des Landes aussagen, daß unsere Wohnung unser Heim und keine Schaustellung antiker Funde ist.

Unsere einstige Nachbarin war tief enttäuscht. Ich hatte den Glorionschein um die Frau des Ausgräbers zerstört, die sie sich ähnlich wie Sophia Schliemann vorgestellt hatte. „Sophia stand neben ihrem Mann an der Burgmauer von Troja. Die Arbeiter waren zum Essen geschickt worden, die beiden blieben allein. Heinrich Schliemann löste den Stein aus dem Mauerverband und holte den Goldschatz des Priamos aus seinem Versteck, darin er jahrtausendlang geschlummert hatte. Stück für Stück legte er in die aufgehaltene Schürze seiner gespannt wartenden Frau.“

Ich merkte es deutlich, diese Geschichte spielte sich vor ihrem inneren Auge ab. „Haben Sie nie mit Ihrem Mann solch einen Schatz gefunden wie Schliemann?“ fragte mich unsere ehemalige Nachbarin.

„Ach nein“, sagte ich, „so ein Fund kommt nur ganz, ganz selten vor. Wir haben immer viel Mühe und Arbeit gehabt und haben oft unter Hitze, Durst, Fliegen und Moskitos gelitten. Mein Mann lag lange in der Klinik mit einer schweren Malaria, ich bekam Amöbenruhr.“

„Ja, aber warum“, fragte meine Nachbarin nun ganz ängstlich, „warum sind Sie denn um Gotteswillen in eine solche heiße, ungesunde Gegend gereist?“

Warum, ja warum sind wir gereist? Warum blieb die Begeisterung meines Mannes für seine Forschungsarbeit unverändert die gleiche? Was faszinierte uns an der Türkei, die immer noch bei vielen Deutschen als unterentwickelt gilt, wo die Straßen gefährlich und die Hotels primitiv sein sollen? Die einen fürchten die Hitze, die andern das Ungeziefer und vor allem die fremde Sprache. Natürlich ist sie nicht leicht zu erlernen, aber beherrscht man sie nur ein wenig, so hat man den Schlüssel zu den schönsten menschlichen Erlebnissen in der Hand.

Ich entsinne mich an eine Nachtfahrt im Damenabteil eines Schlafwagenzuges durch Anatolien. Eine türkische Dame war mit mir eingestiegen, und wir unterhielten uns während der langen Reise recht gut miteinander. Sie erzählte mir, daß sie einige Monate mit ihrem Mann in Moskau gelebt hatte. „Und wie gefiel es Ihnen?“ fragte ich gespannt. „Schlecht“, sagte sie und schüttelte mit dem Kopf: „Es gibt kein gutes Trinkwasser in dieser Stadt!“ Diese Antwort hatte ich nicht erwartet, und sie erschütterte mich. Ein solches Urteil hätte ich von einer Deutschen niemals zu hören bekommen. Wer beurteilt bei uns das Leben in einer Stadt nach ihrem Trinkwasser? Die Türken aber haben sich den Geschmack für klares Wasser bewahrt

und wissen wohl, zwischen Leitungs- und Quellwasser zu unterscheiden. Auf den Tischen und in den Restaurants stehen versiegelte Flaschen mit Trinkwasser. „Aber das Beste ist das Wasser“, sagte der griechische Philosoph Thales vor mehr als zweitausend Jahren, dessen Heimat Kleinasien war.

Noch sprudeln dort die Quellen der Berge, und zu diesen klaren Quellen zog es uns immer wieder, die eiskalt und aus den Felsen am Fuße des 2000 m hohen Nemrud Dağ entspringen, dort, wo kein Industrielärm die Ruhe der Landschaft stört und keine Hast und Eile den bauerlichen Tagesablauf zerreißt. Wie tief sinnig ist die Sprache in ihren Formulierungen und Bezügen! Wir sprechen nicht nur von den Wasserquellen, sondern ebenso von den Geschichtsquellen, aus denen wir schöpfen müssen, um eine sichere Kunde von dem Zeitgeschehen zu erhalten. Es gilt, die getrübbten späteren Berichte zu sichten, zu ordnen und zu versuchen, bis auf den Grund zu dringen. Unsere Kenntnisse über das Reich Kommagene, das hellenistische Fürsten im Gebiet der Taurosberge und an den Ufern des Euphrat errichteten, beruhten auf den Aussagen römischer Schriftsteller, die an dem kleinen Staat, der ihnen hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, wenig freundliche Kritik übten. Doch auf den Felsen, aus denen die Quellen rauschen, künden uns noch heute die eingemeißelten Inschriften von dem Willen der kommagenischen Herrscher, ihr Land selbständig in einer stolzen Tradition zu beherrschen und es mit einer neuen Religionsschöpfung zusammenzuhalten. Das ist die Quelle für ein neues Verständnis ihrer Politik.

Wenn wir vor dem Eingang unseres Zeltens am Aufstieg zum Nemrud Dağ standen, blickten wir auf zu dem dunklen Saft des Himmels, der mit flammenden Sternen bestickt schien. Keine elektrische Straßenbeleuchtung lag als Lichtbarriere dazwischen. „Nach diesem Himmel habe ich mich den ganzen Winter lang gesehnt“, sagte mein Mann.

Fast schien es, als sollte ich das gelobte Land nie erreichen, von dem mir mein Mann seit unserer Hochzeit im Jahre 1938 unaufhörlich erzählte. Wir lebten die ersten beiden Jahre unserer jungen Ehe in Istanbul, aber die drohende Kriegsgefahr verhinderte eine Reise in das Landesinnere, das mein Mann noch 1938 zusammen mit Rudolf Naumann bereist hatte. Schon Istanbul erschien mir märchenhaft, und ich wurde nicht müde, die Moscheen, den Serail, den Bazar und die alten Gassen zu durchwandern. Ein buntes Völkergemisch umgab mich, mit Französisch, Englisch, Deutsch oder Griechisch konnte ich mich überall verständigen.

„Du mußt türkisch lernen, du mußt nach Anatolien“, sagte mein Mann, „dort wirst du erst das wahre Wesen des Landes begreifen.“ Viel Zeit schien damals vor mir zu liegen, um mich langsam an die Welt des Orients zu gewöhnen.

Doch dann kam alles ganz anders. Der Krieg, die Rückkehr nach Deutschland, die Bombennacht, die unser Heim und unsere Bibliothek zerstörte, die Verwundung meines Mannes, sein Neubeginn mit einer Lehrtätigkeit an der Universität Tübingen, so daß die Türkei wie ein Traumbild in unerreichbarer Ferne lag. Langsam, in der schweren Nachkriegszeit, fing

mein Mann wieder an, die alten Forschungspläne aufzunehmen, und allmählich nahmen sie Gestalt an. Die ersten Expeditionen im Alleingang mit Hilfe ausländischer Freunde öffneten ihm von neuem das Tor zur Welt der Antike. 16 Kilo betrug sein Gepäck, davon wog die Hälfte seine Photoausrüstung. Braungebrannt, abgemagert, aber glücklich kehrte er heim, die Skizzenbücher gefüllt mit Zeichnungen von antiken Denkmälern sowie von zahlreichen lateinischen und griechischen Inschriften, von deren charakteristischen Formen er außerdem auf großen Papierbogen Abklatsche hergestellt hatte, die in einer meterlangen Blechtrommel sorgfältig verpackt waren.

„Du kannst unmöglich mitreisen“, sagte er. „Der ganze Tag vergeht mit Photographieren und Zeichnen in der Sonne, Stunde um Stunde war ich zu den verschiedenen Dörfern mit dem Maultier auf hartem Holzsattel unterwegs. Abends sinkt man dann todmüde auf eine Matratze, die auf dem Fußboden eines Bauernhauses ausgebreitet wird. Außer Yoghurt und Fladenbrot gibt es nicht viel zu essen, Flöhe und Wanzen plagen einen noch immer dazu jede Menge!“

Ein paar Jahre noch – dann wurde es besser. Freunde und Förderer ermöglichten eine größere Forschungs-Kampagne, unsere einzige Tochter hatte ihr Abitur bestanden, und so war auch eine Möglichkeit für meine Mitarbeit und meine Begleitung gegeben. Natürlich wußte ich, daß ich nicht wie Sophia Schliemann mit offener Schürze neben meinem Mann stehen würde, um die Goldschätze einzusammeln. Es galt, sich auf viel prosaischere Pflichten einzustellen: die Küche und die Einkäufe zu überwachen, sich auf „Erste Hilfe bei Unfällen“ einzuüben, sich mit der türkischen Sprache und mit dem fremden Geld vertraut zu machen, um bei der Buchführung helfen zu können. Eifrig planten und rechneten wir in den Wintertagen, schrieben mehr als hundert Briefe, um Mitarbeiter und Förderer zu gewinnen, durchsuchten die Kataloge nach einer praktischen Camping-Ausrüstung, bestellten Lebensmittel, Medikamente und Kisten für die Verpackung.

Wie sehr freute ich mich! Aber dann schien mir das Schicksal noch einmal einen Strich durch die Rechnung machen zu wollen. Eine Operation wurde kurz vor der festgesetzten Abreise unumgänglich nötig, und als ich sie glücklich überstanden hatte, warnte mich der Arzt: „Sie müssen sich lange vor jeder Überanstrengung hüten und große Hitze vermeiden. Ich rate Ihnen, brav zu Hause zu bleiben, auch wenn Ihre geplante Türkei-Expedition Ihnen noch so verlockend erscheint!“

Natürlich war ich in Tränen, aber mein Mann tröstete mich: „Zuerst erholst du dich in Deutschland, und ich fahre mit den Mitarbeitern voraus. Die Fahrt im Jeep ist noch viel zu anstrengend für dich. Aber dann kommst du später mit Frau Rintelen nach. Ihr fahrt beide im Zug, Schlafwagen. Du glaubst nicht, wie bequem und unterhaltend das wird! In Malatya holen



J. M. 79

Wasserschöpfende Frau mit einem großen Krug an der Quelle ▷

wir euch ab. Dann ist das Zeltlager in Eski Kâhta schon aufgebaut, und alle Anfangsschwierigkeiten sind überwunden.“ So haben wir es gemacht, und so ging es gut.

Noch manches Jahr bin ich seither mit in die Ausgrabung gereist, im Jeep, im VW-Bus, oft mit der Fähre von Venedig nach Izmir, oft mit dem Flugzeug. Doch nichts kam der Spannung dieser ersten Anreise und dem Staunen der ersten Ankunft gleich. Nie wieder schienen die Berge so majestätisch und das Rauschen des Flusses so geheimnisvoll zu sein. Zum erstenmal begegneten mir die Menschen dieser Landschaft in ihrem eigenen, ihnen angemessenen Rahmen. Wohl hatte ich schon buntgekleidete Bäuerinnen und Männer in weitfallenden Hosen mit breiten gewebten Leibbinden im Getriebe der Großstädte Istanbul und Ankara gesehen. Aber sie wirkten dort wie Strandgut, von der Suche nach einem Verdienst in eine fremde Umgebung verschlagen. Hier im Taurosgebirge waren Landschaft, Mensch und Tier noch miteinander verbunden. Die Gehöfte und Dörfer aus Felsstein nahmen der Umwelt nichts von ihrer großartigen Eigenart. Sahen die Frauen inmitten der Städterinnen oft unansehnlich und zerlumpt aus, hier in der kargen Gebirgslandschaft erschienen sie wie bunte Blumen in ihren langen farbigen Kleidern. Unvergesslich hat es sich mir eingeprägt, wie eine junge Frau im violetten Gewand mit Goldschmuck im dunklen Haar an der Quelle kniete und Wasser schöpfte, oder wie eine junge Mutter im hellgeblühten langen Kleid auf dem Maultier vorüberritt, ihr Kind hinter sich im Sattel. Die ernsten Männer mit den schmalen dunklen Gesichtern, die in der Hafenstadt schweißüberströmt Lasten schleppten, hier traten sie uns als Herren auf der Schwelle ihres Hauses entgegen. Kein Auto fuhr auf den steinigen Gebirgswegen, aber Ziegenherden und Maultierkarawanen begegneten uns, Steinhühner flogen am Feldrand auf.

Und dann kamen wir in das Dorf. Bei meiner ersten Ankunft war der Aufweg so schlecht, der Anstieg so steil, daß wir zunächst den Jeep am Fluß stehen ließen und langsam zu Fuß heraufgingen. Plötzlich waren wir aus einem breiten Tal in eine enge Paßstraße geraten. Auf steilem Felsrücken ragten die Ruinen einer mittelalterlichen Burg in den blauen Himmel und begrenzten den Ausblick zu unserer Rechten. Der Burg gegenüber breitete sich das Dorf Eski Kâhta aus. Seine Häuser, aus Stein gebaut, mit Holzbalken und Reisisig flach gedeckt, waren terrassenartig übereinander errichtet. Schon traten aus den offenen Haustüren Frauen und Kinder, die gespannt unseren Aufstieg beobachteten. Die Hitze schien mir fast unerträglich zu sein, als wir auf einem kleinen Dorfplatz anlangten, wo uns eine Gruppe von Männern erwartete.

Wir gingen auf ein großes Haus mit einer offenen Wohnhalle zu; es gehörte dem Hoca, dem Geistlichen des Dorfes. Ihm machten wir immer den ersten Besuch. Würdevoll kam er uns entgegen und führte uns in den Wohnraum, der mir nach der Mittagshitze des schattenlosen Dorfplatzes unbeschreiblich kühl und dunkel erschien; denn nur ein kleines Fenster war in die dicken Steinwände eingelassen. Es schwindelte mir etwas von der ungewohnten Anstrengung, und so verging mir die nächste Stunde wie im

Traum. Wir saßen auf buntbezogenen Kissen, die über einen Teppich gelegt waren, wir bekamen von einem ernstblickenden jungen Mann ein mir noch unbekanntes Getränk: Ayran (Yoghurt verrührt mit Wasser) in kleinen Zinnschüsseln gereicht, und er bat uns, damit vorlieb zu nehmen, bis seine Mutter den Tee bereitet hätte. Später kam eine freundliche alte Frau und brachte auf einem Messingtablett goldumrandete Gläser mit einem starken, süßen Tee. Sonst sah ich keine Frauen, nur Männer, von denen einer nach dem anderen still hereintrat, die Schuhe auszog, sie neben den Türeingang stellte und erst auf eine Handbewegung des Gastgebers uns gegenüber Platz nahm. Von der Unterhaltung verstand ich nicht viel, sie wurde leise geführt. Der starke Tee belebte mich wieder, so konnte ich den Weg von einer halben Stunde, der durch das Dorf, über die mittelalterliche Brücke zum Wasserfall und wieder den Felsenhang hinauf zu unserem Zeltlager führte, gestärkt und all den fremden Eindrücken neu aufgeschlossen antreten.

Oft bin ich seitdem diesen Weg gegangen, und äußerlich hat sich wenig an ihm verändert. Die steinernen Dorfhäuser hielten dem Frost und der Hitze stand, es kam selten ein neues dazu. Die Straße blieb schlecht gepflastert, Bäume und Gärten wollten nicht gedeihen. Einzigartig erschien mir immer wieder der Ausblick auf die Burgruine und auf die gewaltige Bergwelt. Und doch ist in den vergangenen Jahren so manches anders geworden. Die Technik und der Tourismus sind auch in diese verlassene Landschaft eingedrungen, die neue Zeit ist in den Sitten und Gewohnheiten der dörflichen Familien eingezogen und hat ihre Anschauungen und ihre Ansprüche gewandelt.

Eine der Ursachen war die von meinem Mann durchgeführte Ausgrabung; denn jetzt konnten erstmals die Männer in ihrem eigenen Dorf bares Geld verdienen. Noch lange beobachteten wir, wie man sich daneben wie in alten Zeiten mit dem Tauschhandel behalf: Der Müller behielt für das Mahlen einen Sack Mehl als Bezahlung ein und gab ihn für ein Ackergerät dem Schmied. Man bot ein Schaffell, wenn man Kleiderstoff brauchte oder ein Huhn für Schuhe. Natürlich verlangte der Staat, schon bevor wir unseren Einzug in Eski Kâhta hielten, Steuern von den Dorfbewohnern. Oft wußten sie dann nicht, wie sie das Geld dafür aufbringen sollten, und zogen für Wochen und Monate in die großen Hafenstädte, um es mühsam als Lastträger zu verdienen. Nun, da sie in der Ausgrabung ihren Lohn ausgezahlt bekommen hatten, konnten sie neue Gärten und Weinberge anlegen und ihre Herden vergrößern. Der eine kaufte sich eine Dreschmaschine, der andere beteiligte sich an einem Autobusunternehmen, und fast alle Familien schafften sich ein Maultier an, während es vorher im Dorf nur Esel gegeben hatte. Jetzt wurde der Beruf des Bergführers einträglich. Die Touristen kamen in verstaubten Autos die steile Anfahrtsstraße heraufgekeucht und verlangten Unterkunft, Essen und Trinken, aber vor allem Reittiere, um zum Grabmal des Königs Antiochos auf dem Nemrud Dağ zu reiten.

Ungeahnte Möglichkeiten eines scheinbar leichten Gelderwerbes versetzten das Dorf in eine Art von Rausch. In der vergangenen Generation war es

selbstverständlich, einen Gast, der vor der Türe stand, zu beherbergen, ohne eine Gegengabe zu fordern. Nun aber strömten die Fremden in Scharen herbei, von denen man sich erzählte, daß sie höchste Preise in den Hotels und Restaurants der Städte bezahlten, ja schon für den Parkplatz ihres Autos das Portemonnaie herauszögen. So hörte man, warum soll man sich nicht angleichen? Die Leute in Eski Kähta, die nur ihre Häuser, ihre anspruchslosen Schlafplätze, ihre bescheidenen Mahlzeiten vor sich haben, deren Leben aus Mühe und Arbeit besteht, sie glauben unvorstellbar reiche Müßiggänger vor sich zu sehen. Sie verstehen ihre Sprache nicht, sie können sich kein Bild von ihren Lebensgewohnheiten machen. „Gibt es bei euch auch einen Mond?“ fragte mich einmal ein Kind.

Hatte es anfangs unser Herz mit Freude erfüllt, wie durch die fleißige Arbeit in der Grabung ein bescheidener Wohlstand in das Dorf einzog, wie begünstigt durch lange Friedensjahre der türkische Staat einen Schul- und Gesundheitsdienst aufbaute, ein Straßennetz anlegte und Telefondrähte spannte, so sahen wir jetzt oft mit Schrecken, wie die moderne Entwicklung, die das Dorf vom Zeitalter der nomadisierenden Hirten in das der Technik geschleudert hat, die Menschen zu überfordern scheint. Glück und Zufriedenheit erwarteten die Männer von einem Erwerb, den sie in ihrem heimischen Dorf ausüben konnten, Habsucht und Streit wurden stattdessen unter den Nachbarn entfacht. Schläfrige junge Burschen unterhandeln gerissen mit den Reitern ihres Maultieres, friedliche alte Männer bestehen jetzt bössartig auf einer überhöhten Forderung.

Oft denken wir, es ist nicht mehr das gleiche Dorf. Aber dann erinnere ich mich an alle Geschichten, die wir hier erlebt haben und die uns erzählt wurden. Oft haben wir lange über den dunklen Fluch der Blutrache gesprochen, über den Neid, der die Nachbarn wegen eines guten Weidegrundes entzweit hat, über schlechtgeratene, faule Söhne. Und ich weiß, daß der erste Eindruck nicht immer der richtige ist. Nur für einen flüchtigen Besucher scheint unser Dorf friedlich und beschaulich am Felshang zu liegen. Doch leicht verletzbarer Stolz, Eigensinn und Jähzorn konnte man schon immer im Charakter der Einwohner feststellen. Vieles verdeckt davon die Würde, die uns so unnachahmlich scheint. Und glücklicherweise blühen zwischen Haß und Streit auch die schönen Blumen der Liebe, Menschlichkeit und Lebensfreude.

## II. Im Zeltlager

Gespannt beobachtete mein Mann den Eindruck, den das Dorf und seine Bewohner auf mich machten, aber ungeduldig drängte er weiter, um mir das neuaufgebaute Zeltlager zeigen zu können. Und wirklich, meine Überraschung und Begeisterung waren groß, und ich konnte nicht genug bewundern, wie gut der Platz gewählt war, wie die Zeltpfähle fest im Boden verankert standen und wie praktisch mir der kühle Büroraum schien, der unter einem überhängenden Felsdach aufgemauert war. Groß und geräumig fand ich die Küche, deren halbhohe Wände aus Steinen errichtet, mit Stangen und belaubten Ästen ein schützendes Dach aufgesetzt bekommen hatten. Ganz besonders gefiel mir das „Badezimmer“, das im Freien aus einer langen Holzrinne bestand, durch die ein Arm der Quelle geleitet war, die immerfort quirlte und sprudelte. Nicht weit davon war unter grünen Feigenbäumen der Platz, wo das Wasser aus dem Felsen sprang, das weiter unten im Tal eine Mühle trieb. Wir waren fern vom Dorf auf einem kleinen Felsplateau mitten in der Gebirgslandschaft, konnten von hier aus zu den Ausgrabungsplätzen und zu der kleinen mittelalterlichen Brücke herübersehen und ohne zu große Anstrengung zu unseren Fahrzeugen auf dem Platz neben der Moschee gelangen.

Nach verschiedenen Versuchen hatte mein Mann sich für die altbewährten türkischen Rundzelte entschieden, wie man sie oft bei den Straßenbauarbeitern beobachten kann. Natürlich benutzt sie auch heute noch die türkische Armee, es ist das gleiche Modell, mit dem sie im Mittelalter bis vor die Tore Wiens gezogen war, und es sind die gleichen spitzen Zelte, die bei dem deutschen Maler Altdorfer auf dem großen Gemälde seiner Alexander-schlacht erscheinen. Die Zelte waren um einen Mittelpfosten gespannt und boten reichlich Platz für zwei Feldbetten, Hocker und Kisten. An dem Pfosten hingen Kleidersäcke aus Plastikstoff, und allmählich erwarb jeder Zeltbewohner einen der schönen buntgewebten Kelims, wie sie in den umliegenden Dörfern gewebt wurden, um sie auf den Boden zu legen. Am Tag konnte man es im Zelt nicht aushalten, die Sonne schien zu heiß auf die Zeltleinwand. Aber am Abend wurde es merklich kühler, und so schlüpfen wir gern in die bunten praktischen Schlafsäcke, eine kostbare Stiftung der Firma Billerbeck aus Wuppertal. Schön war das Erwachen im Zelt, wenn die ersten Sonnenstrahlen das schützende Dach hell färbten, schön war das Frühstück auf der Felsenterrasse auf neuen Gartenstühlen am langen Tisch. Dann waren die „Henkelmänner“ für die Herren zurechtgemacht, die zu den Ausgrabungsplätzen wanderten oder ritten, und Stille kehrte im Lager ein.

Alle, die im Zeltlager mit uns lebten und zu Besuch kamen, haben es sehr bedauert, als wir das Leben im Freien aufgaben und ein festes Haus im Dorf bauten. Aber leider mußte es sein! So merkwürdig es klingt, die Romantik eines Zeltlagers kostete zu viel Geld. Einmal war es der lange Transportweg zu unserem abgelegenen Felsenplatz, der viel Zeit, Träger- und Maultierlasten erforderte. Ein Wagen konnte nur bis zum Dorf herauffahren, und dann hieß es die Lasten umzupacken und Tiere oder Träger damit zu beladen, die zuerst den Weg hinunter zum Fluß, dann über die Brücke und wieder hinauf zum Lager wandern mußten. Jeder Tisch, jeder Stuhl, jeder Sack mit Reis und so fort sind auf diese mühsame Weise transportiert worden. Außerdem war der schmale Weg nur bei gutem Wetter begehbar. Heftiger Regen ließ Sturzbäche den Felsabhang herunterfließen, verwandelte die Erdkrume in zähen, feuchten Lehm, so daß darin die Schuhe steckenblieben. Der Regen drohte in das Zeltinnere einzudringen, obschon um jedes Zelt vorsorglich ein Wassergraben gezogen war. Zum Glück erlebten wir solche Tage nur ganz selten. Im Sommer konnte man wochenlang mit gutem Wetter rechnen. Kam der Herbst, so wurden wir aus unseren Zelten vertrieben, wir mußten sehen, daß wir sie trocken zusammenlegten und daß sie im Winter gut gelagert waren. Trotzdem war im nächsten Frühjahr wieder allerlei an ihnen zu flicken.

Dann aber mußte der Zeltplatz ständig bewacht werden; denn er lag offen für jeden Zugriff vorüberziehender Nomaden oder etwaiger Diebe. In drei Schichten zu 8 Stunden galt es für einen Wächter zu sorgen. In der Nacht saß Osman aufmerksam auf seinem Posten, er wurde von Ramazan abgelöst, einem großen starken Mann, der uns sehr vertrauenerweckend schien. In der Felswand baute er sich eine kleine Steinhöhle und konnte von deren Vorplatz aus das ganze Gelände weit übersehen. Oberhalb der Zelte führte ein Pfad entlang, auf dem immer wieder eine Maultierkarawane oder eine Ziegenherde erschien. Treiber und Hirten riefen unserem Wächter ihre Grüße herunter, der, seine lange Flinte über den Knien, würdevoll ihren Ruf erwiderte. Eines Tages aber saß nicht Ramazan auf seinem Platz, sondern ein hüstelnder alter Mann. „Es ist Ramazans Vater“, erklärte uns unser Vorarbeiter Emin. „Weil der Sohn die Ernte einbringen muß, ist sein Vater Hamdi an seiner Stelle zu uns gekommen. Ramazan wird etwa drei Tage auf dem Feld zu tun haben.“ Es vergingen drei Tage, es verging eine Woche, Ramazan kehrte nicht auf seinen Posten zurück. Er wurde nach unserem Empfinden schlecht vertreten. Manchmal hörten wir den alten Vater ganz erbärmlich krächzen und husten, aber meistens, wenn wir zu seinem Ausguck heraufstiegen, fanden wir ihn eingeschlafen.

Wir machten Emin Vorstellungen, daß der Ersatz für Ramazan ungenügend wäre, aber Emin schüttelte mit dem Kopf: „Ramazan muß sein Korn dreschen“, belehrte er uns. An einem heißen Mittag beobachtete ich eine Arbeitergruppe, die ihr Essen in der Nähe unseres Lagers einnahm; sie

*Wächter, seine Flinte auf dem Schoß ▷*



*C. J. ... 71*

hatten sich in einer großen Flasche Quellwasser geholt und ihre Brotfladen, Tomaten und Maiskolben auf einem Tuch ausgelegt. Gerade hatten sie in der Hockstellung mit dem Essen angefangen. Freundlich lächelnd trat der alte Wächter in ihren Kreis. Sogleich erhoben sich alle Männer und setzten sich erst wieder hin, als der alte Mann zwischen ihnen Platz genommen hatte.

Ich kam zu der Einsicht, daß unser Lager besser durch den Großvater, vor dem alle Ehrfurcht und Achtung hatten, geschützt war als durch einen jungen Burschen, dem mancher gern einen Streich gespielt hätte.

Als wir unser Zeltlager bezogen, hatten wir nicht geahnt, daß wir andere Bewohner von diesem Platz verdrängt und in ihren Gewohnheiten gestört hatten. Es waren allerdings keine harmlosen Lebewesen, sondern Schlangen, Schlangen, die es geliebt hatten, die sonnige Felsenecke an der Quelle aufzusuchen, von dem Wasser zu trinken und sich dann behaglich in der Wärme der Sonnenstrahlen auf den Steinen zu ringeln. Keiner von uns hatte das gewußt; wir erklärten es uns erst später nach einem aufregenden Vorfall.

Jeder hatte es sich in seinem Zelt so wohnlich wie möglich eingerichtet; doch unsere Photographin Carmen Rahn baute darüber hinaus noch ein kleines Labor in ihren Zeltwänden auf. Das kostbare Filmmaterial konnte sie allerdings nicht im Zelt aufbewahren; die Temperaturen am Tag wären darin viel zu hoch gewesen, es lag fest verschlossen in Blechdosen im flachen Quellwasser unter einem Feigenbaum. Doch manches notwendige Gerät stand auf Kisten griffbereit, und unter ihrem Bett lagerten die Aluminiumfolien, die sie zum Aufhellen der Aufnahmen von Kleinfunden brauchte. Carmen Rahn nahm alle Unbequemlichkeiten und Anstrengungen klaglos auf sich. Da die Wege zu den verschiedenen Ausgrabungsplätzen sehr weit waren, stand ihr immer ein Maultier zur Verfügung, und sie wurde auf ihrem Ritt von Ibrahim, Emins jüngstem Bruder, begleitet. Kam sie zu den Essenszeiten wieder ins Lager zurück, war sie oft totmüde von der Hitze und der konzentrierten anstrengenden Arbeit des Photographierens. Trotzdem ließ sie es sich nicht nehmen, noch am Abend die belichteten Filme selbst zu entwickeln, um sich zu überzeugen, daß alle Aufnahmen zu ihrer Zufriedenheit gelungen waren. Wenn die Grabungsteilnehmer zu einem kleinen gemütlichen Abendschwatz unter dem Sternhimmel zusammensaßen, arbeitete sie still und fleißig in der kleinen Dunkelkammer ihres Zeltes.

Eines Abends war es über unseren Gesprächen später als gewöhnlich geworden; wir glaubten, Carmen Rahn sei schon lange eingeschlafen, und waren gerade dabei, uns Gute Nacht zu sagen, da öffnete sich der Vorhang vor dem Zelt unserer Photographin, und ihre kleine, zierliche Gestalt kam im Schlafanzug auf uns zu. Dabei sagte sie ruhig und mit leiser Stimme: „Vielleicht ist einer der Herren so freundlich und kommt mit einer Axt in

*Dem alten Wächter sind die Augen zugefallen ▷*



*D. Sch. 71*

mein Zelt. Aber wir müssen vorsichtig sein. Es ist eine Schlange unter meinem Bett!“ Und wahrhaftig, auf der sonnendurchwärmten Aluminiumfolie hatte es sich eine Giftschlange bequem gemacht. Carmen Rahn war von ihrem Rascheln erwacht, und da sie blitzschnell überdachte, daß sie keine Waffe bei sich führte, kletterte sie vorsichtig, aber entschlossen über sie hinweg zum Zeltausgang. Aziz erlegte das Tier mit einem weitausholenden Hieb. Die Bewunderung von uns allen war groß, wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Geschichte von der Geistesgegenwart und Furchtlosigkeit der jungen deutschen Photographin in der ganzen Gegend. Ibrahim, der manchmal unwillig seinen Dienst als Begleiter einer Frau angetreten hatte, warf sich jetzt stolz in die Brust, so als sei er schon fast ein Schlangentöter, mindestens aber fast ein Photograph.

Ganz besonders beeindruckt von der Schlangengeschichte war unsere alte Freundin Elif Hanım. Ihr Hof lag am Rande des Flußtales, eine Stunde von unserem Lager entfernt. Früh verwitwet hatte sie drei Söhne großgezogen. Sie brachte die Ernte ein und hielt das Geld zusammen; sie ging mit den Tieren auf die Alm und melkte und butterte, sie war klug und fleißig, aber wachte auch scharf über ihrem Eigentum.

Von meinem Mann erwartete sie die Förderung ihrer Söhne. Der erste wünschte sich ein Gewehr aus Deutschland für seine Jagdleidenschaft. Der zweite brauchte die Fürsprache beim Vali für eine Tätigkeit bei der Behörde. Der Jüngste, Mustafa, sollte den Zivilführerschein machen, nachdem er den Führerschein bei der Armee erworben hatte, eine Kostenfrage natürlich, aber immerhin noch leichter zu lösen als die unsinnige Aufgabe, ein Gewehr mitzubringen. „Es ist nur Ihr Vorteil“, sagte die Mutter schmeichelnd, „Sie haben dann immer einen zuverlässigen Chauffeur in der Ausgrabung.“ Mit derartigen Vorschlägen kam Elif Hanım fast täglich in unser Lager, eine Mohrrübe oder einen Apfel als Geschenk für mich in der Schürze.

Als ich mich einmal mit einem Nähkästchen für ihre kleinen Aufmerksamkeiten bedanken wollte, sah sie mich vorwurfsvoll an: „Sie wissen doch, daß ich keine Schneiderin bin!“. Allerdings: Flicker, Stopfen oder Nähen stand nicht auf ihrem Programm; man sah es ihrer Kleidung an. Aber sonst war sie ein prachtvoller Mensch, und sie langweilte mich nie mit den sonst üblichen Fragen, nämlich: „Was kostet dies und das bei Euch in Deutschland?“, sondern sie führte Gespräche, die an Witz und Einfall die wortkargen Berichte der anderen Dorffrauen weit übertrafen.

Seit dem Schlangenabenteuer stand Carmen Rahn im Mittelpunkt ihrer Gespräche, und sie glaubte, ihr ihre ganz besondere Anerkennung dadurch auszudrücken, daß sie meinem Mann und mir ihre Verlobung mit ihrem Sohn Mustafa vorschlug. Sie bat uns, dem Vater der Photographin, der mit seiner Tochter zu uns gereist war, ihre Angebote für den Brautkauf zu unterbreiten. Jeden Tag fiel ihr etwas Neues ein: zuerst lockte sie als Morgengabe mit einem Acker. Als dieser lächelnd abgelehnt wurde, rief sie: „Natürlich bekommt Ihr die gute Quelle dazu, die Ihr doch schon lange für den Ausgrabungsplatz auf der Eski Kale haben wollt. Nein, genügt das

noch nicht? Auf Wiedersehn!“ Am nächsten Tag wollte sie drei Ziegen bringen, später einen handgeknüpften Teppich, und so steigerte sie den Preis für die Braut ins Ungemessene. Der Spaß für alle Grabungsteilnehmer war nun der, daß dem Vater der Braut diese Zudringlichkeiten lästig fielen und er brüsk vom Tisch aufstand, wenn Elif Hanım im Zeltlager erschien. Die Jugend und die Photographin aber lachten, die Komödie machte ihnen Spaß. Kaum waren wir alle abgereist, wurde Mustafas Hochzeit mit einem Mädchen aus dem Nachbardorf gefeiert, mit der er längst versprochen gewesen war. Blutjung und fügsam zog sie unter dem roten Schleier in das Haus am Fluß ein. Ach ja, leicht würde sie es nicht haben mit Elif Hanım als Schwiegermutter!

Als Mustafa heiratete, waren wir schon in Deutschland und versäumten dieses Fest. Trotzdem hatten wir in diesem Sommer eine schöne Hochzeitsfeier im Zeltlager; es war unsere eigene silberne Hochzeit. Natürlich feierten wir sie der Landschaft gemäß im Freien, mit einem Festmahl aus Ziegenbraten und Bulgur, mit Weintrauben und Melonen. Nicht nur alle Mitarbeiter nahmen daran teil, sondern auch die einheimischen Freunde und Nachbarn. Der lange Tisch sah sehr viel festlicher aus als gewöhnlich. Marlies Rintelen hatte unsere Stühle mit Girlanden aus Oleanderblüten geschmückt und vor unserem Platz stand ein Krug mit 25 langstieligen künstlichen Rosen, die sie selbst heimlich an den Abenden vorher gebastelt hatte; denn echte Blumen gab es in diesem heißen August nirgends mehr. Sie wurden sehr bestaunt, und unsere türkischen Gäste strahlten, als sie zum Abschied jeder eine Blume aus dem Krug erhielten. Wir sahen sie noch nach Jahren sorgfältig aufbewahrt in den Bauernhäusern. Die Jugend am Tisch freute sich allerdings noch mehr über den Baumkuchen, den unsere Freundin Annemarie Michelly aus ihrem Koffer hervorzauberte, einen richtigen, schokoladenüberzogenen Baumkuchen aus Berlin!

Unser alter, fast blinder Freund Osman gab uns die Ehre seines Besuches mit drei erwachsenen Söhnen. Sie hatten von ihrem Landgut im Flußtal einen ziemlich weiten Anritt, und daher steuerte das Familienoberhaupt fröhlich und sicher auf die bekränzten Ehrensessel zu. Aber mein Mann nahm ihn bei der Hand: „Diesmal ist dies der Platz für mich und meine Frau. Ich muß Ihnen ausnahmsweise einen bescheideneren Stuhl anbieten“, und er erklärte ihm die Ursache. Osman lächelte freundlich, aber im Grunde fand er unsere Sitte und den Aufwand, der mit der Silberbraut getrieben wurde, gewiß sonderbar und unnötig. Kam ich mit meinem Mann in sein Haus zu Besuch, so wurde ich stets nur für eine Viertelstunde in dem Männerkreis, der sich in der großen Wohnhalle versammelte, willkommen geheißen. Nach dem ersten Glas Tee erklärte dann aber Osman, daß sich alle Frauen des Hauses freuten, mich zu begrüßen und auf mich schon warteten. So wanderte ich über den Hof in einen Raum neben der Küche, wo ich rasch von Frauen und jungen Mädchen umringt wurde und alle Babies bewundern und auf den Schoß nehmen mußte.

Nun saß also Osman bei dem Fest unserer silbernen Hochzeit an einer „gemischten“ Tafel, es gab statt einer strengen Teilung zwischen Männern

und Frauen eine bunte Reihe. Aber er lächelte auf jeden Fall hochzufrieden. „Es ist sehr schade“, sagte er zu meinem Mann, „daß Sie uns im Herbst verlassen wollen. Der Sommer hat Ihnen viel Arbeit und Unruhe gebracht. Es ist im Winter still und friedlich in meinem Haus. Sie sollen darin mein Gast sein; denn im Zeltlager können Sie bei Regen und Kälte nicht bleiben. Bringen Sie auch Ihren alten Vater aus Deutschland mit. Wir können manche Tasse Tee zusammen trinken und über die zurückliegenden Jahre unseres Lebens sprechen.“

Ja, das war eine schöne Zukunftsmusik. Wir freuten uns, daß alle mit großem Appetit aßen, doch als die Speisen abgetragen wurden, rüstete sich Osman zum Heimritt und ließ sich auch nicht zum Bleiben bewegen, als mein Mann sagte: „Es ist bei uns Sitte, daß an einem Fest Reden gehalten werden, und nun wollen alle auf die Gesundheit des Silberpaares ein Glas türkischen Sekt trinken, den ich in Diyarbakır eingekauft habe. Sie sind herzlich dazu eingeladen, nur weiß ich, daß Sie die Gebote des Korans halten und keinen Alkohol zu sich nehmen.“

Osman erhob sich und gab seinen Söhnen einen Wink, ebenfalls aufzustehen: „Wir haben lange zusammen gesessen, und Sie haben uns reichlich und gut bewirtet. Der Rest des Abends gehört Ihren deutschen Freunden. Wir wollen noch vor dem Heimritt unser Abendgebet in der Moschee verrichten.“ Traurig sahen die Söhne, wie jetzt die Sektflaschen herbeigetragen wurden, aber keiner wagte dem Familienoberhaupt zu widersprechen. Würdevoll und ernst nahmen sie alle vier von uns Abschied. Vielleicht klangen ihnen noch auf dem Heimweg unsere Lieder nach. Wir ließen uns den seltenen guten Tropfen schmecken, den mein Mann 300 km weit entfernt von unserem Lager für diesen Festtag besorgt hatte.

Uns hatte unsere Silberhochzeit im Zeltlager an der Quelle so gut gefallen, daß wir zwei Jahre später auch die Verlobung unserer Tochter Susanne in Kommagene feierten. Diesmal hörte man bestimmt weit in der Gegend unsere Festmusik; denn unser Schwiegersohn, Johannes Lähnemann, hatte sein Horn mit auf die Reise genommen. Als ihn der Jeep erst spät in der Nacht nach Eski Kâhta brachte, stieg er an der Stelle aus, an der man tagsüber das Zeltlager zuerst erblickte, und blies seiner Braut einen Willkommensgruß zu, den das Echo der Felswände zurückwarf.

### III. Das Gesicht unserer Arbeiter

Oft, wenn die Mitarbeiter an ihre Arbeitsplätze gegangen waren und mein Mann einen großen Rundritt zu allen Ausgrabungsabschnitten unternahm oder in die Stadt zu den Behörden und zur Bank gefahren war, blieb ich allein im Zeltlager zurück. Ich hatte dann Zeit, mich um die Küche zu kümmern oder die Lohnlisten vorzubereiten; denn jede Woche wurden die Arbeiter ausbezahlt. Dies war für mich die beste Gelegenheit, mir die unbekanntesten Namen und Gesichter einzuprägen, und bald lernte ich die verschiedensten Temperamente und Schicksale kennen.

Die rechte Hand meines Mannes war Emin, der auch im Winter nach unserem Fortgang unsere „bewegliche Habe“ in einem Raum seines Hauses verwahrte. In späteren Jahren bauten wir dieses Depot zu einem ganzen Grabungshaus um, in dessen linkem Flügel Emin als staatlicher Grabungswächter mit seiner Familie wohnte. Er kam als erster in der Frühe, um mit meinem Mann die Arbeitseinteilung zu besprechen. In seiner ruhigen, bestimmten Art genoß er Respekt und Ansehen in der Ausgrabung und wußte von jedem einzelnen ganz genau, wieviel Stunden er in der Woche gearbeitet hatte und wieviel Geld ihm zustand. Diesen Befund diktierte er seiner kleinen Tochter Haytan in ein blaues Schulheft; denn er selbst konnte weder lesen noch schreiben. Kam der Lohntag heran, so überprüfte mein Mann das Heft und trug die Angaben in unsere große Lohnliste ein. Ich saß im Büro neben ihm am Schreibtisch und ordnete die Geldscheine für die Übergabe, während Emin in der offenen Tür stand. Laut schallend rief er den Namen aus, den mein Mann ihm sagte; denn vor unserem Büroraum war in ernster Erwartung die halbe Einwohnerschaft des Dorfes versammelt.

Zuerst begriff ich nicht, warum Emin uns vor jedem neuen Namen so befremdet ansah; aber dann wurde mir klar, daß ihm als einem Analphabeten unsere alphabetisch geordnete Namensreihe vollkommen unverständlich und außerdem unpraktisch erschien. Denn vor seinem inneren Auge standen die Arbeitsgruppen zusammen, wie sie auf den verschiedenen Plätzen arbeiteten, also etwa 28 Männer in der Burg, 12 Männer auf dem Eisenfeld, 16 Männer auf dem Mosaikfeld. Wir aber zerrissen diesen Zusammenhang und forderten nicht einmal nach Alter und Ansehen, sondern alt und jung wahllos durcheinander zum Eintreten auf. Damals waren übrigens noch so manche Analphabeten unter unseren Männern. Während einige einen

schwungvollen Namensschnörkel als Quittung in die Lohnliste schrieben, drückten die des Schreibens Unkundigen nur ihren Daumen kräftig auf das Stempelkissen und danach in die richtige Spalte, die ihnen mein Mann zeigte.

Es war sehr begehrt, in unserer Ausgrabung zu arbeiten, ja es drängten sich viel mehr Arbeitswillige dazu, als Geld in unserer Kasse vorhanden und wissenschaftliche Mitarbeiter zur Aufsicht verfügbar waren. So wurde verabredet, daß aus jeder Familie immer nur einer eingestellt werden konnte. Auch aus den benachbarten Dörfern kamen die Männer mit der Bitte um Arbeit, und jedesmal tat es meinem Mann leid, sie abweisen zu müssen.

Kurz nach Beginn einer Ausgrabungs-Kampagne erschien Murat, der einige Jahre zuvor bei uns gearbeitet hatte, nun aber zugunsten seines älteren Bruders zurückgetreten war. „Bitte, Doktor Bey“, sagte er, „laß mich bei euch nur eine Woche lang arbeiten. Ich habe nämlich ein sehr schlechtes Gewissen dir gegenüber. Vor 5 Jahren habe ich dich belogen. Ich habe angegeben, ich hätte 4 Wochen gearbeitet, aber es waren nur drei Wochen. Damals zahltest du nur einmal im Monat aus, so konnte das passieren. Aber wirklich, ich habe immerzu ein schlechtes Gewissen gehabt, und jetzt würde ich gern die fehlende Woche nacharbeiten.“

So viel ehrliche Reue mußte natürlich belohnt werden, und Murat wurde für die nächste Woche eingestellt. Fleißig arbeitete er und erschien zum Erstaunen meines Mannes auch ganz fröhlich am nächsten Zahntag. „Nun“, sagte er zu Murat, „was suchst du denn noch hier? Ich dachte, wir wären quitt.“ „Da ist aber noch eins, Doktor Bey, woran du nicht gedacht hast“, antwortete Murat eifrig. „Vor fünf Jahren hast du 5 Türkische Lira für einen Arbeitstag bezahlt, jetzt sind es 20 Lira geworden, und daher bitte ich dich um eine Nachzahlung von sechsmal 15 türkischen Lira, das sind 90 Lira.“ Natürlich lachte mein Mann über so viel Bauernschlauheit, und Murat zog hochbefriedigt mit seiner Nachzahlung ab.

Etwas ähnlich, aber ernster lag der Fall bei Ömer. Ich kannte ihn, da er mit einem kleinen Töchterchen hilfesuchend in unseren Büroraum gekommen war. Das Kind lag still und erschöpft von Durchfall und Fieber in seinem Arm. Wir haben ihm ein Medikament und Haferflocken mitgegeben. Als das Mädchen wieder gesund war, brachte uns Ömer selbstgeerntete Trauben. Aber seine Mienen hellten sich auch nicht auf, als er uns berichtete, daß es dem Kind wieder besser ginge.

Zum Verwundern ist das nicht; denn das grausame Gesetz der Blutrache hat schon früh über Ömers Leben seinen dunklen Schatten geworfen. Er hatte eine Schwester, die von klein auf trotzig gegen das strenge Regiment des Vaters aufbegehrte. Als sie in das heiratsfähige Alter kam, gefiel ihr der von den Eltern gewählte Bräutigam nicht. Sie hatte sich für einen armen jungen Bauern aus der Nachbarschaft entschieden. Kurz bevor sie die

*Trank aus der Quelle* ▷



Hochzeit mit dem ungeliebten Mann feiern sollte, verletzte sich ihr Vater beim Holzschlagen die Hand. Die Liebenden glaubten, daß er ihnen mit dieser Verwundung nicht schaden könnte, und wagten die Flucht in die Berge. Sie hatten nicht damit gerechnet, daß der Vater die Verfolgung dem erst 16jährigen Sohn auferlegen würde. Es war Ömer, der nur zu gut bereits alle Schlupfwinkel in den Bergen kannte. Mit der Flinte des Vaters ritt er nachts aus dem Hause.

Als der Entführer mit seinem Bruder, der ihn schützend begleitet hatte, in der Frühe des nächsten Tages zur Quelle ritt, wo er sich sorglos zum Trinken niederkniete, trafen die Kugeln des jungen Ömer die beiden Männer tödlich, noch ehe sie selbst zur Waffe greifen konnten. Ömer hatte die Ehre seiner Familie wiederhergestellt und seine blutige Pflicht erfüllt. Aber nach der vollbrachten Tat ergriff ihn ein starres Entsetzen. Er hörte nicht auf alles Zureden, sich in Sicherheit zu bringen, sondern trat freiwillig den Weg zur Gendarmerie an. Acht Jahre saß er hinter Gefängnismauern, zwei weitere wurden ihm wegen guter Führung erlassen.

In sein Heimatdorf zurückgekehrt, wich ihm niemand aus. Im Gegenteil, man achtete nach alter Stammessitte die Entschlossenheit, mit der er die Blutrache vollzogen hatte. Aber sein Gemüt war verdüstert. Die arme Schwester hatte man sang- und klanglos in einem weit entlegenen Dorf verheiratet. Ohne je mit dem Bruder noch ein Wort gewechselt zu haben, war sie bei der Geburt ihres ersten Kindes gestorben. Freudlos übernahm Ömer den väterlichen Hof und die Sorge für seine alte Mutter, die nach dem vielen Leid abgestumpft und träge nur noch das Notwendigste im Hause tat. Ömer wählte ein Mädchen zur Frau, das er beim Teppichknüpfen beobachtet hatte. Geschickt und rasch wußte sie die kurzgeschnittenen Wollfäden zu einem bunten Muster zu verknüpfen. Aber diese Kunst, obwohl sie nicht alle Frauen verstehen, bringt ja kein Geld ins Haus. Vielleicht, daß in Ömers Herzen freundliche Gedanken auftauchten, wenn er auf seine Frau blickte, unter deren Händen der leuchtende Teppich entstand. Aber sanftmütig war er nicht geworden. Immer wieder brach ein heftiger Jähzorn bei ihm durch und verwickelte ihn in Streit mit seinen Nachbarn.

Seine Arbeitskraft aber war geschätzt. Emin hatte ihn im Frühjahr, bevor die Ausgrabung begann, mit vier anderen Männern zusammen beschäftigt, die Wege auf der Eski Kale, den Burgberg aus antiker Zeit, wieder instand zu setzen und eine Garage für den Jeep zu bauen. Daher trafen wir alles bei unserer Wiederkehr nach Eski Kâhta in bester Ordnung an, und Emin legte uns zur Auszahlung die Anwesenheitsliste der Arbeiter vor, die Haytan für jede Woche sorgsam geführt hatte. Er hatte abgewechselt, und einige waren vier, andere drei, einige nur zwei Wochen lang beschäftigt gewesen. Als die Reihe der Zahlung an Ömer kam, wollten wir ihm den Lohn für zwei Wochen überreichen, wie sie in dem Heft eingetragen waren. Ömer aber warf

*Frau am Webstuhl* ▷



trotzig den Kopf in den Nacken: „Ich habe drei Wochen zu beanspruchen!“

Emin errötete heftig. Seine Liste hatte immer gestimmt, und er glaubte sich unbedingt im Recht, wenn er nur zwei Wochen angeschrieben hatte. Wir sahen, wie der Jähzorn in Ömer aufstieg, und redeten ihm gütlich zu: „Überlege es dir noch einmal und warte bis die anderen ausgezahlt sind.“ Aber auch als alle Arbeiter den Raum verlassen hatten, beharrte Ömer auf seinem Recht und schleuderte Emin ein hartes Schimpfwort zu. Ein schwerer Streit drohte auszubrechen. Mein Mann legte beiden begütigend die Hand auf die Schulter und zahlte Ömer den Lohn für drei Wochen, der ohne Gruß unser Büro verließ.

Emin war allerdings nicht gesonnen, kampflös nachzugeben. Triumphierend kam er am Nachmittag zu meinem Mann und erzählte: „Ich ging zu Ömer und forderte ihn auf, mit mir in die Moschee zu kommen. ‚Lege deine rechte Hand auf den Koran und schwöre, daß du drei Wochen gearbeitet hast‘, sagte ich zu ihm. ‚Und seht ihr, das hat er nicht gewagt. Was machen wir nun mit ihm?‘ Mein Mann zuckte mit den Achseln: „Natürlich glaube ich dir aufs Wort, Emin. Aber wegen einem einzigen Wochenlohn soll unser Arbeitssommer nicht gleich mit Zank und Streit anfangen. Ömer wird das Geld dringend brauchen, seine Frau ist krank. Lassen wir ihn in Ruhe, vielleicht besinnt er sich.“

Mit mißtrauischem Blick beobachtete uns Ömer in den nächsten Wochen. Würden wir ihn noch einmal zur Rede stellen? Von sich aus tat er nichts, um seine falschen Angaben zu widerrufen. Aber er war voller Dienst-eifer. Für die Küche brachte er jeden Morgen frische Petersilie aus seinem kleinen Garten; wurde sein Maultier von einem Besucher für den Ritt auf den Nemrud Dağ benötigt, so war er der aufmerksamste Fremdenführer, den alle, die er begleitet hatte, nicht genug rühmen konnten.

Am Ende des Ausgrabungssommers sprach mein Mann noch einmal mit Ömer: „Solltest du dich nicht vor deinem Jähzorn hüten? Du weißt, wie schwer man es büßen muß, wenn man jemanden im Streit erschlägt.“ Ömer blickte noch finsterer als sonst: „Sollen sie mich nur ins Gefängnis sperren! Da habe ich wenigstens meine Ruhe! Wie schaffe ich jetzt das Geld für die Frau, für die Mutter und die Kinder ins Haus? Sie brauchen Essen, Kleider und Schuhe. Ich kann vor Sorgen in der Nacht nicht schlafen. Im Gefängnis hatte ich meinen Frieden. Sie sollen mich nur einsperren.“ Wir waren tief traurig. So kann eine lange Haft die Verantwortungsfreude eines freien Mannes zerbrechen.

## IV. Auf der Eski Kale, der alten Burg

Die monumentale Felsinschrift, die Antiochos der Große von Kommagene auf der Eski Kale einmeißeln ließ, gab den Ausgräbern den Schlüssel zu ihren Arbeiten in die Hand; denn der König schreibt:

Der große König Antiochos, Gott, der Gerechte, Epiphanes, Freund der Römer und Hellenen, der Sohn des Königs Mithradates Kallinikos und der Königin Laodike, der bruderliebenden Göttin, der Tochter des Königs Antiochos Epiphanes, des mütterliebenden, siegreichen, hat in Arsameia am Nymphenfluß für die väterlichen Ahnen und seinen eigenen Kult, dem der Götter Entscheidung seine Geltung verlieh, ewiges Gedenken und ein unerschütterliches Gesetz der Zeit hinterlassen, indem er einem unantastbaren Monument unsterbliche Botschaft anvertraute.

Dieses Arsameia, das im Busen der doppelten Brüste aus unversieglischen Quellen den Nymphenfluß trägt, hat mein Ahnherr Arsames gegründet; diese Stadt war von Natur aus auf zwei Felshügeln verteilt, und da (Arsames) sah, wie sich das göttliche Naß eines reichlich fließenden Gewässers in die abgrundtiefe Enge des Geländes stürzte, umgab er ihren zweigipfligen Körper auf beiden Seiten mit einer Mauer.

Nach der Natur des Geländes erstellte er eine Doppelstadt, und auf Grund der Benennung nach seiner eigenen Huld nannte er sie Arsameia. Indem er die unbezwingliche Anlage der Befestigungen durch seine Vorsorge und durch Beschaffung der erforderlichen Mittel verstärkte, schuf er dadurch für das Land eine nie eroberte militärische Basis und gestaltete für unser Leben eine gefahrlose Zufluchtsstätte im Kriege.

Dieses Hierothesion hat König Mithradates, mein Vater, Kallinikos in einer Vorstadt von Arsameia für seinen eigenen Leib geweiht, indem er des Ortes schönste Stelle umgrenzte, und er hat seinen herrlichen Körper, der in allgemeinem Ruhm bei Wettkämpfen zu Ehren der Ahnen als schönsiegend (griechisch: Kallinikos) gepriesen wurde, dieser Erde geweiht und der Seele unvergängliche Wesenheit in das ewige Haus der Götter hinaufgeführt.

Ich aber hatte mir vorgenommen, alle Weihungen meiner Ahnen in geziemender Ehrung größer und schöner zu hinterlassen, als sie von mir übernommen worden waren. Ein doppelter Ehrgeiz beseelte mich gegen die Stadt und das Hierothesion, indem ich den Willen zeigte, zugleich

trotzig den Kopf in den Nacken: „Ich habe drei Wochen zu beanspruchen!“

Emin errötete heftig. Seine Liste hatte immer gestimmt, und er glaubte sich unbedingt im Recht, wenn er nur zwei Wochen angeschrieben hatte. Wir sahen, wie der Jähzorn in Ömer aufstieg, und redeten ihm gütlich zu: „Überlege es dir noch einmal und warte bis die anderen ausgezahlt sind.“ Aber auch als alle Arbeiter den Raum verlassen hatten, beharrte Ömer auf seinem Recht und schleuderte Emin ein hartes Schimpfwort zu. Ein schwerer Streit drohte auszubrechen. Mein Mann legte beiden begütigend die Hand auf die Schulter und zahlte Ömer den Lohn für drei Wochen, der ohne Gruß unser Büro verließ.

Emin war allerdings nicht gesonnen, kampflös nachzugeben. Triumphierend kam er am Nachmittag zu meinem Mann und erzählte: „Ich ging zu Ömer und forderte ihn auf, mit mir in die Moschee zu kommen. ‚Lege deine rechte Hand auf den Koran und schwöre, daß du drei Wochen gearbeitet hast‘, sagte ich zu ihm. ‚Und seht ihr, das hat er nicht gewagt. Was machen wir nun mit ihm?‘ Mein Mann zuckte mit den Achseln: „Natürlich glaube ich dir aufs Wort, Emin. Aber wegen einem einzigen Wochenlohn soll unser Arbeitssommer nicht gleich mit Zank und Streit anfangen. Ömer wird das Geld dringend brauchen, seine Frau ist krank. Lassen wir ihn in Ruhe, vielleicht besinnt er sich.“

Mit mißtrauischem Blick beobachtete uns Ömer in den nächsten Wochen. Würden wir ihn noch einmal zur Rede stellen? Von sich aus tat er nichts, um seine falschen Angaben zu widerrufen. Aber er war voller Dienst-eifer. Für die Küche brachte er jeden Morgen frische Petersilie aus seinem kleinen Garten; wurde sein Maultier von einem Besucher für den Ritt auf den Nemrud Dağ benötigt, so war er der aufmerksamste Fremdenführer, den alle, die er begleitet hatte, nicht genug rühmen konnten.

Am Ende des Ausgrabungssommers sprach mein Mann noch einmal mit Ömer: „Solltest du dich nicht vor deinem Jähzorn hüten? Du weißt, wie schwer man es büßen muß, wenn man jemanden im Streit erschlägt.“ Ömer blickte noch finsterer als sonst: „Sollen sie mich nur ins Gefängnis sperren! Da habe ich wenigstens meine Ruhe! Wie schaffe ich jetzt das Geld für die Frau, für die Mutter und die Kinder ins Haus? Sie brauchen Essen, Kleider und Schuhe. Ich kann vor Sorgen in der Nacht nicht schlafen. Im Gefängnis hatte ich meinen Frieden. Sie sollen mich nur einsperren.“ Wir waren tief traurig. So kann eine lange Haft die Verantwortungsfreude eines freien Mannes zerbrechen.

## IV. Auf der Eski Kale, der alten Burg

Die monumentale Felsinschrift, die Antiochos der Große von Kommagene auf der Eski Kale einmeißeln ließ, gab den Ausgräbern den Schlüssel zu ihren Arbeiten in die Hand; denn der König schreibt:

Der große König Antiochos, Gott, der Gerechte, Epiphanes, Freund der Römer und Hellenen, der Sohn des Königs Mithradates Kallinikos und der Königin Laodike, der bruderliebenden Göttin, der Tochter des Königs Antiochos Epiphanes, des mütterliebenden, siegreichen, hat in Arsameia am Nymphenfluß für die väterlichen Ahnen und seinen eigenen Kult, dem der Götter Entscheidung seine Geltung verlieh, ewiges Gedenken und ein unerschütterliches Gesetz der Zeit hinterlassen, indem er einem unantastbaren Monument unsterbliche Botschaft anvertraute.

Dieses Arsameia, das im Busen der doppelten Brüste aus unversieglischen Quellen den Nymphenfluß trägt, hat mein Ahnherr Arsames gegründet; diese Stadt war von Natur aus auf zwei Felshügeln verteilt, und da (Arsames) sah, wie sich das göttliche Naß eines reichlich fließenden Gewässers in die abgrundtiefe Enge des Geländes stürzte, umgab er ihren zweigipfligen Körper auf beiden Seiten mit einer Mauer.

Nach der Natur des Geländes erstellte er eine Doppelstadt, und auf Grund der Benennung nach seiner eigenen Huld nannte er sie Arsameia. Indem er die unbezwingliche Anlage der Befestigungen durch seine Vorsorge und durch Beschaffung der erforderlichen Mittel verstärkte, schuf er dadurch für das Land eine nie eroberte militärische Basis und gestaltete für unser Leben eine gefahrlose Zufluchtsstätte im Kriege.

Dieses Hierothesion hat König Mithradates, mein Vater, Kallinikos in einer Vorstadt von Arsameia für seinen eigenen Leib geweiht, indem er des Ortes schönste Stelle umgrenzte, und er hat seinen herrlichen Körper, der in allgemeinem Ruhm bei Wettkämpfen zu Ehren der Ahnen als schönsiegend (griechisch: Kallinikos) gepriesen wurde, dieser Erde geweiht und der Seele unvergängliche Wesenheit in das ewige Haus der Götter hinaufgeführt.

Ich aber hatte mir vorgenommen, alle Weihungen meiner Ahnen in geziemender Ehrung größer und schöner zu hinterlassen, als sie von mir übernommen worden waren. Ein doppelter Ehrgeiz beseelte mich gegen die Stadt und das Hierothesion, indem ich den Willen zeigte, zugleich

die Ehren für meine Ahnen und für meinen Vater zu erhöhen. Und alles, was infolge der Zeitumstände übersehen oder im Verlaufe der Jahre zerstört wurde, habe ich durch meine Vorsorge entweder neu gebaut oder ausgebessert oder vergrößert oder anderes noch hinzugefügt.

In meiner Fürsorge habe ich Gründungen des alten und vergangenen Geschlechtes neu geschaffen. Die Stadt habe ich durch neue Bauten der königlichen Palastanlagen und Mauern teils besser befestigt, teils mehr geschmückt. Und aus Bedarf an Wasser ließ ich anstelle einer tiefen und weit entfernten Versorgung nachbarliche und dicht am Hause liegende Zuleitungen aus überreichen Quellen anlegen. Ich habe dazu bei verschiedenen Gelegenheiten für großen Bestand und Hilfsmittel an Waffen, Geräten und Kriegsmaterial, den technischen Voraussetzungen für Tapferkeit, sowie für Getreide und Bauholz reichlich Vorsorge getroffen.

Als mein Mann diese Inschrift entdeckt, freigelegt und entziffert hatte, wußte er, daß er sich inmitten des Heiligtums des Königs befand, und als er den alten Burgberg durchforschte, kamen die Grundmauern, Treppenstufen, Säulen und Mosaikreste zutage. Leider berichtet aber auch eine alte syrische Klosterhandschrift aus christlicher Zeit, daß unter dem jakobitischen Patriarchen Michael dem Großen von 1180 bis 1193 im Kloster Barşauma, das einige Reitstunden den Kâhtaçay aufwärts bei der heutigen Ortschaft Peraş liegt, eine Kirche gebaut worden sei, die am 15. Mai 1194 geweiht wurde. Es heißt dann in der Handschrift weiter, daß man das für die Kirche benötigte Steinmaterial, behauene weiße Steine, von dem bei Kâhta auf einem Berge gelegenen „Tempel der Heiden“ geholt habe, der wegen der Wunderbarkeit des Gebäudes ein Werk der Dämonen genannt worden sei.

Aus dieser wichtigen Nachricht ersehen wir, daß bis zum Ende des 12. Jahrhunderts noch große Teile der Kultbauten auf dem Plateau der Eski Kale gestanden haben müssen, die das Erstaunen der Zeitgenossen so sehr erregt haben, daß ihre Erbauung dämonischen Mächten zugeschrieben wurde. In der Handschrift heißt es dann weiter, daß der Patriarch Michael den Transport derart organisiert habe, daß die schweren Steinblöcke, aus denen der Tempel gebaut war, in so kleine Teile zerschlagen wurden, daß man die Maultiere damit beladen konnte, die sie durch das Gebirge zum Bau des Klosters trugen. Es waren etwa 40 Steine, für den Transport bereits zurechtgehauen, liegengelassen, dazu unzählige Steinsplitter. Man kann noch die traurigen Reste von einst herrlichen Kapitellen, von Säulen, Basen und Gesimsen erkennen; Teile von riesigen Götter- und Königsstatuen wie Finger, Schulterstücke und Füße lassen uns ahnen, wie reich geschmückt der Tempel einst war.

Immerhin ergaben die Ausgrabungen eine Vorstellung von der Ausdehnung des Heiligen Bezirkes und von der Mächtigkeit der Stützmauern. Das wunderbare, überlebensgroße Relief des Königs, das ihn im Krönungsornat zusammen mit dem Gott Herakles zeigt, entging wie ein Wunder der Zerstörung, da es bei einem Abbruch der Stützmauern des kunstvoll erweiterten Plateaus von dem nachstürzenden Erdreich aus seiner Verankerung im Sockel herausgepreßt wurde, den Abhang herunterrutschte und schließlich

von den nachfolgenden Schuttmassen gänzlich zugedeckt wurde. Heute wieder aufgerichtet, vermittelt es uns noch immer etwas von dem Eindruck, den die Untertanen und Besucher von Kommagene empfingen, wenn sie den heiligen Prozessionsweg zum Tempel hinaufschritten.

Wenige Tage nach meiner Ankunft im Lager wanderte ich mit meinem Mann den Weg zur Eski Kale herauf und erlebte den königlichen Ausblick von der Höhe des Plateau über das Tal des Nymphenflusses, wie der heutige Kâhtaçay in antiker Zeit genannt wurde. Lange stand ich vor dem großen Relief, das ich schon von Photographien kannte. Aber sie vermögen nicht seine ernste Eindringlichkeit wiederzugeben. Auch den Felsentunnel unterhalb des Kultbildes und die große Höhle sah ich an, deren Freilegung so viel Arbeit und Schweiß gekostet hatte. Jetzt waren alle Arbeiter damit beschäftigt, die monumentalen Freitreppen, die 6 Meter tief unter dem Erdreich gelegen hatten, auszugraben. In ihrer Nähe wurden zwei herrliche Skulpturen gefunden, von denen wir annehmen, daß die eine Laodike, die Mutter des Königs, darstellt, die andere einen jungen Königssohn.

Seit meiner ersten Wanderung hinauf zur Eski Kale habe ich viele Male unsere Gäste und Freunde heraufbegleitet, wenn sie uns besuchten, und ihre Bewunderung für diesen so ausgezeichnet gelegenen Platz und für die antiken Funde miterlebt. War die Eski Kale doch der Ausgangs- und Mittelpunkt aller weiteren Grabungen.

Eine besondere Freude war für uns der Besuch des Deutschen Botschafters Gebhard von Walther aus Ankara. Bei glühender Hitze war er bei seiner Anreise noch dazu von allen möglichen Hindernissen aufgehalten worden; aber als er tief in der Nacht im Zeltlager eintraf, verlor er kein Wort der Klage, sondern drängte sofort in der Frühe des nächsten Morgens hinauf zur Eski Kale, um die Ausgrabungen und das große Relief kennenzulernen. Er war so beeindruckt, daß er sich kaum zu trennen vermochte, und wir nahmen ein Picknick im Schatten der großen Felsenhöhle ein, bevor er am Nachmittag die Yeni Kale, besichtigte. Auch der Abend unter dem Sternenhimmel, die erquickende Frische der Felsenquelle, die in unsere Gespräche hineinrauschte, mußten ihm gefallen haben; denn wie im Märchen sagte er uns zum Abschied: „Und wenn Sie noch einen besonderen Wunsch für Ihre Ausgrabungen haben, den ich mit einer kleinen Geldspende verwirklichen kann, dann sagen Sie es nur.“

O ja, der Wünsche waren viele, aber wir waren uns einig, daß dieses Gastgeschenk besonders gut angelegt werden sollte. Nun war mein Mann bei der ersten Begehung der Eski Kale im Jahre 1951 von den Einwohnern des Dorfes auf einen Bildstein hingewiesen worden. Es war ein Fragment vom Oberteil eines Reliefs mit einer für die kommagenische Zeit typischen Darstellung des Gottes Mithras-Helios, symbolisiert durch die Strahlenkrone. Bei Beginn der Ausgrabungen wurde eine Arbeitsgruppe angesetzt, um das Gelände freizulegen, wo sich das mächtige, 2 Meter hohe Fragment befand. Denn die Statue, zu der das tonnenschwere Stück gehörte, mußte ihren Standplatz in der Nähe des Fundortes gehabt haben. Diese Vermutung bestätigte sich schnell: die Arbeiter legten in allernächster Nähe des

Fundortes eine dreistufige Sockelanlage frei. Die oberste Stufe ist als Plattform gestaltet und weist zwei Ausarbeitungen auf. Hier kam dann auch das genau anpassende Unterteil der Reliefdarstellung des Sonnengottes zutage. Die sofort vorgenommenen Messungen zeigten, daß der untere Teil in einem Zapfen endete, der exakt für die Vertiefung in der Plattform gearbeitet worden war.

Die Größe dieser Reliefplatte ist außergewöhnlich. Beträgt doch ihre Höhe 4,39 Meter. Wir haben uns diese Darstellung ähnlich zu denken wie das unversehrte Kultbild neben dem Felsentunnel. Stehen sich dort Herakles und der König gegenüber und reichen sich die Hand, sind es hier Mithras und der König gewesen. Von der Figur des König fand sich zunächst nur die Spitze seines Zepters wieder, nach mehreren Jahren wuschen die Regenfälle im Herbst einen Stein viel tiefer am Hang frei, der sich eindeutig als das Schulterstück der Königsgestalt bestimmen ließ. Vollständig blieb aber leider nur das halbe Relief mit dem Gott Mithras, den Blick nach links gerichtet. Der linke Arm hält ein Bündel aus rituellen Zweigen, der rechte Arm, den der Gott ursprünglich dem König entgegenstreckte, ist zerstört. Mithras trägt einen schweren Mantel, der am Hals von einer Kordel zusammengehalten wird. Unter dem Mantel sieht man noch die bauschigen Hosen, an den Füßen trägt der Gott einfache Schuhe. Kunstvoll ist besonders der Kopfschmuck des Gottes, eine persische, mit Sternen besetzte Tiara. Auf dem Reliefgrund erscheint die Sonnenscheibe und umgibt das Haupt und die Tiara des Mithras.

Wie großartig mußte es wirken, wenn dieses Denkmal zusammengefügt und aufgerichtet von seinem ursprünglichen Standort am Prozessionsweg wieder hununter ins Tal blickte! Für uns wäre es jedenfalls eine würdige Erinnerung an den Besuch des Botschafters, wenn wir sein Geldgeschenk für die Restauration verwenden könnten. In der Ablegenheit des Dorfes verfügten wir weder über einen Kran noch über Baumaschinen. Doch unser Architekt Clemens Rintelen wagte die verlockende Aufgabe, das Relief wieder an seinem ursprünglichen Standort aufzustellen. Das Hauptproblem war der steile Abhang, an dessen Rand sich die dreistufige Sockelanlage befand. An ihm wurde in kühner Konstruktion eine Holzbühne errichtet, sorgfältig Neigungswinkel und Gewicht der tonnenschweren Fragmente berechnet, die Rollen der Seilwinden fachgerecht ausgelegt, der Dreifuß sicher gegründet, die zuverlässigsten und vielfach bewährten Arbeiter in die neue Aufgabe eingewiesen, haargenau die handgeschmiedeten Dübel eingesetzt, um alle Voraussetzungen für ein gutes Gelingen der Wiederherstellung zu erfüllen.

Das Geschenk des Botschafters wanderte in die Lohntüten der Arbeiter, die uns stolz nach mühevollen Tagen ihr gelungenes Werk zeigten. Wir zogen, von Clemens Rintelen angeführt, alle zu der Sockelanlage herauf und genossen als erste Betrachter nach 2000 Jahren wieder den feierlichen Eindruck des hochauferichteten Lichtgottes Mithras, der heute wieder wie einstmals schon von weither die Besucher grüßt, die in den Bezirk wandern, den sich der kommagenische König Mithradates, der Vater des Antiochos, als seine Ruhestätte hoch über dem Tal des Nymphenflusses erwählt hatte.

## V. Was werden wir essen, was werden wir trinken?

„Was werden wir essen, was werden wir trinken?“ Eine wichtige Frage, die wir schon vor der Abreise überlegen müssen; denn wir kommen in eine Gegend, in der sich das Klima und die Lebensumstände, die Eßgewohnheiten und die Lebensmittel in allem von den unsrigen unterscheiden. Nur wenige von unseren deutschen Freunden würden es durchhalten, nach einem Becher Wasser oder einem Täßchen Tee in der Morgenfrühe den ganzen Vormittag zu arbeiten, wie es unsere Dorfbewohner in Eski Kâhta gewohnt sind, die sich dann um 12 Uhr mittags mit ein wenig Brot, Joghurt und einer Zwiebel begnügen. Bei des Tages Hitze gibt es dann noch ab und zu einen Schluck Wasser als Erfrischung und erst am kühlen Abend die Hauptmahlzeit. Aber auch sie fällt für unsere Begriffe in den Häusern des Dorfes bescheiden genug aus: Weizenbrei (Bulgur genannt), Joghurt, Tomaten und Eier. Fleisch steht nur an hohen Festtagen auf dem Speisezettel. Im Winter muß es erst recht ärmlich zugehen, wenn aus den Gärten und Feldern nichts mehr zu ernten ist. Zum gewohnten Bulgur ißt man als Vitaminnahrung eine Fruchtpaste aus Weintrauben, die im Herbst dick eingekocht werden, dazu Nüsse, getrocknete Zwiebeln oder Aprikosen. Täglich backt die Bäuerin auf offener Herdflamme in einer flachen Eisenpfanne Fladenbrot, das als Teller und Löffel zugleich dient; denn man wickelt darin geschickt Bulgur, Reis oder Gemüse ein und schiebt es in den Mund. Doch ist das Brot für unsern Geschmack zäh und fade.

Vergeblich würde man nach einer Bäckerei im Dorf fragen. Es gibt wohl einen kleinen Laden, der Petroleum, Salz, Bindfaden, Nägel und Schuhe aus Plastik verkauft – nichts weiter. War uns nach frischem Brot zumute, so mußten wir 28 km weit steile, steinige Gebirgswege nach Yeni Kâhta fahren, wo es in der Frühe gebacken wird; doch schon nach einem Tag ist das Brot, das man dort in den Ofen schiebt, hart und trocken. Wir müssen uns irgendwie anders behelfen. Was in alten Zeiten der Schiffszwieback war, bedeuten uns heute das Knäckebrötchen oder die Päckchen mit Roggi-Schnitten, die uns die Firma Bahlsen stiftete. Ebenso willkommen war ihre Spende an Keksen. Die Leipniz-Kekse begleiteten jede Gruppe auf ihren Exkursionen

durch das Land. Erst als wir einen richtigen Herd besaßen, konnte es auch einmal Kuchen geben, eine Erfindung unserer Freundin Ilse Wirth, die als Gast bei uns war: Weintrauben-Beeren statt der nicht vorhandenen Äpfel als Belag.

Aber natürlich aßen wir noch nicht zum ersten Frühstück Kuchen. Dafür bildete die Grundlage ein Brei aus rohen Haferflocken mit Milchpulver angerührt. Die Firma Köllnflocken in Elmshorn hatte uns davon große frischhaltende Trommeln gestiftet.

Besonders, da wir uns auf eine größere Besucherzahl neben dem Kreis der europäischen Mitarbeiter einzustellen hatten, mußten wir den Küchenszettel – so weit es ging – vorplanen. Im Sommer und Herbst konnten wir Gemüse, Obst, Milch, Yoghurt und Eier aus den Gärten und Höfen kaufen. Kartoffeln wurden jedesmal aus Malatya, 200 km entfernt, mitgebracht, wenn es in der Provinzhauptstadt etwas zu erledigen gab, ein Mitarbeiter zum Flugplatz gefahren oder von dort abgeholt wurde. Mehl, Reis, Makaroni, Salz, Zucker und Öl gab es dagegen schon beim Kaufmann in Kâhta. Doch die Zutaten zur „feineren“ Küche, Marmelade, Suppenwürfel, Puddingpulver oder Kakao und ähnliche Dinge wanderten in die Expeditionskisten.

Ein ganz besonders schwieriges Problem bedeutete das Eßgeschirr. In den uns umgebenden Häusern stellt man eine verzinnete Kupferplatte auf ein Mehlsieb mitten in den Raum, und die ganze Familie läßt sich rundherum auf den Fersen hockend daran nieder, im Sommer in der offenen Wohnhalle, im Winter und bei schlechtem Wetter im großen Wohnraum, auf dem zur Nacht die Matratzen auf dem Boden zum Schlafen ausgebreitet werden. Zur Stunde der Mahlzeit ist der Raum aber ein Eßzimmer. Ist die große Schüssel, die auf die Kupferplatte gestellt wurde, leer, so wird im buchstäblichen Sinne des Wortes die Tafel aufgehoben. Die Eßplatte verschwindet in einer Ecke und lehnt dort gegen die Wand, das Mehlsieb kehrt zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurück. Hat man einen Holzlöffel für Yoghurt gebraucht, so reinigt man ihn nach dem Essen sorgsam im eigenen Mund und wischt ihn an der Hose ab. Die glückliche Hausfrau braucht nur eine einzige Schüssel zu reinigen, nämlich die, in der sie den Bulgur zum Berg aufgehäuft in die Mitte der Tischplatte gestellt hat. Allenfalls gibt es noch kleine Schüsselchen für Yoghurt aus verzinnem Kupfer. Nichts davon ist gefährdet in Kinderhand, oder wenn es auf den Fußboden fällt. Es gibt keine Scherben!

Wir überlegten, wie schwer die Kisten sein müßten, würden wir zwei Dutzend Suppenteller, Eßteller, Dessertteller, Tassen, Schüsseln und Kannen aus Porzellan einpacken. Wie viele würden das häufige Umladen, den langen Transport heil überstehen, wie viele würden nach zwölf Wochen intensiver Benutzung noch davon übrig sein?

So war das Angebot der Firma Leppel im Sauerland für uns das Ei des Kolumbus: Geschirr aus einem Plastikmaterial, das geruchlos und bruchfest, leicht und handlich zu stapeln war und trotzdem noch ansprechend und hübsch auf dem Tisch aussah. Mit größter Freude habe ich diese groß-

zügige Stiftung aus den Expeditionskisten herausgeholt und die neuen hellgrauen Geschirrtteile im Schrank geordnet. Aber leider konnte ich keinen Widerschein meines Besitzerstolzes auf den Gesichtern der herumstehenden einheimischen Küchenhelfer entdecken. Wie fremd ihnen dies Hantieren mit tausend ihnen unnütz erscheinenden Dingen war, konnte ich damals noch nicht ermessen. Da wurde das gute warme Essen auf viele einzelne Teller verteilt, die sauber gespült sein mußten, da sollten an jedem Platz Messer, Gabel und Löffel liegen, vor jedem Gedeck ein Glas für das Wasser stehen. Schon das Tischdecken beanspruchte Zeit, Mühe und Nachdenken, und wieviel lästiger war nachher das Geschirrspülen und Trocknen. Es gab ja kein fließendes kaltes, geschweige heißes Wasser im Küchenraum, jeder Eimer Wasser mußte von der Quelle geholt werden. Nie hatte man Abwaschbürsten oder Handtücher benutzt. Und doch bemühten sich alle, die uns halfen unsere unverständlichen Wünsche zu erfüllen. So sollten die Salzstreuer in der Mitte des Tisches stehen, aber so oft auch Osman, unser erster Diener, die Tafel gedeckt hatte, sie fehlten zu jeder Mahlzeit. „Osman, tuz!“ (Osman, Salz!) erscholl der Ruf in die Küche, und Osman brachte mit undurchdringlich gelangweilter Miene jedesmal das Gewünschte. Erst am letzten Tag der Ausgrabung, als wir im Morgengrauen noch einmal zusammen frühstückten und jeder in Gedanken mit seinem Gepäck und mit der Heimreise beschäftigt war, übersahen wir Osmans strahlendes Gesicht, bis er schließlich meinem Mann auf die Schulter tippte und auf die Mitte des Tisches zeigte. Da stand es, zum ersten- und leider nun zum letztenmal, unnachgefordert: das Salz!

Es gab kein zerbrochenes Geschirr, es gab auch keine Naschkatzen in unserer Küche. Zu der nahrhaften Grundlage unserer Mahlzeiten hatten nämlich die Firmen Stockmeyer und Menzenfricke aus dem heimischen Westfalen beigetragen: sie hatten uns lange Dauerwürste, Frühstücksfleisch in Dosen, ebenso Cornedbeef und Würstchen gestiftet. Unsere Diener sahen diese uns gewohnten Fleischwaren mit Mißtrauen, ja mit Verachtung an. Verbietet doch der Koran, Schweinefleisch zu essen, und sie vermuteten in jeder Dose, auch wenn sie Rindfleisch enthielt, einen Inhalt von dieser verbotenen Speise. Lieber machten sie sich die Mühe, im eigenen Topf, mit einem eigenen Löffel ihren fleischlosen Reis zu kochen.

Um so liebevoller betrachteten unsere deutschen Mitarbeiter in dem Land, das Wurst und Schmalz nicht kennt, die verlockenden Aufschriften auf den Büchsen, die im allgemeinen die weite Reise gut überstanden hatten und in einem großen Blechkanister lagerten, den die Wasser der Quelle umspülten. Besonders der „Schinken in Burgunder“ zog ihre Blicke auf sich, und es wurde beschlossen, diese beiden Konserven an einem besonderen Festtag zu öffnen. Der Festtag kam, ein Geburtstag, und die beiden eng befreundeten Ingenieure Friedrich Wilhelm Hoepke und Ruprecht v. Siemens gingen mit einem Dosenöffner dem verheißungsvollen Inhalt zu Leibe. Aber wie groß war die Enttäuschung und ihr Zorn, als das langersehnte Sonntagsfleisch von einer übelriechenden Flüssigkeit umgeben, grau und verdorben in der Büchse lag. Zuerst wollten sie den Schinken im Quellwas-

ser waschen und wieder neu salzen, aber mein Mann entschied: „Völlig ungenießbar. Sofort weg damit!“

„Du“, sagte Hoepke zu seinem Freund, „wenigstens wollen wir uns noch einen Spaß mit den dummen Dingen machen. Komm zu diesem Felsvorsprung. Wir werfen um die Wette. Wer den großen Stein unten im Flußbett trifft, bekommt auf der Rückreise vom andern die erste Flasche Bier.“

Gesagt, getan. Hoch flogen die verschmähnten Fleischdosen durch die Luft, die eine landete im Gebüsch, die andere schlug krachend und spritzend auf dem Felsbrocken auf, von lautem Triumphgeheul begleitet. Aber o Schrecken, die Landschaft war nicht ohne Zeugen. Im Schatten des großen Steines am Fluß hatte sich Dr. Ossenbeck nach einem Bad zum Mittagschläfchen ausgestreckt, uneinsichtig für die beiden Büchsenwerfer. Nun sprang er schreckerfüllt aus seinem Versteck hervor und ballte die Fäuste nach oben: „Wollt Ihr wohl ...? Verrückt geworden, wie?“ Ein Glück, daß er nicht getroffen worden war.

Nicht immer stand unser Sinn indessen nach Büchsenfleisch. „Könnte es nicht einmal Huhn geben?“ wurde ich gefragt. „Aber natürlich, wir werden gleich heute im Dorf Hühner besorgen.“ Am nächsten Tag gab es zu aller Freude Huhn mit Reis. Doch die Freude hielt nicht an. Lange Gesichter am Tisch und Maulen: „Anscheinend haben die uns ihre ältesten Großmütter verkauft“, machten sich die Mäkler bemerkbar. Gut, Aziz brachte noch einmal Huhn auf den Tisch, aber das Ergebnis war nicht besser, wieder kauten wir auf trockenem und zähem Fleisch herum. Vergeblich suchte ich das Federvieh von Eski Kâhta zu verteidigen: „Sehen Sie sich einmal hier im Dorf die Hühnerfütterung an. Die Hennen vom Dorf müssen unsere in Deutschland schwer beneiden, vor denen förmlich ein Teppich von goldenen Körnern ausgestreut wird. Hier erhebt sich schon ein großes Gegacker, wenn ein glückliches Huhn ein armseliges Krümchen findet, das von des Herrn Tisch gefallen ist. Ein Masthuhn kann man von diesem Futter nicht verlangen.“

Doch nun meldete sich Ruprecht v. Siemens mit einem praktischen Verbesserungsvorschlag zu Wort: „Könnte es nicht sein, daß das Hühnerfleisch uns sehr viel besser schmecken würde, wenn man eine anständige Frikassee-Sauce dazu macht?“ Und schaudernd fügte er hinzu: „Ich sah nämlich, wie Aziz die gute Brühe, in der er die Hühner gekocht hatte, einfach weggegossen hat und das Fleisch trocken auf den Reis legte. Ich will ihm gerne zeigen, wie das richtig gemacht werden muß!“

Alle sahen ihn verblüfft an; denn er hatte sich wohl als Elektriker und Bastler bestens bewährt, aber uns noch nie etwas von seinen Kochkünsten verraten. Eifrig wirkte er nun das nächste Mal, als wir Hühner eingekauft hatten, am Küchenherd, von Aziz mit kugelrunden erstaunten Augen beobachtet. Zwar stöhnte er leise, daß Kapern, Weißwein und Rahm in unserer Speisekammer fehlten, aber er behalf sich mit Zitronensaft aus der Plastik-Preßzitrone und mit einem Eigelb. Und siehe da – es kam ein ausgezeichnetes Gericht auf den Tisch. Im Nu war die Schüssel leer, und alle stimmten dafür, Ruprecht solle die Stelle von Aziz in der Küche einnehmen. Aber der

Ausgrabungsleiter entschied „nur im Ausnahmefall“; denn seine Mitarbeit bei der Freilegung des großen Felsentunnels war schließlich unentbehrlich, und glücklicherweise hatte sich der begabte Aziz recht viel von ihm abgeguckt.

Und wie wäre es mit Fisch? In dem nahen Gebirgsfluß müssen doch Forellen schwimmen! „Wie ist es, Aziz, fangt ihr hier Fische?“ „Aber natürlich“, versicherte unser Koch. „Es gibt viele, viele, mehr als einer essen kann!“ So wurde ein Sonntags-Fischzug beschlossen, und die Techniker in der Ausgrabung bastelten an den Abenden kunstgerechte Anglruten und suchten unter den Steinen nach fetten Würmern. Erwartungsvoll brach am Sonntagmorgen ein kleiner Trupp zum Flußufer auf. Wortreich hatte mir Aziz die beste Stelle an den Pfeilern einer kleinen Gebirgsbrücke beschrieben, und so begleitete ich die Herren, damit sie auch sicher die guten Fischgründe fänden. Still und in sich versunken saßen die Angler am Ufer; doch ich merkte, daß das Zuschauen langweilig ist, und so machte es mir mehr Vergnügen, mit ein paar Dorfkindern zusammen, die uns neugierig gefolgt waren, flußabwärts am Ufer entlang zu klettern. Kurz darauf bot sich mir ein malerisches Bild: Drei junge Burschen hatten ihre bunten Leibbinden abgebunden und zogen sie mit einem unnachahmlichen Schwung durch die raschfließenden Wellen. Triumphierend hoben sie sie mir mit einem zappelnden Fisch darin entgegen, den sie rasch auf den Steinen töteten. Als eine Stunde vergangen war, hatte ich die Schürze gefüllt mit ihrer Beute, die sie mir zum größten Teil großmütig als Geschenk überlassen hatten. Ohne daß ich eine Hand rühren mußte, brachte ich also meinen reichen Schatz zu dem kleinen Anglertrupp, der ihn sehr verdrossen zur Kenntnis nahm. Leider, leider hatte bei ihnen kein Fisch abgebissen.

Die geschenkten Fische waren zwar grätenreich, schmeckten aber ausgezeichnet, und so wurde ein neuer Fischzug geplant, zu dem diesmal umfassende Vorbereitungen getroffen wurden. Eifrig bauten die Ingenieure an zwei kleinen Steinwällen im Fluß. In dem unteren Steinwall fanden aber die Fische keinen Durchschluß mehr. So entstand in der Mitte ein Staubecken, in dem am Sonntagnachmittag über 100 Fische zappelten, ein unerwarteter mit Hallo begrüßter Reichtum. Auf dem Rückweg überlegten die glücklichen Sonntagsfischer: „110 Fische, das ist zu viel auf einmal für 14 Personen. Aber wie wäre es, wenn wir einen Teil der gebackenen Fische in Essig und Lorbeerblättern einlegen würden?“ „Großartiger Gedanke!“

In der Küche wurde die Anweisung erteilt, alle Fische zu braten, aber vorerst nur einen Teil davon auf den Tisch zu bringen. Wir nahmen uns Zeit für das feine Festessen, vor uns türmte sich ein Teller mit Gräten. Als wir aufgegessen hatten, ging ich in die Küche, um die gebackenen übrigen Fische einzulegen. Und was mußte ich sehen? Zufriedene Gesichter und auch hier einen Teller, hochgetürmt mit Gräten! Ausnahmsweise hatte sich die Küchenmannschaft über die wohlbekanntesten, willkommenen Fische hergemacht, und es war auch kein Schwanz zum Einlegen übrig geblieben!

Aus einer benachbarten italienischen Grabung erfuhren wir den weisen Beschluß, abwechslungs- und wochenweise je einem der italienischen Mitar-

beiter die Arbeiten in Haus und Küche zu übertragen. So konnte jeder eine Woche lang sein Lieblingsgericht auf den Tisch stellen und das besser machen, was er bei seinem Vorgänger kritisiert hatte. Doch mein Mann entschied, die wertvollen wissenschaftlichen Mitarbeiter in den kurzen Sommerwochen voll in der Ausgrabung einzusetzen und die Küche einheimischen Hilfskräften zu übergeben. Dafür mußte er natürlich manche Mühe des Anlernens auf sich nehmen.

Das Kochen im Zeltlager war anfangs an einer offenen Feuerstelle besonders schwierig gewesen; es änderte sich, als wir einen richtigen Herd von der Firma Küppersbusch gestiftet bekamen, der im Grabungshaus in einem großen Wirtschaftsraum seinen gebührenden Platz fand. Nach eingehenden Beratungen mit Emin, der ungern einen einheimischen Koch ins Haus nahm, der nicht zur Familie gehörte, beschlossen wir, seinem Bruder Aziz nach Adana einen Brief zu schreiben und ihn zu bitten, nach Eski Kâhta zu kommen, da wir ihn in unserer Küche einstellen wollten.

Aziz hatte nach seiner Militärzeit sein heimatliches Dorf verlassen. Eigentlich zählte er dauernd zu den Schuldnern meines Mannes, das heißt er stand in einem selbstgewählten Abhängigkeitsverhältnis zu uns, das er sich klug hütete aufzulösen.

In seiner Militärzeit nämlich fuhr er mit einem Armeefahrzeug gegen einen Baum. Er selbst trug nur eine kleine Schramme davon, sollte aber wegen Fahrlässigkeit zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden, die er aber auch mit Geld ablösen konnte. So erreichte uns eines Winters ein flehender Brief von Aziz, unterstützt von einem noch flehenderen seines älteren Bruders Emin. Die Familie konnte die Summe nicht aufbringen, aber Aziz bat meinen Mann, sie ihm zu leihen und versprach, sie in der Grabung abzuarbeiten. So wirkte der befreite Soldat in den darauffolgenden Sommerwochen in unserer Küche. Er hatte im Offizierskasino Tischdecken und Servieren erlernt. Später kaufte er einen kleinen fahrbaren Verkaufsstand, in dem er im Winter in Adana heiße Suppen und im Sommer süßes Backwerk verkaufte. Aziz schien uns also zum Koch prädestiniert zu sein; denn die Ausbildung seiner Dorfgenosser beschränkte sich auf Ziegenhüten und Arbeiten im Weinberg.

Als unser Brief in Adana ankam, verließ Emins Bruder sein winziges Häuschen, das rollbare Büfett und die immer mehr anwachsende Familie und kam in sein Heimatdorf und in unsere Küche. Die Schuld an uns konnte er allerdings nur in sehr kleinen Raten abtragen, er mußte ja den größten Teil seines Lohnes an Frau und Kinder schicken. So blieb nach jedem Jahr noch ein Rest der Summe stehen, der uns verpflichtete, auf seine Dienste zurückzugreifen, wollten wir wieder zu unserm Vorschuß kommen. Aber wir bekamen auch den Eindruck, daß Aziz nur allzu gern in unserer Küche regierte. An und für sich hatten wir keinen schlechten Griff mit ihm gemacht, wenn wir auch seine Begabung für die Kochkunst überschätzten. Zu neuen Gerichten war er von sich aus nicht zu bewegen, und da der Speisezettel des Dorfes einförmig war wie übrigens wohl in jedem Dorf der Welt, fiel ihm eben wenig ein.

Beim Morgentee hielt er sich noch mit Fragen zurück, er brachte ihn meinem Mann und mir pünktlich jeden Morgen um 1/2 5 Uhr ans Bett. Aber nach dem Frühstück richtete er schwermütig seine dunklen Augen auf uns: „Abla, was sollen wir heute essen?“ Auf den Gedanken, die vorhandenen Vorräte an Gemüse oder den Bestand an Eiern und Brot nachzusehen, kam er nie. Sagte mein Mann zum Beispiel: „Ich hörte, Osman hat so gute Weintrauben in seinem Garten“, dann schickte er sofort ein Kind dorthin, um sie zu kaufen. Er erzählte uns aber nicht, daß Mehmet in der Morgenfrühe bereits Trauben gebracht hatte, die nun in der Hitze verdarben. Es hieß also, täglich die Vorratskammer mit Aziz zu besichtigen und das Eßprogramm aufzustellen. Ab und zu mußte ich ihn dann später in der Küche besuchen, mit ihm über die Hitze und die Fliegen stöhnen und über den geschnittenen Zwiebeln weinen.

Dann wieder gab es Gelegenheiten, wo wir seine Umsicht und Gelassenheit bewunderten. Es schien so, als ob die täglichen wiederholten Arbeiten ihn langweilten, bei ernstesten Anlässen wuchs er über sich hinaus. Kam offizieller Besuch, so war der Tee im Nu gekocht, und Aziz servierte ihn formvollendet vom Rangältesten bis herunter zum Jüngsten. Er verkörperte dann ganz die Würde eines Küchenchefs; denn natürlich wirkte er nicht allein in der Küche. Er hatte uns gleich eifrig versichert, daß er Hilfe brauchte. Sein Ansehen ließ es einfach nicht zu, daß er sich mit den niederen Arbeiten befaßte, wie Wasser holen, Geschirr waschen oder Gemüse putzen. So wurde Emins ältester Sohn Kadir als sein Assistent eingestellt, der wieder die aller-niedrigsten Arbeiten, das Fegen und Wasserholen, an seine jüngere Schwester Haytan weitergab. Aziz teilte die Arbeit ein, verschwand dann zum Morgengebet in die Moschee und empfing später die Nachbarn, die Obst und Gemüse brachten, das er sorgsam abwog und ihnen Geld dafür aushändigte. Auf einem ganz persönlichen kleinen Regal neben dem Herd standen ein Taschenspiegel und ein landesübliches kleines tulpenförmiges Teeglas, aus dem er allein trank; denn er verschmähte unsere Plastiktassen.

Eines Tages kamen deutsche Gäste in die Küche und sahen ihn daraus trinken. „Ach wie hübsch“, riefen sie. „Warum bekommen wir denn den Tee aus Plastiktassen? Können wir ihn nicht aus solchen reizenden Gläsern trinken?“ Etwas verlegen setzte ich ihnen die Vorteile des Plastikgeschirrs auseinander. Aber sie wußten es besser: „Natürlich, Teller und Schüsseln werden rasch zerbrechen; damit kennen sich die Leute hierzulande ja auch nicht aus. Aber mit den kleinen Gläsern gehen sie doch immer um, darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Wir machen Ihnen einen Vorschlag: Wir stiften der Ausgrabung 20 Gläser, sie kosten ja nur eine Kleinigkeit!“ Gern wurde das Geschenk angenommen, und der Chauffeur brachte am anderen Tag eine Schachtel voll mit Gläsern aus der Stadt mit. Nur eins war auf dem Transport zerbrochen.

Stolz trug Kadir am Nachmittag den Tee in den neuen goldumrandeten Gläsern, hübsch angeordnet auf einem Messingtablett, in den Kreis der Gäste auf der Veranda. In den fröhlichen Beifall mischte sich aber sofort ein Schreckensschrei: Auf der letzten Stufe zur Veranda des Grabungshau-

ses war Kadir gestolpert, und schon zersprang die neue Pracht klirrend auf dem Steinfußboden. Der arme Junge stand betroffen daneben, Tränen stürzten aus seinen Augen und wir mußten ihn trösten: „Es sind ja immer noch 12 Gläser übrig.“ Aber als die Gäste nach einer Woche abreisten – ach, da waren sie alle entzwei. Wir kehrten zu den Plastiktassen zurück und überließen Aziz sein Privat- und Vorzugsglas.

Eines Tages, als wir zum Essen aus der Ausgrabung zurückkehrten, waren 9 türkische Gäste eingetroffen. Voller Schrecken lief ich in die Küche: „Aziz, was setzen wir unsern Gästen vor?“ Aziz strahlte absolute Ruhe aus: „Im Namen Allahs, des Allerbarmers“, rief er feierlich und nahm aus dem Trinkwassereimer einige Schöpflöffel mit klarem Quellwasser, womit er die Gemüsesuppe verlängerte. „Und außerdem, Abla, habe ich unseren Kadir sofort ins Dorf geschickt, um Eier und Tomaten bei den Nachbarn einzukaufen, dazu frischen Yoghurt.“ So wurden wir alle satt mit dem typischen kommagenischen Sommeressen: Zwiebeln und Tomaten geschmort, mit Eiern überbacken und mit Yoghurt übergossen. Dazu gab es eine Riesenschüssel mit Makkaroni.

Große Freude herrschte im Lager, als Aziz nach einem kurzen Familienurlaub aus Adana mit einer großen Schachtel voll Baklava zurückkehrte, einem Blätterteiggebäck, mit Mandeln gefüllt. Stolz bot er allen Mitarbeitern davon an. „Kuchen! Ja gibt es denn so 'was hier zu kaufen?“ wurde er von allen Seiten gefragt. Aziz war belcidigt: „Das habe ich natürlich selbst gebacken!“ „Du, Aziz? Ja Mensch, warum machst du denn so 'was Gutes nie bei uns, nur zu Hause?“ Aziz gab uns eine unerwartete Antwort: „Ich habe doch hier keinen Marmortisch!“ Alle lachten darüber, aber jeder erfahrene türkische Bäcker hätte Aziz recht gegeben; denn der Blätterteig muß kühl ausgerollt werden, und in einem heißen Klima ohne Kühlschrank ist dafür ein alter Steintisch das beste Hilfsmittel.

Sorgfältig überlegte Aziz jeden Tag, wieviel Personen am Tisch saßen, und ließ Kadir die genaue Anzahl der Gedecke auflegen. Er merkte in seiner Küche alles, was im Hause vorging, und so hatte er auch gehört, als mein Mann mir aus dem Bürozimmer auf die Veranda herüber zurief: „In der Posttasche war ein Telegramm von Hoepfner. Er kommt heute abend und bringt den Theodoliten mit“ (das Vermessungsgerät, auf das wir lange gewartet hatten).

Kurz vor dem Abendessen ging ich in die Küche: „Aziz, heute abend erwarten wir Kurt Bey, wir müssen für 9 Personen decken.“ Ich dachte mir, diese Nachricht würde ihn freuen; denn Wolfram Hoepfner, den sie hier alle Kurt Bey nannten, war hochbeliebt.\* Aber Aziz wußte schon Bescheid und sah mich listig, überlegen lächelnd an: „Abla, es ist schon gedeckt, aber nicht für 9 Personen, für 10 Personen!“ „Wieso für 10?“ fragte ich zurück. „Kurt Bey kommt nicht allein, der Dr. Theodolit reist mit ihm!“

\* Als Hoepfner unseren Arbeitern die Bedeutung seines Namens erklärte (Wolf = türkisch kurt), wurde die kurze Namensform sofort von allen aufgegriffen.

Gelegentlich erhielt mein Mann für seine ärztliche Hilfe im Dorf ein Honorar. In der ersten Zeit hatte er dies immer zurückgewiesen, später merkte er, daß er damit den Stolz des Patienten verletzte, der nicht als Bettler kommen und behandelt werden wollte, wenn er um einen Notverband oder um eine Tablette bat. Daher wanderten manchmal Trauben, Eier, Tomaten oder Hühner in unsere Küche; doch das größte Geschenk brachte ein dankbarer Bauer, den mein Mann unmittelbar nach einem Schlangenbiß in sein Bein mit Schlangenserum gespritzt und ihn dann zur weiteren Behandlung in unserm Jeep in das Krankenhaus der Stadt gebracht hatte. Er kam in seinem besten blauen Jackett, eine riesige Schirmmütze auf dem Kopf und mit zwei kleinen Ziegenböcken am Strick, würdevoll in den Hof unseres Grabungshauses geschritten. Seine Dankbarkeit und das große Geschenk beeindruckten uns sehr. Nur leider, leider war es der letzte Tag vor unserer Abreise. Es blieb in allen Aufbruchsarbeiten keine Zeit mehr, die Tiere zu schlachten, zurechtzumachen und zu braten. Mustafa, unser Chauffeur, wußte einen guten Rat: „Ich nehme die Tiere in unsere Herde. Kommt ihr nächstes Jahr wieder, dann sind sie noch viel größer geworden, und ihr habt dann gleich einen richtigen Festbraten.“

Ibrahim, wie immer vorlaut, mischte sich ein: „Wie willst du nächstes Jahr die beiden Tiere wiedererkennen? Wenn du sie uns bringst, sind das bestimmt nicht die Besten aus deiner Herde.“ Mustafa wollte zornig aufbrausen, aber Emin schnitt den beiden kleinen Tieren ruhig eine Kerbe in ihre Hörner: „So, die kennen wir wieder!“

Es schien klug getan, aber trotz aller Voraussicht wurde aus dem schönen Festbraten nichts. Im nächsten Jahr kam nämlich wehklagend Mustafas Mutter in unsere Küche: „Doktor Bey, kannst du es dir vorstellen? Deine beiden Tiere sind nicht mehr am Leben. Der Wolf ist in unsere Herde eingefallen, und deine beiden Böckchen, ja ausgerechnet deine beiden schönen Böckchen, hat er zerrissen.“ Natürlich erschien uns dieses Verschwinden unwahrscheinlich, der Wolf mußte ein sehr schlaues Tier gewesen sein. Aber wir ließen die Sache auf sich beruhen, konnten wir uns sonst doch nicht über einen Diebstahl beklagen.

Das einzige, was wir versuchten, unter Kontrolle zu halten, war der Zucker; denn er schmolz dahin wie Butter an der Sonne. Es wurde aber auch vom Morgen bis zum Abend Tee gegen den Durst getrunken, nicht nur von den europäischen Mitarbeitern, sondern auch von dörflichen Besuchern, die Lebensmittel brachten, ein Anliegen hatten oder „Nur so“ einmal bei Aziz reinschauten. Noch nach Jahren trafen wir weit von unserer Landschaft entfernt einen Lastwagenfahrer, der uns sagte: „Natürlich kenne ich euch. In eurer Küche habe ich Tee mit Zucker bekommen.“

Als ich einmal mit Herrn Rahn und seiner Tochter in einem Bauernhaus zu Gast war, beobachtete ich, wie der Hausherr den kleinen Wandschrank aufschloß, eine Dose mit Zuckerstücken herausnahm, davon uns Gästen anbot und sich selbst zwei Stück genehmigte. Seine Frau und die erwachsenen Söhne mußten ihren Tee ungesüßt trinken.

Ein andermal, als wir völlig erschöpft von der Hitze und Durst nach einer langen Wanderung im Flußtal ein Gehöft betraten und aufatmend den

Schatten des kühlen Wohnzimmers mit den dicken Steinmauern aufsuchten, wurde sofort ein Kind in das Dorf geschickt, um für die seltenen und geehrten Gäste Zucker zu kaufen. Der starke gesüßte Tee erweckte dann wieder alle Lebensgeister, und selten hat mir im Leben ein Getränk so gut geschmeckt.

Nach der Hitze des Tages war ein Picknick unter dem Abendhimmel die schönste Erfrischung; doch natürlich mußte es auch sorgfältig überlegt und vorbereitet werden.

„Abla, wir sind heute abend alle zu einem Gartenfest eingeladen“, verkündete Aziz fröhlich.

„Herrlich“, rief ich, „dann brauchen wir kein Feuer im Herd anzuzünden, keinen Abendbrottisch zu decken und nichts nachher abzuwaschen. Und das beste: unsere Vorräte reichen dann noch bis übermorgen.“

Aziz sah mich listig an: „Allerdings – der Gastgeber erwartet eine ganze Menge von uns. Es gibt dort natürlich keine Teller und Bestecke, die müssen wir einpacken und mitnehmen.“

„Aha“, dachte ich, „das ist also eine Einladung in einem Bauernhaus, in dem gewöhnlich nur eine einzige große Schüssel auf dem Tisch steht und höchstens ein Holzlöffel für den Yoghurt bereit liegt.“

„Außerdem“, fuhr Aziz fort, „gibt es dort auf dem Berg unter dem Maulbeerbaum kein Wasser; unser Esel muß schon heute nachmittag mindestens vier Kannen von unserer Quelle heraufbringen, sie müssen in die Felsenhöhle gestellt werden.“

Ja, das sah ich wohl ein.

„Würstchen, Senf, Tomaten, Eier, Fischkonserven, alles, was eure Freunde so gern essen, finden wir dort oben auch nicht vor, das machen wir am besten hier in der Küche zurecht und packen es in Körbe.“

Jetzt reichte es mir aber: „Ich denke, wir sind zu einem Gartenfest eingeladen. Wer ist denn der Gastgeber?“

Aziz lachte: „Unser Doktor Bey.“

Also unser eigenes Gartenfest sollte auf dem Plateau der Eski Kale stattfinden, in der Abendkühle wollten wir heraufsteigen, im Kreis auf unseren ausgebreiteten Kelims unter freiem Himmel sitzen, oben auf der alten Burg mit dem königlichen Weitblick über das Tal des Nymphenflusses. Die Vorbereitungen hatten sich gelohnt, niemand hätte den Eßplatz unter dem Sternenhimmel mit einem Stuhl in einem engen, dumpfen Raum tauschen wollen.

Als es dunkel geworden war, zündeten wir ein Feuer an und sangen alte und neue Lieder. An diesem Abend war unser türkischer Dolmetscher Daniş Bey mit uns heraufgezogen. Er hatte Deutschland besucht und dort auch deutsch gelernt, deshalb fragten wir ihn: „Daniş Bey, kennen Sie ein deutsches Lied, das Sie mit uns singen möchten?“

„O ja“, nickte er zustimmend: „Stille Nacht, heilige Nacht ...“ Wir haben es gesungen, wenn es auch eine Nacht im August war und nicht die heilige Christnacht. Aber eigentlich fühlten wir uns ihr hier näher, der stillen Nacht, in der die Hirten auf dem Felde ihre Herden hüteten und der Engel ihnen die Botschaft brachte.

## VI. Bei der Dorfschneiderin

Als ich das erste Mal nach Eski Kâhta reiste, tauchte ein typisch weibliches Problem auf: Wie das Wetter auch sein mochte, ich war für dieses Land nicht richtig angezogen. Wenn der Sturm an unseren Zeltstangen rüttelt, die Tische und Regale mit einer braunen Staubschicht überzieht, so ist das nicht eine belebende Nordseebrise, sondern ein heißer, ausdörrender Gluthauch aus den Ebenen Mesopotamiens. Unmöglich, in einem Sommerkleid von Stein zu Stein zu springen, wenn der Wind das leichte kurze Fähnchen wie einen Luftballon aufbauscht. Unmöglich in einer Landschaft der östlichen Türkei, wo sich die Frauen sittsam lang gekleidet tragen. Aber wie soll man sich bei 40 Grad im Schatten trotz lebhafter Luftbewegung in langen Hosen wohlfühlen? Sie kleben mir am Körper, und ich lasse mich erneut im leichten Sommerkleid behaglich in den Liegestuhl fallen, nachdem ich die lange Hose ins Zelt zurückgetragen habe. Mißbilligend sieht mein Mann zu mir herüber. Ich bin nämlich nicht allein auf der schattigen Felsterrasse. Im weiten Kreis um mich herum sitzen in steifer Würde türkische Gäste, das Teeglas in der Hand. Keiner von ihnen ist die Gesellschaft einer Frau mit bloßen Beinen gewohnt. Ängstlich ziehe ich meine spärlichen Stoffmassen möglichst weit zu den Knöcheln herunter. Das ist außerdem noch ein wichtiger Schutz gegen die ständige Fliegen- und Mückenplage. Kaum sitze ich bequem, da wird aus der Küche meine Hilfe erbeten. Vorsichtig suche ich in möglichst schicklicher Haltung, den Liegestuhl wieder zu verlassen, aber mit dem festen Entschluß, die Kleiderfrage auf andere Weise zu lösen.

Wenn ich von unserem Zeltplatz herüber auf die steinigen Gebirgswege sehe, die sich den Hang entlangschlängeln, so könnte ich die Bäuerinnen beneiden, die in der landesüblichen traditionellen Kleidung wind-, sonnen- und staubgeschützt neben ihren schwerbeladenen Eselchen einherpilgern. Unter einem weiten Kattunkleid mit langen Ärmeln und farbiger Schürze bauschen sich knöchellange, bequeme, bunte Pluderhosen. Über dem Haar liegt ein weißes Tuch, das mit einem dunklen geknoteten Schal festgehalten und unter dem Kinn eingesteckt wird. In dieser Tracht – sie mag nicht vorteilhaft, aber bequem sein – kann man sich mühelos bücken, auf das Maultier steigen und im Wind spazieren gehen, ohne sich etwas von seiner Würde zu vergeben. Warum sollte ich nicht auch dazu übergehen?

Früh sind wir mit dem Jeep zur Stadtfahrt aufgebrochen. Im ersten Sonnenstrahl schimmert der erhabene Gipfel des Nemrud Dağ, das heilige Grabmal des kommagenischen Königs Antiochos, vor 2000 Jahren errichtet, wie eine feurige Kegelspitze über dem Bergmassiv. Viele Kilometer davon entfernt trifft der gleiche Sonnenstrahl den Grabhügel der königlichen

Frauen. So liegt noch immer die Landschaft unter dem Wahrzeichen der großen königlichen Ahnen. Jedesmal bewegt uns der Anblick der weiträumigen Gebirgszüge, die sich zur Euphratebene hin im Morgendunst verlieren.

Als wir in der kleinen Kreisstadt eintreffen, hat dort schon reges Leben und Treiben begonnen. Bereits um einhalb sieben Uhr in der Frühe sitzen im Teehaus Gäste, und man serviert uns einen heißen belebenden Tee. Während mein Mann anschließend den Bankdirektor aufsucht, habe ich Zeit, die bunten Stoffballen in dem weitgeöffneten Stoffladen von Osman zu durchmustern. Da gibt es dicke rote und blaue Barchentstoffe für den Winter, hellgemusterte und geblünte Baumwolle für den Sommer, rosa und hellblaue Seide zum Festkleid, Nessel, bestickte Tücher und gewirkte Leibbinden. Natürlich wähle ich lange und umständlich; denn das Vergnügen, in einem türkischen Laden einzukaufen, habe ich selten. Mein Mann kommt zurück und ist mit meiner Wahl einverstanden. Ja noch mehr, auch er ist die europäische Kleidung leid. Als er sich mit seinem Photoapparat in Augenhöhe eines antiken Reliefs auf den Boden kniete, riß die ganze Naht der engen Hose auf. So entscheidet er sich, bei Osman einen festen Hosenstoff zu kaufen und sich daraus die landesübliche weite Hose mit dem in der Mitte eingesetzten Keil arbeiten zu lassen. Eine Damenschneiderin soll es in dem kleinen Dorf, unserem Ausgräberlager benachbart, geben. Es ist die Schwiegertochter des Hoca, die im Besitz einer Nähmaschine und ungewöhnlicher Kunstfertigkeit ist. Aber der Herrschneider wohnt gleich bei Osman um die Ecke und wird das Wunder vollbringen, die gewünschte Herrenhose in 1-2 Stunden mit Taschen, Gummibanddurchzug und allem sonstigen Drum und Dran abzuliefern. Arbeitslohn: 2 DM. Wirklich, nachdem wir noch andere Besorgungen auf der Post und in verschiedenen Läden erledigt haben, hält uns Osman triumphierend das fertige Stück entgegen, neben ihm lächelt bescheiden der wohlerfahrene Herrschneider.

Am anderen Tag ist mein Mann mit einigen Mitarbeitern seit der Frühe zu einem weiten Ritt unterwegs. Als ich um 7 Uhr in die Küche komme, ist bereits Besuch da, Ali, der Sohn des Hoca. Wir trinken Tee, sprechen über das Wetter, über die Gesundheit seiner Kinder und über die schönen Früchte seines Gartens. Erst nach einer halben Stunde rückt er mit seinem eigentlichen Anliegen heraus. Er habe gehört, ich hätte in der Stadt Stoff gekauft und möge doch den ganzen Tag in sein Haus kommen, damit seine Frau Maß nehmen könne. Ich versuchte möglichst liebenswürdig die Einladung noch herauszuzögern, denn ich habe es übernommen, für ein gutes Abendbrot Sorge zu tragen, damit die Herren etwas vorfinden, wenn sie müde vom Ritt zurückkommen. Aber die Diener versichern mir eifrig, sie würden gut allein mit allem fertig. Ali stellt mir mit bewegten Worten die Strapazen des Weges vor, wenn ich ihn nicht gleich antrete, sondern warte, bis er im glühenden Sonnenschein liegt.

So lasse ich mich nicht lange bitten und begleitet von Marlies Rintelen und Carmen Rahn wandere ich voller Neugierde zum dörflichen Schneider-



N. Schwan 78

Reitende Bäuerin mit ihrem Kind ▷

atelier. Unsere Photographin freut der Ausflug besonders, denn sie hofft, daß die Frauen, wenn sie mit uns ohne unsere Männer zusammentreffen, ihre Schüchternheit ablegen und sich photographieren lassen. Bisher ist es ihr nicht gelungen, ein Gruppenbild zu erhaschen. Standen bei ihrer Ankunft die Frauen und Kinder auch neugierig vor der Tür ihres Hauses, so verschwanden sie doch immer blitzartig, sowie sie die Kamera erblickten. Als wir uns dem Dorf nähern, bieten sich uns die malerischsten Ausblicke. Terrassenförmig ziehen sich die lehmbräunen, kubischen Häuserwürfel den Hang hinauf. Im unteren Stockwerk des Gebäudes liegen die Stallungen, darüber in der Mitte eine offene Wohnhalle, an die sich der Schlafrum und Vorratsräume seitlich anschließen. Bunt und lässig stehen Frauen und Kinder an die Türpfosten gelehnt. Ihnen ist die gewaltige Aussicht auf den wildgezackten Burgberg, auf das enge Flußtal und den schäumenden Gießbach nichts Ungewohntes mehr, während wir immer wieder bewundernd stehenbleiben. Scheinbar wird die vor uns liegende Gebirgslandschaft, in Wahrheit die seitlich liegende Häuserterrasse photographiert, was wir durch geschickte Ablenkungsmanöver zu vertuschen suchen.

Es ist ganz schön warm geworden, als wir am Dorfbrunnen ankommen, denn auch in der Nacht sinkt das Thermometer kaum unter 30 Grad. Aber es soll noch viel heißer werden! Ali bittet uns, nicht hier am Brunnen zu trinken, sondern einen Trunk Wasser in seinem Haus zu genießen. Wirklich sind es bis dahin nur noch ein paar Schritte. Wir klettern die Stufen, die zu dem Wohnstockwerk führen, hinauf und treten in die nach vorn geöffnete Wohnhalle. In der gegenüberliegenden Wand ist eine Esse eingebaut, unter der das Herdfeuer glimmt. Der lehmgestampfte Fußboden ist sauber gefegt, an der Seite liegen in selbstgewebten groben Säcken Korn und Graupen, an den Wänden hängen Schnüre und Geräte. Der anschließende Wohnraum hat seitlich unter den Fenstern eine erhöhte Bank, auf der für uns Polster und Teppiche ausgebreitet werden. Mitten im Raum steht der Stolz der Familie, die Nähmaschine mit einem Stuhl davor. In dem dicken Mauerwerk sind Nischen eingelassen, die buntbemalte Kästen und Truhen beherbergen. Die Männer nehmen auf einer Strohmatten im Zimmer Platz, wir Gäste machen es uns auf der Fensterbank bequem. Man darf sich ungeniert räkeln, kann sitzen, hocken oder liegen, wie es einem am bequemsten ist.

Auch hier währt es lange, bis wir zu dem eigentlichen Anliegen kommen. Vorerst ist die Schneiderin nur Hausfrau. Mit einem großen Schlüsselbund öffnet Ali umständlich die eine der Truhen und entnimmt ihr Tee und Zucker und verschwindet damit in die Küche. Seine Frau aber bringt uns schon klares, kühles Wasser in runden Zinnschüsselchen. Langsam kocht währenddessen im Herdraum das Teewasser, und die Stube füllt sich mit neugierigen Nachbarinnen und Kindern. Verstohlen sehen wir auf die Uhr und überlegen, wie lange wohl die Anprobe bei solch zeitraubendem Vorspiel dauern wird. Die Luft im Zimmer ist nicht gerade als frisch zu bezeichnen, und ich komme auf die Idee, ein Stückchen Seife aus meiner Tasche zu zerbröckeln, das wir uns heimlich ab und zu unter die Nase führen. Als wir unseren Tee getrunken haben, fühlen wir uns in Schweiß gebadet, aber das Hauptvergnügen liegt ja noch vor uns. Zögernd frage ich

endlich, ob es wohl möglich wäre, mir ein Kleid zu nähen. Sofort springt der Hausherr auf, öffnet die allergrößte Truhe und zieht ein gelbseidenes und ein blauseidenes Gewand heraus. Unter viel Gelächter ziehen wir genierten Mitteleuropäerinnen in den Herdraum und zwängen uns in die lange, steife Pracht. Alle Anwesenden bewundern uns laut, als wir wieder in die gute Stube zurückkehren. Mit ernstem und unbewegtem Gesicht mustert mich die Meisterin. Wie sich später herausstellt, hat sie mit richtigem Augenmaß, ohne ein Meterband anzulegen, erkannt, wo das Modellkleid mit meinen Körpermaßen nicht übereinstimmt. Der Brustumfang muß weiter sein, die Taille tiefer sitzen, der Rock kann kürzer geschnitten werden. Schon greift sie zu meinem Stoff und zu einem Ungetüm von Schere. Ritsch-ratsch hat sie einen langen Streifen abgerissen, das wird offensichtlich der Volant für meinen Rock. Prüfend hält sie einen Augenblick eine Stoffbahn an meine Hüfte, dann rast die Schere durch die ganze Stofflänge. Inzwischen spricht Ali der Nähmaschine zu, d.h. er nähert sich ihr mit einer gewaltigen Kneifzange und einer schmierigen Ölkanne. Ächzend dreht er an einigen Schrauben, und wirklich, das gehorsame Instrument beginnt dröhnend zu rattern. Und nun beginnt ein gemeinsames Werk der beiden Ehegatten, bei dessen Anblick sich jeder gewissenhaften deutschen Schneiderin alle Haare sträuben würden. Ali fängt an, die Rockbahnen zusammenzunähen, ohne dazu Stecknadeln oder Heftfäden zu benutzen, während seine Frau die Blussteile zuschneidet. Wupp – ist er fertig und holt aus der Zaubertruhe Knäule von bunter Zackenlitze hervor, aus denen wir leuchtend grüne wählen. Dann setzt sich seine Frau an die Maschine und beginnt, ebenso wie er ohne jede Vorarbeit, jetzt aber die schwierigeren Teile zu kurbeln. Die Litzen werden zur Zierde in kunstvollem Hin und Her aufgesteppt, das Miederteil wird eingearbeitet, dann legt sie den Rock geschickt in Falten, während sie ihn zugleich an das Oberteil annäht. Nur einmal noch bittet sie mich heranzutreten, um die Ärmellänge zu prüfen. Geschickt und rasch werden Ärmel mit Manschetten und wieder mit Zackenlitze genäht und die Ärmellöcher mit der Riesenschere ausgeschnitten. Wir brauchen nur dazusitzen und zu staunen.

Nach 2½ Stunden ist das Kleid fertig, und die Schneiderin verwandelt sich in die Hausfrau zurück, während Ali die ersten Arbeiten an der Pluderhose vornimmt. Wieder überschlagen wir heimlich, daß wir bei diesem Arbeitstempo in einer Stunde als stattliche Bäuerin gekleidet den gastlichen dumpfen Raum verlassen können. Aber wir haben die Rechnung ohne unseren Wirt gemacht; denn jetzt naht ein geehrter Gast, der ihn nötigt, seinen Schneidersitz zu verlassen und von neuem das feierliche Zeremoniell der Teezubereitung zu beginnen. Seine Frau ist indessen mit dem Mittagessen beschäftigt. Immer wieder entschuldigt sie sich, daß sie kein Huhn geschlachtet hat. Aber auch ohne das zaubert sie in kurzer Zeit ein sehr leckeres sommerliches Gericht auf dem primitiven Herd: Tomaten, Zwiebeln, Paprika werden zusammen geschmort und ein Ei darübergeschlagen. Dazu gibt es frischen Yoghurt und dünnes Fladenbrot. Alle Speisen richtet sie wieder in runden Zinntellern und -schüsselchen an und serviert sie uns auf einem großen Kupfertablett, das zwischen uns auf die Fensterbank

geschoben wird. Den einzigen Stuhl stellt sie für die Photographin davor. Das kleine Töchterchen bringt Wasser vom Brunnen. Wir essen sehr bedächtlich, damit uns der Schweiß nicht zu sehr ausbricht, und lassen natürlich von dem reichlich Gebotenen noch einen Rest stehen. Die Familie des Gastgebers hat in der Küche gegessen, allmählich setzt sie sich wieder zu uns auf die Strohmatten, während wir etwas beunruhigt zur Nähmaschine herüberschielten. Wird die Hose heute noch fertig werden? Die Zeit verrinnt. Endlich kommt uns der erlösende Gedanke: Die Photographin sitzt ja auf dem zum Nähen so notwendigen Stuhl! Als sie aufsteht und ihren früheren Sitz auf der Fensterbank einnimmt, ergreift Ali begeistert von neuem seinen Schneiderschemel und macht sich eifrig ans Werk. Jetzt muß nur noch die Gummikordel, die die Hose in der Taille und um die Knöchel befestigen soll, durchgezogen werden. Die Frau des Schneiders nickt hochbefriedigt, als ich ihre eine 10 Meter lange Schnur, auf Pappkarton gewickelt, hierzu überreiche, und noch mehr freut sie sich, als ich ihr nach getaner Arbeit den Rest schenke.

Hier muß ich einflechten, daß mir neben Zucker und Petroleum eine Gummikordel der begehrteste Gegenstand im Dorf zu sein scheint. Als wir nach einem Winter in Deutschland unsere Koffer, die im Grabungsdepot geblieben waren, auspackten, fanden wir alles wieder. Sämtliche Wäschestücke lagen sauber gefaltet darin, wie wir sie eingepackt hatten. Nur eins war sonderbar: an jedem Schlüpfer und an jeder Unterhose fehlte das Gummiband.

Heute in der dörflichen Schneiderwerkstatt wird das Werk flink und geschickt zu Ende geführt. Sechs Stunden, einschließlich Mittagessen und Teetrinken haben genügt, um ein fertiges Damenkostüm herzustellen.

Gar nicht schnell genug kann ich in die neuen Sachen hineinschlüpfen. Groß ist die Freude der Zuschauer, als ich vor dem kleinen Spiegel stehe und die Großmutter mir noch dazu das weiße Schleiertuch mit den silbernen Pailletten bestickt um den Kopf legt.

Ein kleines Mädchen faßt meine Hand:

„Jetzt bist du keine fremde Frau mehr, jetzt bist du wirklich unsere Abla!“

Alle umstehenden Frauen lächeln und rufen mir zu: „Abla, Abla!“

Abla bedeutet in der türkischen Sprache „älteste Schwester“; so wird die Erstgeborene von den jüngeren Geschwistern genannt, für die sie früh schon das Hüteamt übernehmen muß. Dadurch aber nimmt sie auch eine besondere Vertrauens- und Ehrenstellung in der Familie ein. Der Kreis des Wortgebrauches hat sich mit der Zeit erweitert, oft geben jüngere Menschen älteren Damen diese Bezeichnung, auch wenn sie gar nicht mit ihnen verwandt sind. Längst war ich aus dem Grabungslager die Anrede von unseren Arbeitern gewohnt, doch mit den Frauen hatten sich noch keine persönlichen Gespräche ergeben. Nun ist das Vertrauen gewonnen, die Freundschaft geschlossen. In Zukunft, wenn ich durch das Dorf gehe, weichen die Frauen nicht mehr scheu in das Dunkel des Hauses zurück. Sie bleiben freimütig in der Tür stehen, winken und rufen:

„Abla, Abla – große Schwester!“

## VII. Sorgen mit der Post

Es ist nicht immer leicht, bei großen Anstrengungen, Hitze und Fliegen, bei Durst und ungewohnter Kost für gute Stimmung im Lager zu sorgen. Nicht alle, die mit uns zusammenlebten, waren erfahrene Orientreisende und in ihrer Jugend Pfadfinder gewesen, so daß sie über die Schattenseiten hinwegsehen und die Lichtseiten genießen konnten. Wir haben von einer Ausgrabung gehört, wo sich die Mitarbeiter so gründlich verstritten hatten, daß sie Stacheldraht zwischen ihren Zelten spannten. Glücklicherweise blieb bei uns bis auf wenige Fälle das gute Einvernehmen ungetrübt, wenn auch die Altersstufen und Temperamente sehr verschieden waren. Aber das gemeinsame Interesse an der Forschungsarbeit und der gute Wille siegten über schlechte Laune oder über Enttäuschungen, die nicht ausblieben.

Einen gewissen Unruheherd bildete die Post. Es dauerte mindestens zwei Wochen, bis uns ein Brief aus der Heimat erreichte, und das löste oft ungeduldiges Warten aus. Kam aber womöglich eine schlechte Nachricht von zu Hause, überfiel den armen Briefempfänger bittere Verzweiflung, und er wäre am liebsten sofort abgereist. Oft hatte sich inzwischen in Deutschland schon längst alles wieder zum Guten gewandt, aber so rasch erfuhr er es eben leider nicht.

Ein junger Student schrieb Briefe um Briefe an seine Braut: „Ich habe die Seiten gezählt“, sagte er stolz zu mir, „ich bin schon auf Seite 87!“ Aber es kam und kam keine Antwort, so sehnsüchtig er auch wartete. Wir mußten ihn alle trösten. Kaum war er abgereist, langten auf der Poststation 10 Briefe zugleich für ihn an. Wir konnten nichts anderes tun, als sie ihm nach Deutschland nachsenden.

Es wurden fleißig am Abend Briefe geschrieben und in einen Blechkasten geworfen, den Friedrich Wilhelm Hoepke mit einer kunstvollen Aufschrift „Königlich Kommagenische Post“ versehen hatte. Sein Inhalt wanderte bei jeder Stadtfahrt zur Poststation. Sicher hat manche merkwürdige Begebenheit in diesen Briefen gestanden. Horst Finke schickte einmal seinem kleinen Sohn einen Floh, den er glücklich gefangen hatte. Er klebte ihn mit Tesafilm auf dem Briefbogen fest: „Damit er sieht, daß ich nicht geschwindelt habe. So ein Exemplar findet sich in Münster nicht mehr“, lachte er triumphierend.

Wenn es schon mit der Briefbeförderung seine Schwierigkeiten hatte, um so mehr mit der Paketpost. Vergeblich hatten wir vorher vor langer Laufzeit und vor Zollschwierigkeiten gewarnt. Ein älterer Mitarbeiter gestand uns, als er jeden Tag mehr und mehr vergrämt nach einer Sendung Ausschau

hielt, daß er eine Sendung mit seinen Lieblingszigarren erwarte. Und sie kam an, jedoch nach 8 Wochen, genau als er abreisen wollte.

Viel Vergnügen gab es auch im Lager über Helmuth Waldmann und sein Gepäck. Er traf im Lager fröhlich, nur mit einer Aktentasche in der Hand ein. „Bravo“, sagte mein Mann, „da seht ihr es! Der kluge Mann rechnet alles genau aus, packt überlegt und braucht nicht unnötige Sachen zu schleppen.“

Helmuth Waldmann wehrte ab: „Nein, nein, das ist nur mein Wasch- und Rasierzeug. Schleppen wollte ich natürlich nicht, und mein Vater hat mir seine schöne stabile Offizierskiste, die ihn den ganzen Krieg begleitet hat, anvertraut. Darin reisen mir Wäsche, Pullover und Bücher als Frachtgut nach.“

„Und wohin haben Sie die Kiste adressiert?“

„Natürlich hier an die Anschrift unserer Ausgrabung.“

„Ja, dann wünsche ich Ihnen viel Glück!“

Es kam kein Postbote über das Gebirge zu unserm Haus, es kam auch keine Sendung auf unserem kleinen Postamt in der Stadt an. Helmuth Waldmann wurde immer unruhiger. „Wo kann denn die Kiste nur geblieben sein?“ „Vermutlich im Zoll in Istanbul“, meinte mein Mann.

„Glauben Sie das wirklich?“

Seufzend ging er noch ein paar Tage herum, dann fragte er schüchtern, ob er wohl mit dem Omnibus nach Istanbul fahren dürfte, zwei Tage hin, zwei Tage zurück. Und er machte sich auf den Weg. Gespannt erwarteten wir seine Wiederkehr.

Er hielt die versprochene Zeit ein und kam am fünften Tag zurück, aber ohne die Kiste. Traurig berichtete er: „Es waren gerade die Republikfeiertage in Istanbul, das Zollbüro im Hafen daher geschlossen; kein Beamter anwesend, der mir die Kiste herausgeben konnte. Ich habe sie aber gesehen, sie stand ganz vorn in einem großen Regal. Ein Mann neben mir meinte, so ein großes Frachtgut würde entsetzlich viel Lagergebühren und Zoll kosten, und so viel Geld hatte ich ja gar nicht bei mir. Schließlich dachte ich mir, daß ich jetzt schon vier Wochen ohne die Kiste ausgekommen bin, alle haben mir so nett etwas zum Anziehen gegeben. Dann kann ich mir auch noch weitere vier Wochen forthelfen und das Geld für den Zoll lieber sparen.“ Und so reiste die Kiste ungeöffnet wieder nach Deutschland zurück.

Der umgekehrte Weg, von der Türkei nach Deutschland, war genau so kompliziert. Ein anderer Student kaufte in Yeni Kâhta eine Jacke von Ziegenleder, der Traum jedes Hippie: salopp und innen mit einem langen Zottelfell, dazu sagenhaft billig, direkt vom Hersteller. Als er sie im Schlafraum des Grabungshauses aufhängte, schriean die andern, die das Zimmer mit ihm teilten: „Mensch, schaff die Jacke heraus, den Gestank kann ja keiner aushalten!“ Der glückliche Besitzer war empört: „Ich wollte sie ja sowieso meiner Freundin schicken.“ Er bat mich um eine passende Schachtel, die wir sorgsam verklebten und verschnürten. Aber der Postbeamte in Yeni Kâhta wies sie zurück: „Es muß eine Kiste sein“, erklärte er, „und

dazu in Stoff eingenäht.“ Also wieder damit ins Lager. Ein Freund half beim Zurechnageln der Kiste; ich stiftete ein Küchenhandtuch und nähte es mit feinen Stichen um das Ganze herum. Aber wieder war der Postbeamte nicht mit uns zufrieden: „Das darf nicht mit der Hand genäht werden, das muß mit der Maschine gesteppt sein.“ Eine Maschine hatten wir im Grabungshaus nicht, aber zum Glück fanden wir in Yeni Kâhta einen gefälligen Schneidermeister, der die handgenähten Teile durch maschinengenähte ersetzte. Jetzt sah das ganze Stück wirklich ordentlich aus, und stolz legte unser Student seine Kiste auf das Schalterbrett der Post: „Bitte zollfrei! Geschenksendung nach Deutschland!“ Er hatte nämlich erfahren, daß eine Normalsendung einschließlich der Zollgebühren unverhältnismäßig teuer war.

Aber nun sah ihn der Postbeamte tieftraurig an: „Haben Sie mich neulich nicht richtig verstanden? Solche Auslandsendungen sind nur in der Zeit des großen Bayram nach den Fastenwochen im Monat Ramadan zollfrei.“ „Und wann ist das, bitte?“ „In diesem Jahr wird der Bayram im November gefeiert.“ Große Güte, wir lebten im August!

Diese Geschichten sollen nichts gegen die Post sagen. Wer kann es glauben, daß uns aus Eski Kâhta ein Brief erreichte, auf dem allein die kurze Adresse stand: „Dörner, Deutschland.“ Die Postsuchstelle in Frankfurt hatte hinzugesetzt: „Vielleicht in Münster, Universität?“ Ja, es stimmte.

# VIII. Abuzer, der Reiche, und seine Frauen

Besonders gern nahm mein Mann Emin als Begleiter mit, wenn er einen längeren Ritt vorhatte. Nicht nur, daß Emin umsichtig mit den Tieren umging und aufmerksam alles verfolgte, was in der Landschaft vorging; es ließ sich auch in solchen Stunden manches Problem besprechen, das in der Ausgrabung aufgetreten war, sei es, daß es um die Einstellung eines Arbeiters, um die Lohnzahlung oder um die Nutzung einer Quelle ging.

Das gegenseitige Vertrauen wuchs, und bei dieser Rast am Brunnen, als beide nach einer Besprechung mit den Behörden aus der Stadt zurückkehrten, erfuhr mein Mann zum ersten Mal etwas aus Emins Leben. Es war ihm aufgefallen, daß dieser trotz seiner Armut Respekt und Ansehen im Dorf genoß, und daher begann er ihn vorsichtig zu fragen:

„Ist deine Familie schon immer in Kähta ansässig gewesen, oder kannst du dich entsinnen, daß sie aus einem andern Dorf gekommen ist?“

Emin schüttelte den Kopf: „Mein Vater Abuzer hat noch seinen Großvater gekannt, und dieser besaß einen großen Hof oberhalb des Dorfes in der Richtung nach Direk Kale. Sie werden sich entsinnen, daß wir noch in der vorigen Woche an einem verfallenen Haus unterhalb der großen Felswand vorbeiritten. Dort in diesem Haus sind mein Großvater und auch mein Vater Abuzer geboren, und bis zum Fluß haben ihnen Felder und Weinberge gehört.“

Mein Mann sah ihn fragend an: „Wie kam es, daß du jetzt nur in dem kleinen Haus mitten im Dorf wohnst? Wo ist der Reichtum deiner Familie geblieben?“

Emin seufzte: „Die Frauen haben das Unglück über meinen Vater gebracht, der in seiner Jugend ‚Abuzer, der Reiche‘ genannt wurde. Ja, das Haus war groß, und in den Ställen hatte er mehr als eine Kuh zu stehen. Dazu war er noch der einzige Erbe. Seine Knechte arbeiteten auf dem Acker, und er selbst zog am liebsten mit seinen Freunden in die Berge, um zu jagen. Er hatte natürlich auch neidische Nachbarn im Dorf; aber daraus machte er sich nicht viel. Seit seiner Kindheit war er mit sieben Brüdern befreundet, die eine sehr schöne Schwester hatten. Oft konnte er ihr begegnen, wenn sie ihre Herden austrieb oder Wasser am Brunnen holte. Aber als sie vierzehn Jahre alt geworden war, wurde sie in strengere Hut genommen, und es gelang meinem Vater nur noch selten, sie zu sehen. Er beob-

achtete sich selbst und merkte, daß sie ihm fehlte, daß er unruhig nach ihr Ausschau hielt und den Abend verdrossen vor der Türe stand, wenn er sie nicht gesprochen hatte. So nahm er sich ein Herz und fragte ihren ältesten Bruder:

„Ist es möglich, daß deine Schwester Nuşin eine Krankheit hat? Ich sah sie früher öfter mit euch und mit der Mutter auf den Feldern. Aber in den letzten Wochen kam sie nicht einmal mehr zum Wasserholen an die Quelle.“

Sein Freund lachte verlegen: „Heiratsfähige junge Mädchen hält man am besten im Haus“, sagte mein Vater. „Es könnte sein, der Falsche raubt sie uns, ehe sie mit dem Rechten vermählt ist.“

Abuzer bezwang mit Mühe seine Erregung. „Ich wußte nicht, daß dein Vater so ängstlich ist, Nuşin zu verbergen, da sie doch sieben Brüder zu ihrem Schutz hat. Noch ist sie doch auch noch zu jung, um das Haus ihres Vaters zu verlassen.“

Der älteste Bruder brummte ärgerlich: „Du kennst doch unseren Vater. Auch wir müssen uns jedem Befehl fügen, und er verrät uns seine Pläne nicht.“ Aber ein jüngerer Bruder mischte sich in das Gespräch:

„Oft ist der Vater in der letzten Zeit bei Ekrem Bey in Kiran eingekehrt, die Leute sagen, er möchte ihn zum Schwiegersohn.“

Abuzer stockte das Herz. „Ekrem Bey“, stieß er hervor, „Ekrem Bey ist ein alter Mann, lange schon verwitwet und krumm und häßlich.“

„Aber reich“, antwortete der jüngere Bruder bedeutsam.

In dieser Nacht beschloß Abuzer, seinen Vater zu bitten, als Brautwerber zum Nachbarhof herüberzugehen, bevor die schöne Nuşin einem anderen verlobt wurde. Als der Vater seinen Wunsch hörte und Abuzer ihm die Gründe für seinen raschen Entschluß sagte, schüttelte er traurig den Kopf:

„Ekrem Bey ist ein harter Rivale für dich, mein Sohn. Unser Reichtum kann sich mit dem seinen nicht messen, und Nuşins Vater ist habgierig.“

Doch Abuzer bat und bettelte so lange, bis sein Vater sich erweichen ließ und seufzend sagte: „Vielleicht schlage ich ihm die Mitbenutzung unserer Quelle vor, sie sticht ihm schon lange in die Augen.“

So klopfte er – allerdings wenig zuversichtlich – an die Hoftüre des Nachbarn. Wie er schon befürchtet hatte, gestaltete sich das Gespräch schwierig: „Selam aleikum, Fuad Bey“, grüßte er höflich. „Aleikum selam, Nachbar“, antwortete Fuad Bey. Mein Großvater fuhr fort: „Wir haben einen heißen Sommer in diesem Jahr.“

„So ist es.“

„Ihr werdet wenig Wasser für Euren Garten und für Euer Vieh haben.“

„Bisher habe ich mich noch nicht darüber beklagt.“

„Dann verzeiht mir, daß ich es als Euer guter Nachbar bemerkte und Euch einen Vorschlag machen möchte. Meine Felsenquelle leitete ich bisher in meinen Garten und auf meinen Hof. Noch immer fließt sie reichlich. Es

*Nuşin, die junge Braut* ▷



*S. M. 70*

wäre nur eine geringe Mühe, zu Eurem Anwesen eine breite Rinne zu graben.'

„Es ist niemals ratsam, einen so verletzlichen Besitz zu einem gemeinsamen Eigentum zu machen“, antwortete Fuad Bey mürrisch. Nun gab sich mein Großvater einen Ruck und sprach offen von seiner Absicht, für seinen Sohn um Nuşin zu werben und ihrer Familie mit der Nutzung der Quelle einen besonderen Gefallen zu erweisen.

Geringschätzig lachte ihr Vater: „Aha, weht der Wind von dort? Nuşin ist ja fast noch ein Kind, da müßt Ihr nicht so stürmisch sein. Sorgen gibt es, wenn man eine so schöne Tochter, eine so gute Arbeitskraft erzogen hat, daß andere einem diesen Besitz neiden. Muß ich sie aus dem Haus geben, so ist mir mit der Nutzung einer Quelle kein ausreichender Ersatz geboten. Vor allem brauche ich bares Geld, bewegliche Habe; denn ich armer, geplagter Vater muß ja für sieben Söhne eine Braut kaufen.“

Abuzers Vater erhob sich: „Die Nutzung der Quelle sollte dir meine gute Gesinnung und meine Bewerbung erklären. Selbstverständlich lege ich noch gerne Geld und bewegliche Habe dazu, aber allzu hoch solltest du einem bewährten Nachbarn deine Forderung nicht stellen. Du bekommst ja auch zu deinen sieben Söhnen einen achten als Schwiegersohn hinzu, der, meine ich, ebenso wohlgeraten ist wie deine Kinder und dir im Alter wohl auch eine Stütze sein kann.“

Fuad Bey schüttelte den Kopf: „Ist die Tochter erst einmal aus dem Haus, vergißt sie das Sorgen für die eigenen Eltern. Nur ihr habt allein den Vorteil von einer guten Schwiegertochter. Besser, man hält sich an das, was man in den Händen hat. Du bist übrigens nicht der erste, der als Brautwerber über meine Schwelle kommt, und oft schon wurde mir ein hoher Preis für meine Nuşin geboten. Wie ich dir am Anfang unseres Gesprächs sagte, ist sie noch viel zu jung, als daß ich mich heute entscheiden müßte. Du wirst einsehen, daß ich die verschiedenen Angebote sorgfältig gegeneinander abwägen und mit meiner Frau besprechen muß.“

So kehrte mein Großvater mißmutig mit einem hinhaltenden Bescheid zurück, und Abuzer hörte ihm verdrossen zu, als er sagte: „Schlag dir das Mädchen aus dem Kopf, mein Sohn. Ärger und Sorge wird uns die Verschwägerung mit der hochmütigen Familie bringen.“

„Also müssen wir Jungen selbst zu einer Entscheidung kommen, wenn die Väter uns nicht helfen wollen“, rief er unbedacht aus.

„Langsam, mein Sohn“, erwiderte der Vater. „Gewalttat hat meist böse Folgen. Wirklich ist das Mädchen noch sehr jung. Weißt du außerdem, ob sie selbst dich zum Ehemann nehmen will?“

Abuzer schwieg betroffen. So sicher war er sich ihrer gegenseitigen Zuneigung gewesen. Nun wurde er ängstlich: „Der Vater hat recht“, dachte er, „vor allem muß ich sie selber fragen.“

Häufiger als vorher schloß er sich den sieben Brüdern an und erwähnte die vergebliche Brautwerbung seines Vaters mit keiner Silbe. Und eines Tages hatte er Glück: Als sie von einem Ritt aus den Bergen zurückkamen, schlug der älteste Bruder eine Rast in ihrem Garten am Wasserfall vor. Sie

stiegen ab und führten die Pferde vorsichtig über die schlüpfrigen Steine. Unter einem großen Feigenbaum sahen sie einen Teppich ausgebreitet, und daneben sammelten zwei Frauen die Früchte in einem großen Korb. Es waren Nuşin und ihre Mutter, von den Brüdern fröhlich begrüßt. Abuzer konnte vor Erregung kein Wort hervorbringen. Um sie zu verbergen, stieg er in die Äste des breiten Baumes und pflückte die größten und reifsten Feigen, die hoch am Wipfel wuchsen. Dabei beobachtete er, wie Nuşin ihm mit den Augen gefolgt war und ihn am Stamm erwartete, während die Brüder schon auf dem Teppich saßen und den kühlen Ayran tranken, den die Mutter ihnen vorsetzte.

Abuzer reichte ihr die Feigen zu und flüsterte heftig: „Nuşin, ich beschwöre dich, sage mir, ob du mich liebst!“ „Immer und ewig“, stieß sie genauso leise hervor, und schon wandte sie sich von ihm ab und zeigte der Mutter stolz die schönen Früchte. Niemand hatte etwas von dem Gespräch der beiden gehört, alle lobten Abuzer. Sein Herz war nun leicht und voller Erwartung. Sorglos dachte er nach diesem Zusammentreffen, daß er alle künftigen Schwierigkeiten leicht meistern würde. Aber er hatte sich geirrt. Das Mißtrauen des künftigen Schwiegervaters war einmal geweckt und er strengte sich an, den unerwünschten Bewerber aus seinem Gesichtskreis zu schaffen.

Eines Tages erhielt Abuzer den Befehl, zu den Soldaten einzurücken. Er war verzweifelt; denn es gab in damaliger Zeit keine allgemeine und geregelte Wehrpflicht wie heute. Es konnte sein, daß ein junger Bursche nie wieder in seine Familie und in sein Heimatdorf zurückkehrte. Mein Vater ritt in die Stadt zu dem Kommandanten und verlegte sich aufs Verhandeln. Es dauerte eine Weile, aber schließlich fand er einen jungen Mann aus einer armen Familie, die viele Söhne hatte, den er als Ersatzmann stellen konnte. Natürlich mußte er dafür seinen Eltern eine hohe Entschädigung bieten.

Aufatmend eilte er in unser Dorf zurück, doch unterwegs befahl ihm eine rätselhafte Unruhe. Kurz vor der Furt, die durch den Fluß führt, traf er eine Gruppe von Händlern, die ihre Maultiere mit Stoffballen und blinkenden Kupferkesseln beladen hatten.

„Selam aleikum! Wohin führt euer Weg?“

„Wir sind in ein Hochzeitshaus nach Kâhta eingeladen. Fuad Bey will seine einzige Tochter verheiraten. Sie wird mit einer reichen Aussteuer ihres Vaters Hof verlassen. Zwanzig Maultiere, mit Kisten und Säcken beladen, sollen ihr folgen. Das wird ein gutes Geschäft für uns.“

„Ihr kennt den Bräutigam?“

„Aber natürlich. Es ist Ekrem Bey, der Reiche, in Kiran.“

Abuzer stand wie zur Salzsäule erstarrt; er war dem listigen Brautvater in die Falle gegangen. Kein anderer als Fuad Bey hatte die Einberufung in das Heer des Sultans betrieben. Mühsam faßte er sich, wünschte den Händlern Glück auf den Weg und blieb selbst im Schatten der Oleanderbüsche an dem rauschenden Fluß sitzen, um über seine verzweifelte Lage nachzudenken. Eine Stunde mochte vergangen sein, ohne daß er fähig gewesen war, einen festen Entschluß zu fassen. Plötzlich hörte er, wie sich hinter ihm die

Zweige bewegten, und als er sich umwandte, stand zu seiner größten Überraschung Nuşin hinter ihm, mit gerötetem Gesicht und fliegendem Atem:

„Ich kam mit den Schafen zum Fluß. Niemals dachte ich, dich hier zu treffen. Der Vater sagte, du wärst für immer fort bei den Soldaten. Seitdem ließen sie mir zu Hause mehr Freiheit als vorher.“

„Ist es wahr, Nuşin, sollst du in den nächsten Tagen verheiratet werden?“ stieß Abuzer hervor.

Dem Mädchen traten Tränen in die Augen: „Gegen meinen Willen wollen sie mich zwingen. Schon in drei Tagen soll die Hochzeit gefeiert werden.“

„So würdest du mir folgen, wenn ich dich nachts entführte? Ich habe gute Maultiere, gehorsame Diener und kenne ein sicheres Versteck in den Bergen, das auch deinen Brüdern unbekannt ist. Wir haben Neumond, das ist gut, ich finde im Dunklen den Weg.“

Nuşin schüttelte traurig den Kopf:

„Wie kann ich das Haus verlassen? Der Vater schläft zwischen mir und der Mutter, die Waffe zu seinen Häupten. Bedenke, daß ich sieben Brüder habe, die vor der Schwelle unseres Schlafraumes liegen. Es ist unmöglich, zwischen ihnen hindurchzuschleichen.“

Abuzer sah sie verzweifelt an:

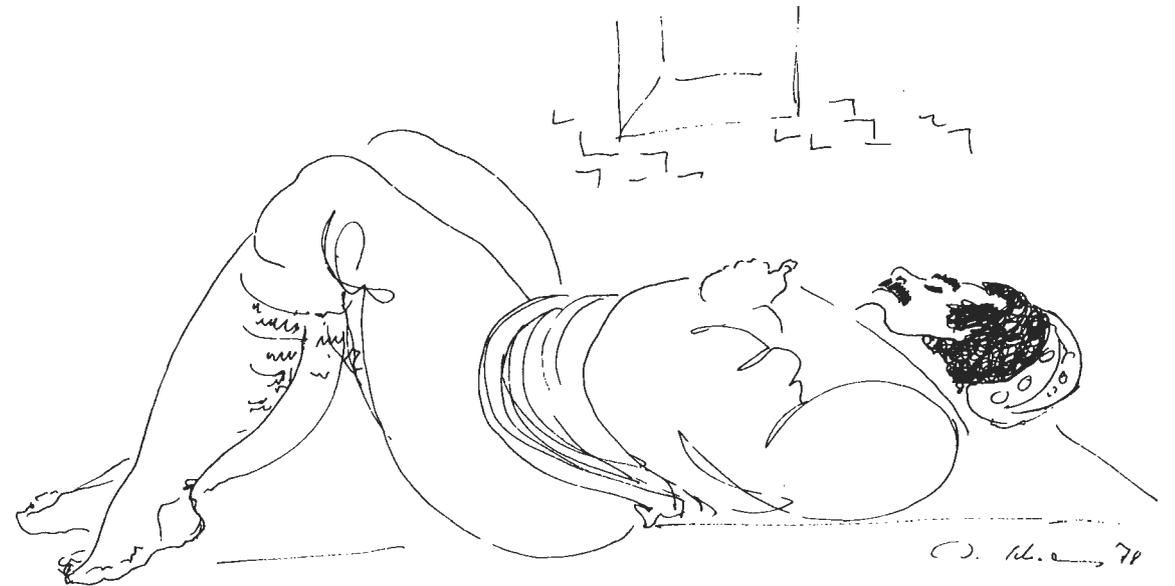
„Noch weiß niemand, daß ich zurückgekommen bin. Die Händler kannten mich nicht, mit denen ich eben sprach. Es gibt keine andere Wahl: wir müssen fliehen. Auf der Stelle müssen wir entfliehen!“

„Aber wohin, Abuzer? Wohin am hellichten Tage? Du bist zu Fuß. Wir haben keine warme Decke, keine Lebensmittel bei uns. Mit ihren Pferden holen meine Brüder mich ein, so wie sie merken, daß ich verschwunden bin.“

Doch Abuzer war jetzt der rettende Gedanke gekommen: „Dein Vater muß nachgeben, er kann dich mir nicht mehr nehmen, wenn du eine Nacht in meinen Armen geschlafen hast. Kann ich dich nicht in den Bergen verstecken, so kann ich doch einen Verwandten bitten, uns in seinem Haus für eine Nacht aufzunehmen.“

„Ach, Abuzer, wer wird das wagen? Wer will sich die Feindschaft meines Vaters für alle Zeiten zuziehen?“

„Wir können nur auf diese einzige Karte setzen, Nuşin. Sieh, dort in der Flußaue liegt der Hof meines Onkels Mustafa. Er kann mir meine Bitte nicht abschlagen; denn vor drei Jahren habe ich das Leben seines kleinen Enkelsohnes gerettet. Das Kind lief bedenkenlos in den Fluß, in dem wir älteren Burschen mit dem Onkel Forellen fingen. Die Strömung ergriff ihn, die Schwester, die hinter ihm herlief, schrie laut, doch wagte sie sich nicht in das Wasser. Ich konnte den kleinen Bruder rasch in die Höhe reißen und zum Ufer tragen. Das hat mir die Familie nicht vergessen. Also: auf Nuşin! Ich laufe so rasch ich kann zu Mustafas Hof. Warte, bis ich dich in das Haus hole. Rasch, wir können keine Zeit verlieren!“



*Onkel Mustafa beim Nachmittagschläpfchen* ▷

„Aber die Schafe?“

„Laß sie laufen, sie finden den Weg nach Hause allein. Und sonst – was kümmern uns jetzt die Schafe!“

Nuşin begann am ganzen Körper zu zittern. Aus Erfahrung wußte sie, daß die Landschaft tausend Augen hat, Hirten, die ihre Herden weiden, Mädchen, die Wasser holen gingen, Zigeuner auf der Wanderung, Kaufleute mit ihren Wanderbündeln. Aber dann strafften sich alle ihre Muskeln, und angespannt folgte sie Abuzer mit ihren Blicken, der in langen Sätzen das Flußufer hinauf und über das Feld lief. Sein Herz klopfte wie rasend. Wie war es möglich, ungesehen in Mustafas Haus zu gelangen? Von Kind an kannte er jeden Winkel im Hof der Verwandten und wußte, daß der Onkel um die Mittagsstunde auf der Schlafbank im großen Wohnraum ruhte. Durch die Dornenhecke kroch er zur Hauswand und wälzte einen Stein vor das Fenster, so daß er in das Zimmer hereinschauen konnte. Er hatte richtig gerechnet. Mustafa lag in tiefem Mittagsschlaf auf der Fensterbank. Leise rief ihn Abuzer dreimal an, bis er sich erstaunt aufrichtete.

„In Allahs Namen, wo kommst du her? Bist du nicht bei den Soldaten?“

„Ich beschwöre dich, Onkel“, flüsterte Abuzer, „ich bin in höchster Not. Laß mich zum Fenster herein, damit ich es dir erkläre.“

Der Onkel schien zu begreifen. In fliegenden Sätzen verriet ihm der Neffe seinen Entführungsplan. Erschrocken wehrte Mustafa ab: „Schau, daß du im Frieden zu deinem Mädchen kommst. Es wird besser sein, ich helfe deinem Vater, einen hohen Kaufpreis zu zahlen, womit wir den alten Ekrem überbieten. Unklug ist es, uns die Feindschaft von Fuad zuzuziehen.“

„Onkel, es ist zu spät. In drei Tagen soll bereits die Hochzeit sein. Schande wäre es für Fuad, wenn er von dem Vertrag zurücktritt. Hätten wir nicht seinen Zorn zu fürchten, so doch den von dem alten Ekrem. Die Schuld fällt allein auf mich, ich werde mich bemühen, die gute Nachbarschaft wiederherzustellen.“

„Denke an deinen Vater und an mich“, sagte der Onkel traurig.

„Ich kann euch nicht helfen. Es geht um das Glück meines Lebens“, flüsterte Abuzer erregt. „Gehört mir Nuşin erst einmal, so will ich dein großzügiges Angebot annehmen, mit einer noch höheren Kaufsumme als die, die Ekrem geboten hat, werden wir den geizigen Schwiegervater wieder versöhnen, und alles kommt ins rechte Lot!“

„Gut“, sagte der Onkel, „so wie du uns geholfen hast, helfe ich dir heute in dieser Not. Wir wollen beide leise aus dem Fenster steigen, bevor uns die andern im Haus bemerken. Ich weiß ein Versteck für dich und Nuşin. Es ist ein alter ausgetrockneter Brunnen im Hof, den ich über euch mit Brettern zudecken werde. Hoffentlich ist Nuşin inzwischen an der Hecke.“

Wirklich saß das junge Mädchen schon zusammengekauert vor den Dornen. Rasch zogen sie die beiden Männer durch eine Lücke und halfen ihr beim Abstieg in den dunklen Brunnenschacht. Sie schluchzte heftig, als sich Abuzers Arme um sie schlossen und der Onkel die Öffnung mit Reisigbündeln umstellte. Angstvoll hörten sie beide auf alle Schritte und Stimmen, die zu ihnen herunterdrangen.

Es verging eine lange Zeit, bis sie an das Hoftor klopfen und den ältesten Bruder rufen hörten: „Mustafa Bey, wir suchen unsere Schwester. Dicht an deinem Hause fanden wir unsere Schafe weiden, aber Nuşin ist nicht mehr bei ihnen. Ist sie in deinem Hause?“ Die Verlobten hörten die Antwort des Onkels nicht, und wieder verging eine lange Zeit. Endlich wurde der Holzdeckel über ihnen gelüftet, und das Gesicht Mustafas neigte sich zu ihnen herab: „Steigt heraus, so leise ihr könnt und nehmt den Weg durch das Fenster ins Wohnzimmer. Ihr seid sicher in meinem Haus, die anderen schlafen auf dem Dach. Ich habe Abuzers Vater eine Botschaft geschickt, so daß er in der Morgenfrühe kommen wird, damit wir beraten, was zu tun ist. Nuşins Familie wußte noch nicht, daß du zurückgekommen bist. Das war eure Rettung. Sonst hätten sie nicht geruht und gerastet, euch zu verfolgen. So sind sie vor kurzem alle wieder unverrichteter Dinge durch das Dorf zurückgeritten. Natürlich sind aber alle Umwohner in größter Aufregung; denn sie haben in jedem Haus nach ihrer Schwester gefragt.“

Mustafa lachte listig: „Ich konnte ja mit gutem Gewissen sagen, daß Nuşin nicht in meinem Haus ist; denn sie saß ja im Brunnen. Aber versprecht mir, über unser Versteck zu schweigen. Wir sagen, ihr hättet um Mitternacht meine Gastfreundschaft erbeten, und ich hätte sie euch gewährt. Das genügt.“

Es ging, wie sie es geplant hatten. Allerdings kämpften Stolz und Habsucht einen harten Kampf im Herzen des Brautvaters, als der abgewiesene Schwiegersohn vor ihm stand und ihm eine noch höhere Summe, als Ekrem zahlen wollte, anbot. Er wußte nur zu genau, daß er eigentlich jede Bedingung annehmen mußte, da seine Tochter in den Augen des Dorfes entehrt war. Es wurmte ihn, daß er und seine Söhne die Entführung nicht hatten verhindern können. Natürlich hatte sich Nuşin nun um eine prunkvolle Hochzeitsfeier gebracht. Ohne lärmende Musik, ohne die begleitende Gästeschar, ohne die Maultiere, die die Aussteuer trugen, zog sie still in das Haus der Schwiegereltern ein. Doch die beiden Liebenden fragten nach nichts dergleichen. Auch Abuzers Eltern wurden durch das Glück, das auf den Gesichtern ihrer Kinder lag, für allen Kummer entschädigt.

Allerdings war es ein sauersüßer Frieden, den die beiden Familien geschlossen hatten; auch die Freundschaft zu den Brüdern war merklich abgekühlt, fühlten sie sich doch in ihrem Stolz verletzt. Wer aber die Schmach durchaus nicht vergessen konnte, das war der alte Ekrem Bey. In allen Dörfern stichelte und hetzte er gegen seinen Vater. Als das junge Paar einige Monate später zum Markt in die Stadt geritten war, kam es zu einem offenen Streit zwischen Abuzer und dem verschmähten Liebhaber. Nach heftigen Scheltworten zogen beide das Messer. Mit einem Aufschrei warf sich die junge Frau zwischen die Zornigen. Da traf sie die Klinge des alten Ekrem so unglücklich in die Halsader, daß sie tot zu Boden sank. Es gelang dem Mörder zu entfliehen, ob aus dem völlig fassungslosen Kreis der

*Kampf auf Leben und Tod (Zeichnung Seite 66) ▷*



Zuschauer, ob aus dem Gefängnis, weiß ich nicht. Er ging außer Landes und wurde nie mehr gesehen.

Mein Vater war aus einem stolzen, selbstbewußten jungen Mann zu einem verbitterten Einsiedler geworden. Seine Eltern waren kurz nach dem Unglückstag gestorben. Sein Besitz war erheblich zusammengeschmolzen; denn er hatte einen großen Teil seines Vermögens hergegeben, um sich vom Militär loszukaufen und um später – vielleicht allzu prahlerisch – eine beträchtliche Kaufsumme für seine Braut zu zahlen. Er schickte seine Knechte aus dem Haus und besorgte seine Wirtschaft meist alleinc. Im Sommer zog er mit den Tieren auf die Alm. Auch ein zweiter Winter ging so in selbstgewählter Einsamkeit dahin.

Aber im nächsten Frühjahr ereignete sich eine neue schicksalhafte Begegnung. Ein reicher Ağa, ein Gutsherr aus einem weiter entlegenen Dorf, hatte zur Weidezeit seine alte Mutter und seine junge Frau mit den Viehherden auf die Alm auf den Nemrud Dağ geschickt. Beide standen jeden Tag vor Sonnenaufgang vor einem hölzernen Pfosten, an dem mit Stricken die Tierhaut zur Butterbereitung aufgehängt war, die sie in gleichmäßigem Rhythmus hin- und herstießen. Abuzer ritt im Morgengrauen an ihrem Lagerplatz vorbei. Natürlich sprach er nicht mit den Frauen; aber mit einem leichten Schrägblick erkannte er die ungewöhnliche Schönheit der jungen Bäuerin. Über rotgeblühten Pluderhosen trug sie ein orangefarbenes Kleid. Ein leichter weißer, silbergestickter Schleier bedeckte ihre schwarzen Zöpfe, ein dunkler Turban aus golddurchwirkter Seide war darüber gewunden. Über den Schläfen hing Goldschmuck.

Nach drei Tagen ritt mein Vater abermals vorüber. Ein schneller Blitz aus seinen dunklen Augen erhaschte das Gesicht der jungen Frau, das sich ihm, wie durch magische Gewalt angezogen, zuwandte. Hinterher hörte er die Alte schimpfen und keifen. Wieder wartete er drei Tage und ritt diesmal, ohne sich nach den Frauen umzusehen, vorbei. Sein ganzes Denken war durcheinander geraten, er wußte nicht, wie er die Frau ungesehen treffen sollte, nach der sein Herz sich sehnte. Es war gegen alle Vernunft und Sitte; es konnte nicht gut ausgehen. Aber am Abend dieses Tages fand er eine blaue Perle, um die eine dunkle Haarlocke gewunden war, auf der Schwelle seiner Almhütte. Wieder ritt er im Morgennebel an der Stelle vorüber, wo er die Frau zum ersten Mal gesehen hatte, aber der Platz war leer.

Mit größter Vorsicht zog mein Vater seine Erkundigungen ein. Die Frauen waren in ihr Tal, einen Tagesritt entfernt von unserm Dorf, zurückgekehrt. Zarife war seit zwei Jahren mit einem harten und launischen Gutsherrn vermählt und hatte dazu noch die Herrschaft einer strengen und mißgünstigen Schwiegermutter zu ertragen. Das Gehöft lag einsam, war aber auf das beste bewacht. Das Ehepaar schlief in den warmen Sommer Nächten in einem breiten holzgeschnitzten Prunkbett auf dem Dach des



( ). 1. 10. 2. 71

Hauses, die Diener lagen in nicht zu weiter Entfernung auf ihren Schlafmatten. Die Stellung der jungen Frau war um so unglücklicher, als sie bisher kinderlos geblieben war. Es grenzt ans Wunderbare, daß es Abuzer gelang, Zarife wiederzusehen und mit ihr zu sprechen. Er muß tagelang das Gehöft umkreist und die Gelegenheit ausgekundschaftet haben. Vielleicht, daß er mit ihr redete, als sie allein des Abends zur Quelle ging, um Wasser zu holen, vielleicht daß er ihr in der Mittagshitze auf dem Feld, als alle anderen ermüdet schliefen, ein Zeichen aus seinem Versteck zusandte – ich weiß es nicht.

Aber sie verabredeten eine List. Es war ein Fieber im Dorf ausgebrochen. Zarife gab vor, sich angesteckt zu haben, und bat, allein auf der Schlafbank des Wohnraumes unter einem kleinen Fenster liegen zu dürfen. Sie nahm keine Speise, nur wenig Wasser zu sich und blieb regungslos mit geschlossenen Augen liegen, so daß alle sie für ernstlich krank hielten. In der dunklen Nacht gelang ihr die Flucht. Sie kletterte aus dem Fenster und blieb lange geduckt im Schatten der Hofmauer sitzen, bis sie sicher war, daß keiner der Schläfer auf dem Dach sie bemerkt hatte. Die Hunde kannten sie gut und schlugen nicht an. Dann eilte sie zu einer kleinen Tür neben den Stallungen und weiter zu einem verlassenem Friedhof, wo Abuzer sie erwartete. Er hatte die Hufe der Maultiere mit Stofflappen umwickelt und wieder ein absonderliches Versteck ausersehen. Nicht die Schlupfwinkel in den hohen Bergen wollte er aufsuchen, sie schienen ihm zu gut bekannt als Zuflucht für Räuber und Entführer. Er wählte eine Höhle im Steilabfall des Flußtales. Uneinsichtig und schmal war der Eingang unter einem dichten Gestrüpp; dann weitete sich der Gang zu einem großen gewölbten Raum, und wieder führte ein schmaler Zugang zu einer unterirdisch fließenden Quelle. Der Eingang war nur vom Fluß aus zu erreichen; es sei denn, man ließ sich von dem höher gelegenen Plateau an einem Seil herab. Führte der Fluß nur wenig Wasser, so war es leicht ihn zu überqueren, im Frühling und im Herbst bildete er mit seiner Strömung eine sehr schwer zu nehmende Barriere. Abuzer hatte alles auf das beste vorbereitet, Lebensmittel, Decken, Holz und Geräte heimlich in die Höhle geschafft. Er hatte tagelang damit zu tun gehabt; aber es hatte niemand Verdacht geschöpft, im Dorf war man es gewohnt, daß er häufig ausritt.

Zarife war eine ausgezeichnete Reiterin, aber doch schlugen ihre Zähne vor Furcht aufeinander, als sie ihrem Entführer in der Finsternis auf unbekanntem Wege folgte. Am Flußufer hielten sie an:

„Wir müssen absteigen, Zarife, und die Maultiere zurücklassen. Die Furt ist nicht tief, Du kannst ohne Sorge durch das Wasser gehen. Ich nehme die Sättel herunter, damit sie uns nicht verraten, und verstecke sie einstweilen im Gestrüpp. Die Tiere werden einen neuen Herrn finden.“

Rasch und geschickt half ihm die junge Frau und klopfte dankbar den Hals der Maultiere, die zögernd über das Feld zurückliefen. Dann zog sie Schuhe und Strümpfe aus und folgte Abuzer, der sicher auf die Felsen am gegenüberliegenden Ufer zuschritt. Wie groß war ihre Überraschung und

Freude, als sie durch den engen Eingang gekrochen war und sich die große Höhle über ihr wölbte.

„Hier bist du die Königin der Berge“, rief Abuzer voll stolzem Glück. Ungestört und ungetrübt vergingen die nächsten Tage für die beiden Liebenden. Noch in der Morgenfrühe hatte Abuzer die Sättel in die Höhle geschafft und sorgfältig ihre Spuren am Uferrand getilgt. Das Eingangsloch verschloß er noch dichter mit Dornenzweigen, aber nicht so dicht, als daß er nicht einen Ausblick in das Flußtal freibehalten hätte. Stunde um Stunde suchten seine Blicke die Umgebung ab, und er achtete auf jedes Geräusch. Doch er hatte das Versteck richtig gewählt, keiner vermutete sie hier. Allzulange konnten sie allerdings nicht bleiben. Abuzers Gedanken arbeiteten fiebrhaft weiter, er mußte die Flucht über die syrische Grenze planen. Diesmal hatte er keine Hilfe von seinem Onkel Mustafa noch von irgend einem anderen Freund zu erwarten. Bei dem ersten Frauenraub konnte er mit der allgemeinen Hochachtung rechnen. Die gelungene Entführung war im Dorf bestaunt und belacht worden, mancher hatte es dem alten Fuad heimlich und schadenfroh gegönnt, daß ihn die Jungen überlistet hatten. Aber dieser zweite Raub war ein Ehebruch, und alle Sympathien standen auf der Seite des betrogenen Mannes.

Mit Sorge sah Abuzer die Sommertage vorüberstreichen. Der Herbst würde sie mit seiner feuchten Nässe aus ihrem Versteck treiben. Nur ab und zu hatten sie gewagt, in einem höher gelegenen Teil der Höhle unter einem natürlichen Abzug ein Feuer zu entfachen. Ihre Vorräte gingen zu Ende.

Eines Tages ereignete sich das Unglück, daß Zarife auf dem steilen Gang zu der unterirdischen Quelle ausrutschte und sich den Fuß verletzte. Er schwoll an und schmerzte heftig. Abuzer umwickelte ihn mit nassen, kühlen Tüchern, doch Zarife konnte nicht mit ihm auftreten. An eine Flucht war nicht zu denken; denn sie hatten ja keine Reittiere mehr und hätten zu Fuß gehen müssen.

In diesen Tagen wurden sie entdeckt. Der Fluß war in den heißen Sommertagen immer mehr ausgetrocknet. Vor dem Eingang zur Höhle war eine breite Sandbank entstanden, auf der jetzt oftmals Hirtenjungen mit ihren Tieren lagerten. Vielleicht hatte ein Hund ihre Witterung aufgenommen, vielleicht hatten die Kinder ihre Stimmen gehört. An einem frühen Morgen sah Abuzer unten im Flußtal eine Gruppe bewaffneter Gendarmen, und es dauerte nicht lange, so rief der Unteroffizier zu ihm heraus:

„Komm herunter, Abuzer, komm herunter mit der Frau, die du bei dir hast. Widerstand hilft dir nicht, wir haben gute Gewehre.“ Mein Vater konnte von Glück sagen, daß es nicht der Gutsherr war, der wahrscheinlich sofort auf sie beide geschossen hätte. Aber auch so war das Ende des Abenteuers traurig genug. Abuzer umarmte Zarife ein letztes Mal:

„Kannst du mir verzeihen, daß ich dich in solch eine große Gefahr gebracht habe?“

„Ich liebe dich und ich bereue nichts“, waren die stolzen Abschiedsworte der schönen, traurigen Frau an meinen Vater, der diese Worte mit Tränen

in den Augen bis in sein hohes Alter wiederholte. Er wurde ins Gefängnis gebracht und zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Aber noch mehr quälte ihn der Gedanke an die Demütigungen, die Zarife erdulden mußte.

Ich weiß nicht, wie lange mein Vater im Gefängnis blieb. Er ging dann außer Landes; denn das Leben im Dorf erschien ihm unerträglich. Aber nach einigen Jahren trieb ihn das Heimweh doch wieder zurück. Über die Geschichte war nun Gras gewachsen, doch die Mauern seines Gehöftes waren eingefallen, die Dächer zusammengestürzt, die Herden fortgetrieben und alle Vorräte aus dem Wohnhaus und den Ställen verschwunden. Die Entführung seiner zweiten Frau hatte meinen Vater fast seinen gesamten Besitz gekostet. Mit trübem Lächeln holte er hinter einem Mauerstein einen Lederbeutel mit einigen Goldstücken hervor; denn er hatte diese Summe als letzte Reserve versteckt, als er fortgeritten war.

Ganz allmählich wechselte er ein Goldstück nach dem anderen ein und begann langsam Ordnung in sein Leben zu bringen. Die großen Gebäude ließ er verfallen und siedelte sich in einem weiter unten gelegenen Scheunenbau an. Holz, Ackergeräte, einen Esel und zwei Ziegen handelte er mit der Zeit ein; ein kleiner Acker war ihm geblieben, und er verwandelte ihn sorgsam in einen Garten. Er hatte manches in der Fremde dazugelernt und bat niemanden um Hilfe. Auch ging er jedem Gespräch aus dem Wege.

Dann nahm er an dem Schicksal eines Mannes teil, der ihm benachbart in einem kleinen Haus wohnte. Dieser hatte bei der Herstellung von Schießpulver sein Augenlicht verloren. Seit langen Jahren lebte er vereinsamt und verwitwet; eine Enkelin besorgte seine bescheidene Wirtschaft. Es war ein schüchternes, etwas verwahrlostes Mädchen, das die Ziegen hütete und auf dem einzigen Acker mit einer Sichel das Getreide schnitt. Abuzer holte sie mit seinem Esel ein, als sie langsam unter einer großen Reisiglast über die Brücke schritt. Mitleidig hielt er an:

„Ist das Holz nicht viel zu schwer für dich?“

„Oh, ich bin es gewohnt“, antwortete das Mädchen leise.

„Dann machen wir diesmal eine Ausnahme!“ lachte er und lud die Last auf den Rücken seines Tieres. „Du siehst, wir gehen sonst leer; denn ich habe gerade Korn zu der Mühle gebracht.“

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick dankbar an und ging dann, wie es Sitte ist, einige Schritte hinter ihm her zum Haus des Großvaters.

In der nun folgenden Nacht konnte Abuzer nicht einschlafen. Der Mond fiel durch die Fenster in den leeren Raum seines Hauses, nichts regte sich darin. Ihn ergriff eine heftige Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit, aber vor allem nach Kindern, nach Söhnen, in denen er auch nach seinem Tode fortleben würde. Es war nicht die Leidenschaft für eine Frau, die in ihm erwacht war; es war ein neuer Lebenswille, und er sprach diesmal ebenso laut und heftig wie bei seinen früheren Entschlüssen, als er nur auf die Stimme des Herzens gehört hatte. Würde er dieses arme, junge Mädchen in



*Mihtar, das arme Hirtenkind ▷*

sein Haus holen, so bedeutete das einen Abstieg; denn er hatte einst die Hand nach der reichsten und schönsten Bauerntochter ausgestreckt. Doch die Verhältnisse hatten sich gewandelt.

Bisher war es nur zu kurzen freundlichen Gesprächen mit seinem blinden Nachbarn gekommen, trotzdem gedachte Abuzer rasch seinen Antrag vorzubringen. Der alte Mann saß in der Morgensonne vor seinem Haus, die Enkelin schob das Fladenbrot in den Herd. Abuzer war es recht, daß sie das Gespräch der Männer nicht hörte; denn es fiel ihm doch schwer, seine Bitte vorzutragen:

„Du weißt, Hasan, ich bin ein armer Teufel, aber ich bin gesund und stark genug, um für eine Familie zu sorgen. Einen Kaufpreis für eine Frau kann ich nicht mehr zahlen und Freunde habe ich nicht, die mir ihr Geld leihen könnten. Aber ich möchte dir einen Vorschlag machen: Gibst du mir deine Enkelin Mihtar zur Frau, dann wollen wir dich beide bis an dein Lebensende pflegen, ich werde auch deinen Acker bebauen, und so können wir von unserem gemeinsamen Besitz alle drei satt werden. So Allah es will, wirst du auch noch unsere Kinder erleben.“

Der alte Mann war sehr überrascht. In seinen Träumen hatte er sich einen jungen, wohlhabenden Bräutigam für seine Enkelin vorgestellt, und er seufzte tief: „Mihtar ist ein gutes, fleißiges Mädchen. Man sagt mir, sie sei auch schön.“

Abuzer fiel rasch ein: „Du weißt, daß Schönheit gefährlich ist. Wie willst du über sie wachen, wenn ein begehrllicher Mann sie dir rauben will?“

Der Nachbar nickte traurig: „Oft habe ich das schon befürchtet, ich würde wohl die Schritte des Entführers hören, aber ich kann ihn nicht vertreiben und nicht verfolgen. Nur, siehst du, das Mädchen ist mein einziger Schatz, sie war immer brav und folgsam, und es ist ihr begreiflicher Wunsch, eine schöne Hochzeit zu feiern. Es wäre ein Glückstag für uns beide, wenn wir die Nachbarn und Verwandten zu einem Fest einladen könnten. Ich habe schon etwas für diesen Tag zurückgelegt, aber vor allem habe ich gehofft, ein tüchtiger Bewerber wird mit seinem Vermögen noch eine hübsche Summe daraufzahlen.“

Abuzer war es nicht nach Gästen, nach einem Festbraten, nach Trommeln und Tanzen zumute. Aber er hatte auch nicht das Herz, dem alten Mann seinen Traum zu zerstören.

„Ich habe noch eine kleine Reserve“, sagte er zögernd. „Eigentlich wollte ich dafür einen Weingarten kaufen. Aber mit Mihtars Hilfe werde ich ihn vielleicht dann später erwerben können.“ Jetzt ging ein Leuchten über das Gesicht des Großvaters.

So mußte Abuzer, der sich mit seinem Frauenraub um zwei Hochzeitsfeste gebracht hatte, der armen, ungeliebten Braut den Festtag zubilligen. Unter dem roten Schleier schritt meine Mutter in sein Haus. Sie schenkte ihm vier Söhne und eine Tochter.“

„Ich glaube, sagte mein Mann leise zu Emin, „sie ist sehr schön gewesen.“

Emin lächelte ihm zu: „Sie ist meine Mutter, und ich liebe und ehre sie.“

# IX. Die Yeni Kale, die neue Burg

Regelmäßig und pünktlich nach dem Morgenfrühstück verließ Klemens Böhne das Lager, um die Aufräumarbeiten in der Yeni Kale, in der „neuen (d. h. mittelalterlichen) Burg“ zu beaufsichtigen. Laut schallten die Hackenschläge von oben herab durch das Dorf, und es erhob sich jedesmal eine hohe Staubwolke, wenn eine Ladung mit Schutt und Geröll auf dem Förderband in die tiefe Schlucht herunterdonnerte. Die Schuttmassen wollten kein Ende nehmen, gewaltig war das Zerstörungswerk der Jahrhunderte gewesen, Feuer, Erdbeben und Regengüsse hatten die riesige Burganlage in einen Trümmerhaufen verwandelt.

Immer begeisterter klangen jedoch die Schilderungen meines Mannes, wenn er von diesem Arbeitsplatz zurückkehrte. Tag für Tag erschloß sich weiterhin das Innere der Burg. Treppen, Gänge, größere und kleinere Räume kamen an das Tageslicht, die ganze komplizierte Toranlage, der weitgestreckte Zwinger und eine Moschee wurden allmählich freigelegt, die bis zu 8 Meter hoch mit Schuttmassen von den höher gelegenen Teilen der Burg zugeschwemmt gewesen waren. Groß war die Freude, als neben der Moschee ein vollständig erhaltener Saal wieder zugänglich wurde und mein Mann ein großes Burgfest als Einweihungsfeier in Vorschlag brachte.

Umfangreiche Vorbereitungen wurden getroffen, Ziegenböckchen für einen Festbraten gekauft, Musikanten und ein Sänger bestellt, Kerzen und Lampions hervorgesucht. Es war der glückliche Sommer, in dem unsere Tochter Susanne mit uns zusammen in der Ausgrabung war. Da wir eine große Arbeitsgruppe zu versorgen hatten, hatte sie mir zuerst in der Küche geholfen, mich dann aber dort abgelöst und sich so gut eingearbeitet, daß mir Zeit für die Büroarbeiten blieb. Ebenso wie ich war sie nicht nur von der Forschungsarbeit, sondern genauso von der Landschaft, dem fremdartigen Leben im Dorf, von den bunten Trachten, Teppichen und Webereien begeistert.

Natürlich wurden auch alle Arbeiter mit Frauen und Kindern eingeladen, das ganze Dorf! Ob die Frauen wohl kommen würden? Mit den Kindern konnten wir bestimmt rechnen und bereiteten ein Kasperlespiel für sie vor. Zu unserer großen Überraschung schickte Mustafas Familie am Vorabend des Burgfestes ein langes gelbes Seidenkleid. Mustafa, unser Chauffeur, brachte es stolz zu unserem Zelt: „Susanne kann unmöglich in Jeans oder in

einem kurzen Rock kommen. Meine Mutter hat gesagt, sie muß ein Kleid haben, das so schön ist wie es unsere Mädchen im Dorf zur Hochzeit tragen.“

Um gutes Wetter brauchten wir zum Glück nicht zu bangen; die Sonne schien strahlend vom Himmel, als der große Tag des Burgfestes angebrochen war, und keiner wollte die Zeit verschlafen. Nach einem doppelt so langen Aufenthalt im „Badezimmer“ erschienen alle doppelt so schön wie gewöhnlich am Frühstückstisch. Danach blieb die Küche kalt. Aber außer dem Plastikgeschirr, den Bestecken und den bunten Kelimdecken brauchte nichts herübergetragen zu werden. Aziz und Emin beaufsichtigten schon in den Vormittagsstunden im Dorf zu Füßen des Burgberges das Braten von zwei Tieren am Spieß, die über einer flachen Grube, gefüllt mit glimmenden Holzkohlen, fleißig gedreht wurden. Dazu kochten zwei Frauen in großen Kupferkesseln im Freien Reis und Gemüse. Hohe Gefäße mit Quellwasser standen bereit, Aziz servierte pausenlos Tee, bot Kekse und Bonbons auf flachen Schalen an.

Erwartungsvoll setzte sich unser Zug teils zu Fuß und teils hoch zu Roß (sprich: Maultier) in Bewegung; vom Felsen ging es herunter zum Fluß über die kleine Brücke, und immer hatten wir die gewaltige Silhouette der Burgruine vor Augen. Als wir den steilen Anstieg geschafft hatten und vor dem Eingang angekommen waren, wurden wir feierlich von Klemens Böhne, der als „Burgherr“ schon vorausgecilt war, begrüßt. Nun hielt er uns zuerst einen kleinen Vortrag über die Vorteile der ausgezeichneten wehrtechnischen Anlage des Torhauses; denn ein Angreifer mußte sich zu ihm zunächst durch eine Abwehrfeuer aus den Zinnen und Schießscharten hocharbeiten, geriet aber dann vor dem Eingang in eine enge Torschlucht, aus der die Besatzung heißes Wasser oder siedendes Öl aus den Pechnasen auf ihn heruntergießen konnte.

Während dieser sachkundigen Erklärungen puffte mich Ibrahim, der Schlingel, an und zeigte leise prustend vor Lachen auf ein schmales Fenster in einer Seitenmauer: „Abla, durch *das* Fenster mußten wir den Böhne-Bey schieben, sechs Mann konnten ihn kaum hochwuchten. Er wollte unbedingt zuerst nachsehen, was in dem Raum zu finden ist.“ Da der „Burgherr“ die einheimischen, jungen schmalen Burschen um ein beträchtliches an Alter, Größe und Gewicht übertraf, aber natürlich nicht mehr über die katzenhafte Gewandtheit beim Klettern verfügte, schien Ibrahim seine Neugierde sehr komisch vorgekommen zu sein. Wir ertappten ihn auch später einmal, als er mit den Dorfjungen die Pantomime „Wir schieben Böhne Bey durchs Fenster“ aufführte. Es war Ibrahim nicht zu verdenken, daß er seine Späßchen während des Vortrags machte, verstand er doch kein Deutsch und nichts von den wichtigen Ausführungen des Burgherrn. Aber auch seine Freunde und Kameraden wurden ungeduldig: laute Paukenschläge und die quäkenden Töne der Hirtenschalmei lockten alle in den Burghof.



*Musikant mit seiner Zurna* ▷

Dort saß schon ein bunter Kreis rings auf den umherliegenden Mauerstücken und Steinbrüstungen, magisch angezogen von der Musik. Dem Bläser traten vor lauter Anstrengung die Backen wie zwei runde Äpfelchen hervor, der Mann mit der Pauke schien keine Gehörnerven zu besitzen. Gerade als wir in den Hof eintraten, hatte sich eine Kette von Männern gebildet, sie hatten die Arme auf die Schultern des Rechts- und Linksstehenden gelegt und begannen mit wiegenden und springenden Schritten einen Reihentanz, zu dem Aziz mit einem Tuch als Vortänzer die Kommandos gab.

Für uns bot sich vor dem Tanz noch eine große Burgbesichtigung, nur eine Treppe durften wir noch nicht heruntergehen, dort wartete die Überraschung des Abends auf uns. Dann aber drängten wir uns auch unter die Zuschauer. Ganz besondere Bewunderung erregte die Frau unseres Malerfreundes, Katharina von Assaulenko, die einen Solotanz, natürlich im landesüblichen langen Kleid und mit einem weißen Schlei über dem dunklen Haar, vorführte. Auch Susanne mußte den Reihentanz der Männer lernen; aber dann versammelte sie groß und klein um das Kasperletheater. Nicht nur die Kinder lachten und staunten, ebenso die Erwachsenen, keiner von ihnen hatte Puppen oder ein Theaterspiel jemals gesehen. Als der König mit der Goldkrone die Frage stellte: „Kinder, wer bin ich wohl?“ rief ein kleiner Junge: „Ein Kater!“ Die Männer stießen sich immer wieder an und lachten: „Richtige kleine Menschen, gibt es denn so was!“

Der Nachmittag verging mit Tanz, Musik und Spielen; dann brach der Abend herein. Jeder bekam eine Kerze oder einen Lampion in die Hand, und langsam stiegen wir die breiten Stufen herunter, bis wir in einem Saal mit Kreuzgratgewölben, tiefen Mauernischen und Steinbänken an den Mauerwänden standen. Als Sitzpolster waren schon die bunten Kelims aus unserm Zeltlager ausgelegt. In die Mitte trugen Emin, Aziz und Kadir die großen Schüsseln mit Fleisch und Reis, die Kerzen stellten wir auf die Mauervorsprünge rings herum. Nach langer, langer Vergessenheit war in dem alten Rittersaal neues Leben eingekehrt, was mochte sich alles in ihm abgespielt haben? Zwar bewahrten die Bauinschriften an den Mauern so manchen Namen auf, aber sie klangen uns fremd und unbekannt. Doch ehe wir in Bibliotheken und alten Büchern nach der Geschichte der Burg geforscht hatten, übergab uns der Hoca ein selbstgeschriebenes Heft, in dem er die Legende, die man sich im Dorf erzählte, aufgezeichnet hatte. Nach dem Essen bat ihn mein Mann aus seiner Chronik vorzulesen und schloß daran die Übersetzung, wie er sie in den vergangenen Tagen angefertigt hatte. So folgten zuerst die türkischen, dann die deutschen Gäste dem Fluß der Erzählung.

„Der erste Padischah, der diese Burg erbaute, war ein strenger, aber gerechter Mann. Er kam von einem Ritt aus den Bergen erhitzt und müde zurück und hielt an unserm Dorfbrunnen an. Ohne abzusteigen, bat er eine Bäuerin um einen Trunk Wasser. Die alte Frau reichte ihm ein verzinntes Kupfergefäß mit dem kühlen Trank; doch bevor sie es zum Sattel heraufhob, streute sie rasch eine Handvoll Häcksel in den offenen Becher. Der

Padischah runzelte ärgerlich die Stirne; aber sein Durst war so groß, daß er nicht länger warten mochte, und vorsichtig blies er den leichten Häcksel auf der Oberfläche des Wassers zum gegenüberliegenden Rand des Gefäßes. So mußte er Schluck um Schluck für reines Wasser sorgen. Als der Becher leer war, fragte er die alte Frau, warum sie den Häcksel hereingestreut habe. „Oh, mein Padischah“, antwortete sie, „ich bin nur eine einfache Frau und es ziemt sich nicht, daß ich dir Vorschriften mache. Ich fürchtete aber, du könntest krank werden, wenn du den Becher in der heißen Mittagsstunde ohne abzusutzen leeren würdest. Eine Handvoll Stroh hat dich gezwungen, langsam und schluckweise zu trinken, ohne daß es großer Vorschriften bedurfte.“ Der Padischah schenkte der Alten ein Goldstück und ritt zufrieden weiter.

Sein Sohn, Malik mit Namen, besaß nicht den gerechten Sinn seines Vaters. Täglich erblickte er die schöne Leyla, wenn sie zum Dorfbrunnen ging, um Wasser zu holen. Er hörte, daß sie einem jungen Bauern verlobt war und die Hochzeit im kommenden Monat gefeiert werden sollte. Der Zwingherr aber, der es nicht gewohnt war, auf irgend ein Gelüste zu verzichten, befahl dem Vater des Mädchens, ihm seine Tochter bei Anbruch der kommenden Nacht auf die Burg zu bringen. Die Eltern klagten und weinten bitterlich; aber es half ihnen nichts, sie mußten ihr Kind dem Tyrannen ausliefern. Als Leyla dicht vor dem Burgtor stand, warf sie sich zu Boden und rief noch ein letztes Mal zu Allah, er möge sie vor der Willkür schützen. Dann eilte sie auf ihren schluchzenden Vater zu und sank mit einem Seufzer tot in seine Arme. Unter dem Kuppelbau unseres Dorffriedhofes liegt Leyla begraben. Noch heute erscheint ihr Geist den gläubigen Muselmanen, wenn sie in der Winterdämmerung des Freitags zum großen Gebet in die Moschee reiten. Ein Gebet an ihrer Grabstätte findet bestimmt Erhörung. Doch nur im Winter hat man sie in Eski Kâhta erblickt, im Sommer wandert die Heilige zu einem geweihten Platz im Flußtal des Euphrat, da sie dort ebenso große Verehrung genießt.“

„Und was wurde aus dem Padischah?“ fragten die Zuhörer.

„Auch das berichtet uns die Legende“, antwortete der Hoca würdevoll. „Ungeduldig wartete Malik in seinem söllergeschmückten Gemach auf die Ankunft der schönen Leyla. Schon war die Dunkelheit herabgesunken, aber die wachhabenden Soldaten fürchteten den Jähzorn ihres Gebieters, und keiner wagte es, ihm den Tod des Mädchens zu melden. Schließlich würfeln sie darum, wer der Unglücksbote sein sollte. Zaghaft näherte sich ein junger Diener dem Vorhang, der vor der Türöffnung befestigt war. Als er ihn zurückschlug, entstand durch den gegenüberliegenden Söller ein heftiger Luftzug im Saal und löschte die Lampe aus. Der Burgherr sprang auf, erhitzt vom Wein und von seiner Ungeduld, griff zum Schwert und tötete den Jungen, da er glaubte, ein Mörder sei in den Raum eingedrungen. Zu

*Leila geht zum Brunnen (Zeichnung Seite 80) ▷*



D. M. C. 71



D. M. C. 78

spät erkannte er, daß seiner Begehrlichkeit und seinem Jähzorn zwei unschuldige Menschen zum Opfer gefallen waren.

Die Geister der Toten verfolgten ihn bei Tag und bei Nacht. Sein Taten-  
drang, sein Appetit waren verschwunden, und er fand keinen Schlaf mehr.  
Vergeblich gaben ihm die Ärzte Ratschläge und verordneten heilkräftige  
Kräuter und Bäder. Endlich hörte Malik von der wunderbaren Gabe eines  
frommen Derwisch, der in die Zukunft zu schauen vermochte. Er ließ sein  
Pferd satteln und ritt zu ihm in das einsame Felsenkloster. Der alte Der-  
wisch sah ihn lange und ernsthaft an, als er ihm seine Schuld gebeichtet  
und um den erschnittenen Schlaf gebeten hatte: „Reite zurück zu deiner Burg,  
bete zu Allah, und nach drei Tagen wird er dir die ersehnte Ruhe des  
Gemüts gewähren.“ Getröstet ritt der Padischah nach Hause, nicht ahnend,  
daß ihm der Derwisch seinen nahen Tod prophezeit hatte. Drei Tage später  
fanden ihn die Diener entseelt auf seinem Lager.“

Düster war die Geschichte, düster wie die dunklen Mauern der Burg-  
ruine, und über den Gesichtern der Zuhörer lag ein dunkler Schatten. Aber  
nach kurzer Stille sah uns Mustafa wieder fröhlich an: „Wir erzählen uns  
nicht so traurige Märchen, wenn wir im Frühling zu unserer Burg heraufge-  
hen. Nach dem kalten Winter ist es hier schön. Blumen und Teppiche von  
grünem Gras gibt es in den Mauerwinkeln. Da darf das große neue Tor  
auch nicht abgeschlossen werden; denn wohin soll unsere Jugend gehen,  
wenn sie sich nicht mehr in der Burg treffen darf?“ Die Männer lachten.  
„Ja“, rief einer, „da bringen die Mädchen für ihren Freund Liebeskuchen  
mit, Klöße aus rohem Fleisch mit frischen Zwiebeln und Kräutern gewürzt.  
Damit verzaubern sie das Herz der Männer – Ihr solltet hören, wie dann  
gelacht und gesungen wird.“

Das Singen war das Stichwort, alle wollen jetzt den Sänger hören, der  
aus einem fernen Gebirgsdorf heruntergekommen war, um die alten Helden-  
lieder, die er von seinem Vater und Großvater gelernt hatte, vorzutragen.  
Still war es im Raum, als Mehmet mit langgezogenen hohen Tönen sein  
Lied anstimmte. Wir verstanden nur, daß vom großen Alexander die Rede  
war, von Männern, die als Bären verzaubert durch die Berge streifen muß-  
ten. Mehr noch als wir waren die Leute aus Eski Kâhta von dem Gesang  
begeistert und angeregt. Als sich Mehmet mit einem Tee stärkte, sprang  
sofort Şöhüp in die Mitte und trug ein lustiges Lied vor, über das alle lach-  
ten und das mein Mann den deutschen Gästen übersetzte:

◁ *Malik, der Burgherr, und der Derwisch (Zeichnung Seite 81)*

Ich bin nach Adana gegangen,  
Ein schönes Mädchen einzufangen.  
Doch keine blickte nach mir hin,  
Ich muß' nach Urfa weiterziehn.

In Urfa an dem tiefen Teich  
Saß eine Schöne, schmal und bleich.  
Sie wandte sich und ließ mich stehn,  
Ich muß' nach Maraş weitergehn.

Der einen folgt' ich bis zum Haus.  
Sie schloß die Tür und lacht mich aus.  
Es fiel mir nichts mehr Bessres ein,  
Ich kam ins Dorf zurück allein.

Dort stand am Baum auf unserm Feld  
Die Allerschönste von der Welt.  
Hätt' ich nur vorher recht gesehn,  
Ich brauchte nicht so weit zu gehn.

Ein stürmischer Beifall brach los, und mein Mann überreichte dem Sänger  
ein rotes Taschenmesser, das er sehr zufrieden entgegennahm. Und nun  
kam wieder Mehmet an die Reihe, dann nach ihm Ibrahim, der seine Mei-  
nung von Gott und der Welt in Verse gebracht hatte:

Heute soll die Arbeit ruhn,  
Heute hab ich nichts zu tun  
Als am Brunnen rumzustehn,  
Eine Zigarette drehn.  
Wenn die andern hetzen, schwitzen,  
Kann ich auf den Steinen sitzen,  
Kann den Rauch zum Himmel pusten,  
Kann mich räkeln, räuspern, husten.  
Wenn die Nachbarn mich dann fragen:  
„Willst du nicht mal Wasser tragen?“  
Schnalz ich spöttisch mit der Zunge,  
Denke nur: „Du armer Junge!“  
Meine Arbeit soll heut ruhn,  
Ach, wie schön ist's, nichts zu tun!

Natürlich bekam auch Ibrahim ein Taschenmesser. Schließlich klangen  
noch die deutschen Lieder auf, und wir stellten eine besonders gute Akustik  
in dem gewölbten Saal fest. Aziz begann das Geschirr zusammenzupacken,  
die Kerzen waren fast heruntergebrannt. So brachen wir auf und wanderten  
durch die Sternennacht dem Lager zu. Hinter uns aus dem Dorf klangen  
noch die Töne der Schalmei und die dumpfen Paukenschläge, bis wir an  
den Fluß herunterkamen und sein Rauschen stärker war als die Abendlieder  
der Menschen.

# X. Auf dem Maultierrücken zum Nemrud Dağ

Der schönste Ausflug, den man von Eski Kâhta aus unternehmen kann, ist der Ritt auf den Nemrud Dağ. Die Türkische Regierung hat inzwischen einen Fahrweg gebaut, der unterhalb des Dorfes entlang führt und es dadurch vom Touristenstrom unbeachtet auf seiner Bergterrasse liegen läßt. Nur wer es nicht so eilig hat wie die Gruppen, die in einer Reisezeit von 14 Tagen die halbe Türkei kennenlernen wollen und zum Gipfel des Nemrud Dağ am Morgen herauffahren und nach kurzem Aufenthalt am Mittag von oben wieder hinunterstreben, nur der beschaulich Reisende sieht sich die mittelalterliche Yeni Kale an, steigt zur Eski Kale herauf und bewundert dort die große Felsinschrift und die hohen Reliefs des Königs, der die Götter in seinem Heiligtum begrüßt. Er fragt dann auch, ob er im Dorf übernachten und ob er ein Maultier und einen Führer herauf zum heiligen Berg von Kommagene bekommen kann.

Wir haben es bis vor kurzem nicht anders gekannt und eine Autofahrt nie vermißt. Unauslöschlich bleibt uns die Erinnerung an den Ritt durch das Felsengebirge, an die Stille und an die erhabene Einsamkeit, die schließlich die große Anstrengung vergessen ließen. Wir haben es uns auch noch etwas bequemer gemacht als die Mehrzahl der Touristen; denn wir mieteten Maultiere für zwei Tage und verlegten die Zeit des Hin- und Rückweges möglichst in die kühlestn Stunden des Tages. So brachen wir am späten Nachmittag aus Eski Kâhta auf, durchritten den Wasserfall und nahmen auf schmalen Gebirgswegen das Dorf Horik zum Ziel.

Immer großartiger und einsamer wird die Bergwelt, weit sehen wir herab in das Flußtal. Nur am Saum des Wassers erscheint es grün, sonst herrschen graue, braune, orange Farbtöne vor. Wie ist es möglich, daß auf diesem steinigen Boden Frucht und Korn gedeiht? Wie finden die großen Ziegenherden in diesem kargen Geröll noch immer saftige Gräser und Sträucher? Wirklich, dieser einsame Höhenweg, der über die Städte und Dörfer herausführt, ist eine innere Vorbereitung auf den Anblick des königlichen Grabmals oben auf der Höhe der Berge.

Noch ist die steinerne Bergpyramide unserm Blick verborgen, aber zum ersten Mal erscheint sie uns, wenn wir die kleine Hochfläche erreicht haben, auf der das Dorf Horik liegt. Hier erkennen wir die charakteristische Spitze zwischen grau gewellten Höhenzügen. Hier befand sich auch im Altertum

eine Kultanlage, die beweist, daß schon damals die Pilger eine feierliche Rast hielten, wenn sie nach dem gleichen Anstieg, den wir gewählt haben, das Monument ihrer königlichen Dynastie erblickten. Ihre Andacht, ihre religiöse Inbrunst können wir nicht mehr nachempfinden, dafür berührt uns der Zauber eines einsamen Hirtendorfes, in dem sich das Leben wie vor Jahrhunderten abspielt. Wir waren zur Abendzeit angekommen, in der Stunde, da die Herden von allen Seiten heranstreben, um noch einmal vor der Nachtruhe am Brunnen zu trinken, und da die Frauen in ihren bunten Kleidern neben ihnen stehen, um auch für sich noch einen Krug mit Wasser heimzutragen.

Unser Freund Mehmet, der staatliche Grabungswächter vom Nemrud Dağ erwartet uns in seinem Haus. Er weiß, daß es uns Freude macht, die leuchtenden, bunten Hirtenteppiche zu bewundern, die von der Wolle seiner großen Schafherden geknüpft worden sind. Er hat mit ihnen den ganzen Wohnraum ausgelegt und verkauft davon auch an die fremden Gäste, von denen besonders oft die europäischen Frauen sich gern einen als Erinnerung mitnehmen möchten. Die Männer dagegen sind vor allem begeistert, wenn sie die alten Steinschloßflinten an der Wand entdecken, uralte Modelle mit einem schweren Kolben, der mit eingelegten Silberplättchen verziert ist.

Sorgfältig ging so eine altertümliche Waffe von Hand zu Hand. „Mit einem solchen Ding kann doch heutzutage niemand mehr schießen!“ rief einer aus der Gesellschaft. Mein Mann winkte Mehmet zu. Alle traten ins Freie hinaus und sahen gespannt, wie ein junger Mann aus dem Dorf Pulver und Schwamm auflegte. „Also“, rief mein Mann, „riskiert es einer von Ihnen, seine Mütze als Zielscheibe in die Luft zu werfen?“ Jetzt lachten alle, und derjenige, der dem alten Vorderlader mißtraut hatte, rief: „Ohne weiteres!“ und übergab einem Dorfjungen seinen leichten, italienischen Strohhut.

Nun ging es schneller als gedacht: der Junge warf den schönen neuen Hut hoch in die Luft, der Schuß aus der alten Büchse krachte, der Hut fiel zu Boden, das Kind brachte ihn triumphierend zu uns: wirklich und wahrhaftig, er war durchschossen! Nun riefen und schrien alle Männer durcheinander, probierten und setzten ab, fehlten oder trafen. Aber es wurde dunkel, und das Abendbrot stand auf dem Dach des Hauses bereit. Jedesmal holte Mehmet das Beste zusammen, das das Dorf zu bieten hatte: frische Butter, die die Frauen am Morgen in der Tierhaut geschüttelt hatten, Eier, Bulgur, selbsterlegte Steinhühner, Feigen, Melonen und Nüsse zum Nachtmahl. Mehmet kennt uns und weiß, daß wir am liebsten auf dem Dach unser Nachtlager aufschlagen, wenn die Speisen abgetragen worden sind. Wenn auch der teppichbelegte Wohnraum uns unten erwartet, wir wählen die kühle klare Luft der Sternennacht. In unseren Schlafsäcken liegen wir wohl noch eine Stunde wach, wir können uns an dem gestirnten Himmel nicht sattsehen und hören vor dem Einschlafen das sanfte Plätschern des Brunnens, das Murmeln dunkler Menschenstimmen, das Bellen der Hunde.

Dann fallen uns die Augen zu und wir erwachen erst, als unter uns Maultiere scharren und Tritte hin- und hergehen. Noch ist es dunkel, aber

wir wollten ja auch vor der Sonne aufbrechen, und schon erscheint Mehmet freundliches Gesicht über dem Dachrand, und er winkt uns zu, den Morgentee in seinem Wohnraum einzunehmen. Arme und Gesicht lassen wir vom klaren Quellwasser übersprudeln. Fragt jemand nach der Toilette, so möge er sich an Goethes Italienische Reise erinnern. Er schreibt nämlich von seinem Gasthaus in Torbole am Gardasee:

„... drittens fehlt eine höchst nötige Bequemlichkeit, so daß man dem Naturzustande hier ziemlich nahe kommt. Als ich den Hausknecht nach einer gewissen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter: ‚Qui abasso può servirsi‘ (dort unten steht sie zu Ihren Diensten). Ich fragte: ‚Dove?‘ (Wo?) ‚Da pertutto, dove vuo‘ (überall, wo es Ihnen beliebt), antwortete er freundlich.“

So ist man in Horik wie vor 200 Jahren in Torbole auch dem Naturzustand noch „ziemlich nahe“, nur daß man sich doch etwas weiter vom Hause entfernt und Männlein und Weiblein die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen pflegen.

Der Tee ist stark und süß und muß bis zur nächsten Quelle vorhalten. Ausgeruht und erfrischt besteigen wir unsere Maultiere, die sich willig in Gang setzen und uns durch ein enges Felsental im tiefen Morgenschweigen tragen. Doch dann weitet sich die Landschaft, und die Hufe unserer Tiere scheinen durch ein Felsenmeer zu stolpern. Bergketten erscheinen am Horizont, durch tiefe Talcinschnitte von uns getrennt. Aber majestätisch und beherrschend steht nun die Grabpyramide des Königs vor unseren Augen. Jetzt achten wir kaum noch auf die großartige Gebirgswelt, sondern suchen erwartungsvoll alle Einzelheiten der Grabanlage zu erkennen. Wir reiten auf fünf riesige Göttergestalten zu, die auf ihren steinernen Thronesseln unbeirrt in Stürmen und Erdbeben, in Frost und Hitze die Jahrtausende überdauert haben. Nur ihre Köpfe sind herabgestürzt. Ob durch Naturgewalten, ob durch frevelnde Menschenhand, wer weiß es? Bis vor wenigen Jahren noch ruhte das fruchtbekränzte Haupt der Göttin Kommagene auf ihren steinernen Schultern, ein Wintergewitter soll es herabgeschleudert haben. Wir steigen ab und nähern uns zu Fuß dem heiligen Bezirk, der nun von der Morgensonne überstrahlt wird. Haben uns aus der Ferne die gigantischen blockhaften Figuren angezogen, so stehen wir jetzt betroffen vor dem Haupt eines Gottes, das die Ausgräber aus den Schuttmassen herausgelöst haben, dessen ernste, zerfurchte Züge die Hand eines Meisters verraten und dessen Blick weit an uns vorüber in die Ewigkeit zu gehen scheint. Langsam wenden wir uns den anderen steinernen Gesichtern und dem Adler und dem Löwen zu, die einst an beiden Seiten der Götterfiguren ins Tal der Menschen hinunter blickten.

Ein ganzer Tag will zum Staunen und Bewundern nicht reichen. Da ist die Reihe der Götter auf der Westseite des Grabhügels genauso wie auf der Ostseite errichtet, da finden wir die Teile der königlichen Ahnen-Reliefs und davor ihre Altäre zum frommen Opferdienst. Dort liegt zerbrochen das riesige steinerne Horoskop des Königs, ein mächtig ausschreitender Löwe unter dem Sternenhimmel. Und dann versuchen wir die Inschrift zu lesen,

die der König Antiochos von Kommagene auf der Rückwand der Sessel in griechischer Sprache und in griechischer Schrift einmeißeln ließ. Sie spricht zu uns genauso wie vor 200 Jahren zu den Untertanen des Königs:

„Als ich die Anlage des Hierothesion unzerstörbar durch die Schädigungen der Zeit, in nächster Nähe der himmlischen Throne zu errichten beschloß, in welchem die bis ins Greisenalter hinein wohlerhaltene Hülle meiner Gestalt, nachdem sie die gottgeliebte Seele zu den himmlischen Thronen des Zeus Oromasdes entsandt hat, durch die unermessliche Zeit ruhen soll, da nahm ich mir vor, auch diesen heiligen Ort zur gemeinsamen Thronstätte aller Götter zu machen, damit nicht nur die heroische Schar meiner Ahnen, die du vor dir siehst, durch meine Fürsorge aufgerichtet sei, sondern auch die auf heiligem Hügel geweihten göttlichen Gestalten der großen waltenden Götter für meine Frömmigkeit auch an dieser Stelle als Zeugen dienen.“

Wohl ist die Stätte vor der endgültigen Zerstörung bewahrt geblieben, wohl können wir die Schriftzeichen deuten, und doch gibt es noch genug der Fragen und der Rätsel. Sicher war es zunächst auf dem Berg nach dem Tode des Königs nicht still und einsam. Es müssen Häuser für die Priester, Unterkünfte für die Pilger hier gestanden haben. Auf dem großen Feueraltar wurde an den Gedächtnistagen des Königs die Flamme entzündet. War damals der Zugang zu der Grabkammer den Gläubigen noch sichtbar und konnten sie an der Schwelle noch ihre Verchhrung für den Verstorbenen darbringen? Sind die Römer, als sie das Königreich Kommagene eroberten, bis zu diesem Gipfel emporgestiegen? Haben sie die geweihte Stätte unangestastet gelassen oder haben sie das Grab geschändet und entweiht? Oder haben königstreue Priester den einbalsamierten Leichnam und die Schätze der Grabkammer in Sicherheit gebracht, bevor die Feinde kamen? Vielleicht ließen sie doch alles an seinem Platz, versiegelten den Eingang und ließen die Schuttmassen des Berges darüberstürzen, so daß das Grab für jeden Menschen unzugänglich blieb. Denn die 50 Meter hohe künstliche Grabpyramide besteht aus unzählbaren kleinen Schottersteinen, und kein Hinweis verrät den Nachkommen, wie sie den Zugang in das Innere des Berges finden können.

Wochen und Monate hat hier mein Mann zusammen mit deutschen und amerikanischen Mitarbeitern, mit Archäologen, Ingenieuren, Architekten und Bergleuten an der Lösung der Fragen, die uns das Bergheiligtum aufgibt, gearbeitet. Mühsam war das Heraufschaffen der Zelte, der Lebensmittel und des Arbeitsmaterials gewesen. Niedrige Steinmauern schützten das kleine Lager nur notdürftig vor den Staubstürmen. Gegen die sengende Sonne gab es keinen anderen Schutz als den stundenweisen Schatten der großen Statuen. Die Wasserquelle lag eine Stunde tiefer in Tal. Ein Wasserträger ging den ganzen Tag mit seinem Maultier hin und her, das das kostbare Naß in zwei großen Behältern auf seinem Rücken heranbrachte. Kaum vermochte man sich gegen die glühende Hitze zu schützen. Oft kühlte es auch zur Nacht nicht ab, so daß keiner es im Zelt aushielt und alle unter dem freien Himmel schliefen.

Bei unserem Mittags-Picknick im Schatten der Statuen erzählte uns mein Mann aus der Zeit seines Lagerlebens auf dem Nemrud Dağ: „Unsere schweren Hacken und Schaufeln, die selbstgezimmerter hölzernen Traggestelle für den Transport der Steine ließen wir vor den Statuen liegen, wenn wir in unser Lager, das etwas tiefer an der Bergflanke lag, am Abend herabstiegen. Aber natürlich mußten die kostbaren Arbeitsgeräte bewacht werden. So wählte ich zwei Wächter aus, von denen der eine den schönen Namen Osman Korkusuz, das heißt Osman Ohnefurcht, trug. Zuerst erschien ihnen ihre Aufgabe leicht und der Lohn dafür höchst erwünscht. Doch schon am zweiten Tag blieben sie verdrossen oben auf ihrem Platz zurück, und als in der dritten Nacht ein Gewitter eingesetzt hatte, sagten sie mir kurz entschlossen den Dienst auf: ‚Das ist kein guter Ort. Böse Geister gehen dort oben um und wollen uns den Hals umdrehen. Ständig hat es hinter uns geschlürft, geknistert und geraschelt. Das ist nicht zum Aushalten!‘

Natürlich lachte ich über ihre Angst und versprach ihnen, in der nächsten Nacht bei ihnen zu bleiben. Wirklich erhob sich wieder ein Sturm, und nun hörte ich es selbst hinter meinem Rücken. Es schlürfte, knisterte und prasselte, als ob Geister ihr Wesen trieben. Osman stieß mich an: ‚Hörst du es jetzt auch?‘ und er hielt sich vor Schrecken beide Ohren zu. Aber ich war schon aufgesprungen, um die rätselhaften Geräusche zu erkunden. Und rasch begriff ich: der Sturm hatte die tausend und abertausend Steinsplitter der Grabpyramide in Bewegung gebracht, sie rutschten in die Tiefe, sprangen einer über den anderen, und die größeren schoben die kleineren beiseite. Ich nahm Osman bei der Hand und suchte ihm die einfache Naturerscheinung zu erklären. Aber er schüttelte nur mit dem Kopf, ebenso sein Kamerad.

Am anderen Morgen erzählte ich der versammelten Mannschaft, wie ich das Rätsel gelöst hatte. Aber ich merkte, daß man mir nicht glauben wollte. Die Gesichter blieben verschlossen. Schließlich suchte ich Osman bei seiner Ehre zu packen: ‚Heißt du nicht Osman Korkusuz – Osman Ohnefurcht? Besser muß ich dich jetzt Osman Korkulu – Osman, den Mann, der sich fürchtet, nennen.‘ Osman sah mich kläglich an, einige aus dem Kreis der Arbeiter kicherten und lachten; doch es meldete sich niemand, die Stelle der beiden Wächter zu übernehmen. So mußte eben jeder des Nachts sein Arbeitsgerät neben sich legen. Die schweren Tragen überließen wir dem Schutz der Götter.“

Und mein Mann erzählte weiter: „Schlimmer noch als die warmen Nächte waren die kalten. Auch im Sommer konnte ein Gewitter eine empfindliche Abkühlung bringen. Wir leben ja hier in 2000 Meter Höhe. Besonders denke ich an eine schreckliche Gewitternacht. Blitz und Donner folgten fast pausenlos aufeinander, der Regen rauschte stundenlang auf das Zelt-dach herunter. Unsere einheimischen Arbeiter waren unter einem kleinen Felsüberhang eng zusammengekrochen, ihre Jacken hatten sie den nassen, zitternden Maultieren übergelegt, die an einem Pfosten vor ihrem Unterschlupf angebunden waren. Wir fanden keinen Schlaf und dachten an un-

sere armen Leute, die ohne eine wärmende Decke die kalte Nacht verbringen mußten. Da plötzlich drang eine hohe tremolierende Stimme zu uns, setzte kurz aus und fing von neuem mit einer beschwörenden Melodienfolge an: Mehmet aus dem Geschlecht der Sänger trug die alten Heldenlieder seines Stammes vor. Er sang Stunde um Stunde, er ließ seine Freunde alle Mühsal vergessen und ihre Gedanken in eine heroische Vergangenheit wandern, fort aus der engen Felsspalte auf dem sturmgepeitschten Berg. Nur einmal wurde der Gesang unterbrochen, drei von ihnen klopfen an unsern Zeltpfosten und fragten, ob sie die Maultiere ins Tal bringen dürften. Sie fürchteten, die Tiere würden sonst die eisige Regennacht nicht überstehen. In Horik kamen sie in einen warmen Stall, wurden trockengerieben und gefüttert.

Unschuldig klar und leuchtend zog ein neuer Sonnentag herauf. Selbstverständlich traten die Arbeiter zur Arbeit an, nichts war ihnen von der durchwachten Nacht anzumerken. Am nächsten Morgen kamen auch die Maultiere zurück und brachten frischen Yoghurt, Brot und Melonen.“ Gern erzählte mein Mann auch von manchen anderen Begebenheiten, die sich oben im Zeltlager zugetragen hatten:

Ihr kennt ja alle den alten Mehmet. Er ist wirklich eine treue Seele und gab sich alle Mühe, für uns im Zeltlager auf dem Nemrud Dağ zu kochen. Das war gar nicht so einfach. Über vier Stangen war eine Plane gespannt. Darunter befanden sich die Küche und der Eßplatz. Steinmüerchen versuchten den Sturmwind, der fast pausenlos um den Gipfel wehte, und den Staub von den Eßvorräten fernzuhalten. Unendlich mühsam war es, das Reisigfeuer über einem Erdloch in Gang zu halten. Mehmet hockte viele Stunden geduldig davor. Jeder europäische Küchenchef hätte den beißenden Rauch verwünscht. Doch Mehmet zauberte darauf einen aromatischen Tee, Reisgerichte mit Cornedbeef oder Makkaroni mit Tomaten gewürzt. Nach getaner Arbeit griffen alle hungrig zu, und in alle Welt flogen Postkarten und Briefe mit begeisterten Schilderungen unseres Lagerlebens. Natürlich schrieben wir darin weniger von der Hitze, von dem Wind, dem Rauch, von dem Mangel an kühlem Bier, sondern wir schilderten die königliche Aussicht über die Berggipfel und unsere großartigen archäologischen Entdeckungen.

Angeregt durch solche enthusiastischen Beschreibungen, kündigte eines Tages ein junger amerikanischer Schriftsteller seinen Besuch an. Er wollte einen Film vom Nemrud Dağ, vom Zeltlager der Archäologen, von den Kolossalstatuen, den Inschriften, von den reitenden Hirten, den Frauen an der Quelle und von den Ziegenherden aufnehmen. Dazu stellte er den Besuch seiner jungen Frau Violet, die ihm erst vor vier Wochen angetraut worden war, in Aussicht. Als Statistin und Assistentin wäre sie ihm unentbehrlich. Entsetzt sahen wir auf dem Berg in die Zukunft. Unser Lager war eine Behausung für Männer. Ohne Baum, ohne Schatten, ohne getrennte

Mehmet bei der Fußpflege ▷



J. Id. 71

Waschräume, ohne gemütliche Stühle spielte sich alles wie auf einer offenen, erbarmungslos klaren Bühne ab. Kein Wort, keine Verrichtung, das nicht jeder sehen und hören konnte. Aber die Amerikaner waren bereits unterwegs, kein noch so dringendes Telegramm konnte ihren Vorsatz ändern. Und wirklich, einige Tage, nachdem die Nachricht überbracht worden war, näherte sich eine Reitergruppe dem Gipfel, Maultiere mit Koffern und Kisten beladen, von den daneben marschierenden Treibern mit lauten Zurufen angefeuert, ein bärtiger, schlanker Mann in buntem Hemd, mit Sonnenbrille und lustiger roter Schirmmütze, zuletzt eine zarte weibliche Reiterin, für die schon der große Strohhut eine zu schwere Last schien.

Mit fröhlichem Winken war der unternehmungslustige Journalist von seinem Maultier abgesprungen und hob seine junge Frau aus dem Sattel, die ihm fast zu Tode erschöpft in die Arme sank. Tagelang waren sie durch heiße Ebenen und steile Felsschluchten geritten und hatten in stickigen Bauernhöfen übernachtet. Wie eine tröstliche Vision stand der Nemrud Dağ vor ihren Augen, und John wurde nicht müde, ihr die Schönheit und die Romantik des Zeltlagers zu preisen, so wie es ihm die Freunde in ihren Briefen geschildert hatten. ‚Leg sie auf ein Feldbett unter das Moskitonetz‘, rieten wir ihm. ‚Sie muß sich ausruhen. Erstmal trinken wir einen Tee, und du bringst ihr einen Becher davon ans Bett.‘ Besorgt betrachteten wir das zarte Stadtpflänzchen, das nie vorher die Asphaltstraßen von New York verlassen hatte.

Aber Violet biß die Zähne zusammen. Während ihr Mann das Abladen der Maultiere beaufsichtigte, trat sie den ersten Gang durch das Lager an und steuerte auf den einzigen Schattenplatz, den Eßtisch unter der Zeltplane zu. Doch der Anblick, der sich ihr hier bot, zerstörte in ihrem zivilisationsverdorbenen Gemüt alle Illusionen: der alte Mehmet saß auf dem Eßtisch und schnitt mit einem großen gezackten Messer, ganz offensichtlich mit dem Brotmesser der Ausgrabung, seine rissigen Fußnägel. Mit einem Schrei sank Violet in Ohnmacht. Die Männer konnten ihre wunde Seele nicht mehr heilen. Sie blieb eine Woche lang apathisch in ihrem Zelt liegen, man mußte einen anderen Assistenten, einen anderen Statisten für den Film ihres Mannes suchen. Ihre Augen sahen nun eine neue Fata Morgana: Die Skyline von Manhattan, die Eisdielen, Geschäfte und Kinos, Männer und Frauen mit Schuhen und gepflegten Finger- und Fußnägeln, mit einem Manikürbesteck auf ihrem Toilettentisch, in einem Schlafzimmer mit Air condition. Arme Violet, sie war für solch ein Reiseabenteuer nicht geeignet. Ihr Mann sah es ein, die Maultiere für den Abstieg wurden bestellt, und langsam und traurig hob er sie in den Sattel.

Aber zum Abschied schenkte er uns ein schönes Lied, wir sangen es in freier deutscher Wiedergabe abends am Lagerfeuer:

Nemrud Dağ, Nemrud Dağ ...

Ich träume jede Nacht vom Nemrud Dağ, Nemrud Dağ!

Ich sah am fernen Nemrud Dağ  
Ein Mädchen hübsch und zierlich.  
Ich sprach sieforsch auf türkisch an,  
Das fand sie sehr possierlich:  
„Gib’ dir nur keine Müh’, mein Boy  
Und mach’ kein groß’ Theater!  
Wenn du mich liebst, so sag’ mir’s nicht  
Und frage nur den Vater!“

Nemrud Dağ, Nemrud Dağ ...

Ich träume jede Nacht vom Nemrud Dağ, Nemrud Dağ!

Der Alte sprach: „Mein Kind hat recht,  
So streng sind hier die Sitten.  
Und einen Flirt auf unserm Berg  
würd’ ich mir schwer verbitten!  
Doch nimmst du sie zu deiner Frau  
und hüttest unsere Herden,  
Viel tausend Ziegen schwarz und weiß,  
Dann kann was daraus werden.“

Nemrud Dağ, Nemrud Dağ ...

Ich träume jede Nacht vom Nemrud Dağ, Nemrud Dağ!

Ihr feiert Hochzeit mit Musik  
In hellen Sternennächten,  
Und wohnt in einem großen Zelt  
Bedient von vierzig Knechten.  
Die kochen Tee und braten Schisch  
und satteln dir zur Freude  
Den allerschönsten Elefant  
Mit Sammet und mit Seide!“

Nemrud Dağ, Nemrud Dağ ...

Ich träume jede Nacht vom Nemrud Dağ, Nemrud Dağ!

Wär’ ich nur seinem Rat gefolgt,  
So hätt’ ich jetzt die Schöne,  
Die Knechte und den den Elefant,  
Dazu noch achtzehn Söhne.  
Ich läge auf der faulen Haut,  
Es könnt’ mir an nichts fehlen.  
Doch ich war jung und sagte: „Tschüs!“  
Und kann euch jetzt erzählen:

Nemrud Dağ, Nemrud Dağ ...

Ich träume jede Nacht vom Nemrud Dağ, Nemrud Dağ!

So oft wir zum Nemrud Dağ hinaufritten, in jedem Jahr war das Erlebnis wieder neu und aufregend. Hatten wir Besucher, die ohne uns den Ausflug unternahmen, so warteten wir im Lager gespannt auf ihre Rückkehr und auf das, was sie uns erzählen würden. Nicht alle waren begeistert. Da gab es großspurige Alpinisten, die kleinlaut und abgekämpft von dem schattenlosen steilen Anstieg wieder herunterschlichen, da gab es ungeübte Reiter, denen am Abend alle Glieder schmerzten und die wir trösten mußten. Da gab es aber auch den fünfjährigen Blondkopf Gert Hofmann, der stolz und fast mühelos den Gebirgsritt bewältigte und den unser Wächter Mehmet selbst freudestrahlend begleitete.

Unvergeßlich bleibt mir der Zuruf unseres wissenschaftlichen Mitarbeiters Wilhelm Winkelmann. Er hatte alle Kräfte und Energien aufbringen müssen, da er im Krieg seinen linken Arm verloren hatte. Als er mich am Abend bei seiner Rückkehr vor dem Zeltlager stehen sah, winkte er mir zu und rief laut: „Wir waren bei den Göttern!“

## XI.

# Hausbau im Dorf

Wenn im Herbst das Lager abgebrochen wurde, mußten die Zelte sehr sorgsam zusammengerollt, Nägel, Schrauben, Werkzeug, Geschirr und Feldbetten eingepackt und für die nächste Grabungskampagne verwahrt werden. Mein Mann hatte nach langem Überlegen Osman zum Verwalter gewählt, der sich eifrig anbot, uns für das gesamte Material einen Raum seines Hauses zu vermieten.

Osman war überhaupt der erste gewesen, den mein Mann in seine Dienste genommen hatte, als er nach dem Krieg seine Arbeit in Kommagene aufnahm. Bei seiner Rast im Dorf, mitten in seinen Überlegungen, bei wem er wohnen oder wo er sein Zelt aufschlagen könnte, stand Osman freundlich lächelnd vor ihm:

„Ich bringe Ihnen schöne Grüße von Ihrem Şükrü!“

„Von *meinem* Şükrü? Wer ist denn das?“

„Şükrü ist mein Vater, er hat Sie vor vielen Jahren durch das Gebirge zu dem alten Kloster geführt. Erinnern Sie sich nicht mehr an ihn?“

Natürlich fiel meinem Mann jetzt sein Ritt mit Şükrü ein. Osman fuhr fort:

„Mein Vater sagte mir, Sie hätten gewiß eine Arbeit für mich.“

Mein Mann lächelte: „Was können Sie denn?“

„Alles!“ war die stolze Antwort.

Osman wurde also eingestellt, und es zog viel Heiterkeit mit ihm in das Lagerleben ein. Er war willig zu jeder Arbeit bereit und immer zu harmlosen Späßen und Witzchen aufgelegt. Im ersten Jahr wirkte er als Koch, Diener, Einkäufer, Maultiertreiber, alles in einer Person. Zum Unterschied zu den vielen anderen Osmans im Dorf wurde er im Lager Osman Filou genannt.

„Was möchten Sie heute wohl gerne essen?“ fragte er zum Beispiel am frühen Morgen die Ausgräber, wenn sie das Lager verließen, um an die Arbeitsplätze zu gehen. Natürlich riefen sie zurück: „Was gibt es denn Schönes?“ Vergnügt antwortete Osman Filou: „Nichts!“

Aber dann versprach er, daß er sich nach Tomaten und Weintrauben umsehen würde.

„Gerade fällt mir ein, Osman“, rief mein Mann, „Ihre kleine Tochter war doch gestern abend hier und hat uns so schöne Eier gebracht. Da könnten Sie doch für uns Eierkuchen backen!“

Osman war beleidigt: „Unmöglich, Doktor Bey, wie soll ich denn aus drei Eiern für sechs Personen Eierkuchen fertigbringen?“

„Wieso drei Eier?“ fragten wir zurück, „wir haben doch gestern einen ganzen Korb voll mit Eiern gesehen, den das Kind hergetragen hat. Wo ist er denn geblieben?“

Langsam schlich Osman um die Ecke und brachte den gesuchten aus dem Küchenzelt, er war leer.

„Wie ist das möglich?“ riefen alle.

Flehend sah uns Osman an: „Ich wollte Ihnen ja die Aufregung ersparen. heute früh sah ich nämlich eine große Schlange aus dem Küchenzelt kriechen und fand nur noch die zerbrochenen Eierschalen. Die Schlange hat die Eier gefressen.“

Die Grabungskampagne ging zu Ende, und Osman nahm stolz seine neue Stellung als Depotverwalter ein. Begleitet von seinen Segenswünschen, fuhr die kleine deutsche Mannschaft nach Hause.

Bevor im nächsten Jahr die Grabungsarbeiten begannen und alle Teilnehmer anreisten, fuhr mein Mann voraus nach Eski Kâhta, um die Vorbereitungen zu treffen und um sich zu überzeugen, daß im Depot noch alle Gegenstände vorhanden waren. Osman empfing ihn bereits in der Stadt mit überschwenglicher Freude. Da mein Mann ihm nur seine ungefähre Ankunftszeit mitgeteilt hatte, wartete er bereits drei Tage am Stadtausgang auf ihn. Er behauptete, daß er zusätzlich noch zu dem Depot das eine Zimmer seines Hauses nie bewohnt und immer für ihn bereit gehalten hätte.

„Es ist alles in bester Ordnung“, versicherte er. „Kein Stein fehlt in der Mauer und kein Nagel im Depot. Aber es ist sehr schwer für mich, solche Schätze zu hüten. Sie wissen gar nicht, wie groß Mißgunst und Neid im Dorf sind. Alles mögliche haben mir meine lieben Nachbarn angedroht, wenn ich ihnen nicht ein Stückchen Draht oder einen Hammer aus Ihrem Werkzeugkasten geben wollte. Sie wollten mir die Maiskolben auf dem Acker abschneiden, Dynamit in den Schornstein werfen und ähnliche üble Streiche spielen. Ich habe nicht gewußt, daß es eine so undankbare Aufgabe ist, ein Haus zu bewachen. Man macht sich nur Feinde damit. Sie werden vieles über mich im Dorf hören, ich fürchte nicht viel Gutes! Aber bitte glauben Sie niemandem. Sie lügen alle!“

Durch solche Reden war mein Mann natürlich beunruhigt und beschloß, als er sich in dem Zimmer eingerichtet, alles gebührend bewundert und Osman gelobt hatte, seinem alten Freund, dem Hoca, einen Abendbesuch zu machen und ihn über Osmans Stellung im Dorf zu befragen. Die Geschichte, die er dort erfuhr, zeigte ihm, daß diese schon beträchtlich erschüttert war. Das Dorf ärgerte sich über Osman, angeblich, weil er ein allzu freundschaftliches Verhältnis mit der Frau seines Nachbarn unterhielt. Der betrogene Ehemann war ihm an Schlagfertigkeit und Körperkräften unterlegen. Er fürchtete Osmans gutes Gewehr. So untergrub er das Ansehen seines glücklichen Nebenbuhlers mit allen möglichen Hetzreden. Unter anderem streute er aus, Osman habe sich an unserem Besitz bereichert,

*Osman's Kind bringt einen Korb mit Eiern ▷*



heimlich Grabungseigentum verkauft und was dergleichen Anschuldigungen mehr waren. Er hatte damit auch Erfolg; denn viele Familien im Dorf neideten Osman seine Stellung und seine Einnahmen. Die Frauengeschichte nahmen sie ihm eigentlich weniger übel, aber sie bot einen willkommenen Vorwand.

Auch der Hoca, der auf viele Männer im Dorf einen guten Einfluß hatte, konnte den Streit nicht schlichten: „Wenn die Leute *Sie* nicht liebten“, schloß er seinen Bericht, „hätten sie Osman schon längst das Haus über dem Kopf angezündet.“

Das war nun allerdings eine unangenehme Lage. Wem sollte mein Mann Glauben schenken? Trat er der Meinung des Dorfes entgegen, machte er sich Feinde; aber sollte er Osman, der ihm so treu ergeben war, fallen lassen? Jedenfalls nahm er ihn sich am nächsten Morgen vor: „Alle die Reden, die ich im Dorf über Sie gehört habe und die mir weismachen wollen, Sie hätten mich bestohlen, will ich nicht für wahr halten. Aber es wäre besser, Sie würden die Nachbarin in Ruhe lassen und dem Dorf keinen Grund zum Klatsch geben.“

Osman Filou sah ihn unschuldig an: „Lügen, nichts als Lügen! Habe ich es nicht schon vorher gesagt, daß man Sie belügen würde? Was kümmert mich die Frau des Nachbarn? Aber ich habe es satt, mit solchen schlechten Menschen in einem Dorf zusammenzuwohnen. Wenn ich nur mit meiner Familie in Frieden leben und meinen Kindern eine gute Ausbildung geben kann. Am besten, ich ziehe in die Stadt und Sie suchen einen anderen, der Ihr Eigentum bewacht. Unsere Sachen sind schnell verpackt. Sie laden uns alle in Ihren Jeep und bringen uns nach Kâhta. Man hat mir dort eine Stellung im Beamten-Klubhaus als Kaffeekoch angeboten. Dann bin ich die ganze neidische Gesellschaft hier im Dorfe los!“

Mein Mann war nicht sofort damit einverstanden, zu wertvoll war ihm der fröhliche Diensteifer von Osman Filou gewesen, und schwierig würde es sein, einen geeigneten Nachfolger zu finden. Aber zum Glück erklärte sich Emin, der gerade seine Dienstzeit bei den Gendarmen beendet hatte, bereit, das Wächteramt zu übernehmen.

Eifrig packten Osman und seine Frau ihren ganzen Kram zusammen. Ohne großen Abschied rumpelten sie in dem schwerbeladenen Jeep aus dem Dorf. Die Kinder saßen verschüchtert auf der hintersten Bank, oben auf dem Dach war das Gepäck verschnürt, und die armen Hühner reisten ebenfalls im zugebundenen Korb in luftiger Höhe mit. Osman war bester Dinge. Mein Mann überzeugte sich noch, daß er seine neue Stellung antrat, daß er im Haus von Verwandten Aufnahme gefunden hatte, und blieb die Nacht in der Stadt.

Als er in das Dorf zurückkehrte, erfuhr er den unerwarteten Abschluß der Geschichte. In der Abenddämmerung des großen Familienreisetages hatte sich auch die Frau des Nachbarn in die Stadt aufgemacht. Es war durchaus kein gewöhnlicher Marktbesuch. Sie führte ihre Spindel mit sich, zog ihre Ziege am Strick hinter sich her und nahm endgültig Abschied von ihrem Mann und von Eski Kâhta.

Osman Filou war damit nicht aus unserem Gesichtskreis verschwunden. Er scheint einen sechsten Sinn zu besitzen, um jedesmal unsere Anwesenheit in der Stadt zu verspüren. Es ist unmöglich, in den Straßen umherzugehen, ohne Osman Filou zu treffen. Jedesmal zeigt er die gleiche Freude und Anhänglichkeit. Unbedingt müssen wir einen Tee mit ihm im Beamten-Klub trinken. Nach Frau und Nachbarin fragen wir natürlich nie, das verstieße gegen jedes Gesetz der Höflichkeit. Aber Osman berichtet selbst sehr stolz von der Begabung und dem Fleiß seiner Kinder. Leider gab es im darauffolgenden Jahr neue Schwierigkeiten für Osman im Haus der Verwandten. Wieder zog die Familie um, und Osman wechselte die Stellung. Er wurde „Flurdirektor“ im Städtischen Krankenhaus, wie er sich ausdrückt, das heißt er reinigte Gänge, Treppen und Fenster. Sicher erheitert er so manchen Kranken und ist ein freundlicher, gefälliger Angestellter. Das Dorf aber ist ohne Osman Filou um einen Schatten ernster geworden.

Doch lange brauchten wir Osman nicht nachzutruern. In Emin gewannen wir einen gewissenhaften Nachfolger und einen treuen Freund. Nach vielem Hin und Her wurde beschlossen, in Eski Kâhta ein festes Grabungshaus zu errichten. In dem linken Flügel sollte Emins Familie wohnen, in dem rechten wurde vor allem die Küche eingerichtet, im Mittelbau lagen die Büroräume, die Schlafzimmer, die Gästekammern, Duschen und Toiletten. Die Depoträume konnten in den kühlen Felsenhang hinter den Wohnräumen gebaut werden. Das Haus stand noch nicht sofort im ersten Jahr empfangsbereit, aber es wuchs nach unseren Plänen Jahr für Jahr zu einem weiträumigen und doch bequemen Gebäude. Bewußt unterschied es sich nicht im Grundriß und auch nicht in der Bauweise von den anderen Häusern im Dorf. Es hielt an den langen schmalen Räumen, an den dicken Mauern fest, an der offenen Vorhalle und an dem flachen Reisdach, über das feuchter Lehm gewalzt wurde. Als einziger Schmuck wurde vor das obere Stockwerk des Mittelbaus ein schöner Bogengang gesetzt, eine breite kühle Terrasse, auf der sich besonders am Abend alle Hausbewohner am liebsten aufhielten. Sie bot einen wunderbaren Ausblick auf die Ruine der Yeni Kale, der gewaltigen mittelalterlichen Burg.

Um Maurer und Dachdecker brauchten wir bei der Planung des Hauses nicht besorgt zu sein. Jedermann in Eski Kâhta weiß, wie die vier Wände eines Hauses hochzuziehen sind. Im Grundriß sind sich alle Gebäude gleich: in der Mitte eine große, auf der einen Seite offene Wohnhalle, der sich zwei vorspringende Seitenflügel mit kleineren winterfesten Räumen anschließen. Meist sind die Häuser zweistöckig, die Wohnräume liegen über dem Stall. Nur bei der Bogenhalle brauchten wir die Hilfe eines erfahrenen Steinmetzen. Horst Finke übernahm ihre Konstruktion ebenso wie er die Restaurierungsarbeiten auf der Yeni Kale überwachte. Tag für Tag leitete er die einheimischen Arbeiter an, und wir hatten das Gefühl, daß bei uns eine richtige Steinmetzwerkstatt mit willigen und flinken Lehrjungen entstand, in der viele Stunden lang der Schlag der Hämmer klang.

Schwieriger war es schon, einen gelernten Tischler aufzutreiben, aber inzwischen gab es in Kâhta eine gute Tischlerei, wo man sich eifrig daran-

machte, Türen, Fensterrahmen und Fensterläden zu zimmern. Sehr verwundert war Emin, als ich ihm meinen Wunsch schilderte, einen Balkon vor unser Schlafzimmer zu bekommen. Ich versuchte es recht und schlecht mit einer Zeichnung, die ich ihm und dem Schreiner von einem Balkon vorlegte, so wie er die bayerischen oder die Tiroler Alpenhäuser schmückt. Aber beide schüttelten mit dem Kopf, es war ihnen zu auffallend, zu teuer oder nutzlos. Ich hatte den Traum schon aufgegeben, da wurden wir nach der Rückkehr von einer zweiwöchigen Reise nach Ankara von allen Arbeitern im Haus strahlend empfangen, die in die Höhe auf unser Schlafzimmer deuteten: Emins Kinder standen stolz aufgereiht auf einem neuen Balkon! Wenn ich ehrlich war, erinnerte er mich etwas an eine Streichholzschachtel. Aber das konnte meine Freude nicht beeinträchtigen, und ich bedankte mich tausendmal für die gelungene Überraschung. Die Bretter des Bodenbelages waren frisch geteert worden, und darin zeichneten sich für immer Fatmas kleine Füßchen ab, die zu früh darüber getrippelt waren.

Ebenso widerspenstig war Emin, als wir nicht nur in unseren Wohnflügel zur rechten Seite der Bogenhalle, sondern auch zur linken, zu seinem Wohnanteil, eine Steintreppe heraufleiten wollten. Unsere wurde gebaut, seine blieb bis zu allerletzt liegen. Statt dessen kletterten Frau und Kinder auf einer alten halbzerbrochenen Leiter den ganzen Tag über geschäftig und behende auf und ab, Güliye Hanım mit dem Säugling im Arm, die Kinder mit der Kehrreichtschaufel, mit dem Wasserschlauch oder mit einem Getreidesack. Zur Nacht wurde das klapprige Gestell heraufgezogen. Den gleichen Vorgang beobachteten wir auch in den Nachbarhäusern. Eine uralte Furcht vor einem feindlichen Überfall lebte noch in den Dorfbewohnern und ließ sie an dem mittelalterlichen System der Zugbrücke festhalten.

Wir dachten viel über die Verschönerung des Hauses nach. Es mußte ja jeder Einrichtungsgegenstand teils von Deutschland, teils aus Ankara oder Malatya herbeigeschafft werden. Wichtig waren die Fenster, es gab im Dorf kein Fensterglas zu kaufen; wir mußten es in Malatya zurechtschneiden lassen und 200 Kilometer weit auf holprigen Straßen heranzufahren. Stoff für bunte Gardinen fanden wir zwar in Kâhta, aber keine Gardinenstangen mit Rollen und Schnüren. Ganz besonders schwierig war es, das Bad und die Toilette zu installieren. Rohre, Becken, Hähne mußten in Malatya, Duschvorhänge in Deutschland gekauft werden. Betten, Schränke, Tische, Stühle, alles erschien hochgetürmt auf kleinen Lastwagen, die mühsam den Berg zum Dorf heraufkeuchten.

Mustafa, unser Chauffeur, der die bestellten Dinge unermüdlich heranzufuhr, meinte stirnrunzelnd: „Es fehlt ein Spiegel!“

„Aber wir haben doch einen über dem Waschbecken“, sagte mein Mann.

„Aber nicht im Büro“, kritisierte Mustafa, und nun mischte sich auch noch Aziz ein: „Doktor Bey, ich brauche unbedingt einen Spiegel in der Küche.“

Beide baten so dringend, daß erst einmal wenigstens *ein* Spiegel auf die Besorgungsliste gesetzt und Mustafa zu ganz besonderer Vorsicht beim Fahren ermahnt wurde. Es ging auch gut bis in den Hof unseres Hauses.

Mustafa hob den Spiegel aus dem Wagen und wußte selbst nicht, wie es kam: er rutschte ihm aus den Händen und zersprang auf den Steinen. Der Kauf mußte wiederholt werden; denn inzwischen hatten auch wir die Wichtigkeit dieses Gegenstandes begriffen und den Grund, weshalb er nicht nur über dem Waschbecken, sondern auch im Wohnraum und in der Küche hängen sollte. Er ist nämlich im Volksglauben ein Mittel, um die bösen Geister abzuwehren. Tritt ein solcher Dämon durch die Türe und sieht sich im Spiegel an der gegenüberliegenden Wand, schreit er erschrocken: „Ach, da ist ja schon einer!“ und fährt wieder heraus. Lange ist aber der Spiegel bei der Landbevölkerung ein unbekannter Luxusgegenstand gewesen, und Sencer Şahin erzählte uns die lustige Geschichte:

Ein Bauer brachte seiner jungen Frau einen Spiegel vom Markt aus der Stadt mit. Sie sah hinein, brach in lautes Weinen aus und trug das Geschenk zu ihrer Schwiegermutter: „Sich her, was dein Sohn aus der Stadt mitgebracht hat! Eine neue Frau!“

Die Schwiegermutter nahm ihr den Spiegel ab, sah hinein und strich ihr tröstend über das verweinte Gesicht:

„Mach dir nichts daraus, es ist eine ganz alte Person!“

Zwei Dinge verschwanden im Haus mit unbegreiflicher Schnelligkeit von der Bildfläche: Zucker und Petroleumlampen. Es gab keine Elektrizität, und so bildete eine Petroleumlampe einen hochwichtigen Einrichtungsgegenstand, der leider empfindlich und leicht zerbrechlich war. Der Zylinder mußte geputzt werden, und das Petroleum ging meist im falschen Moment zu Ende. War auch die Möblierung der Zimmer einfach und auf das Notwendigste beschränkt, so besaß doch jeder Raum einen hübschen bunten Kelim oder einen Teppich, wie ihn die Frauen in den umliegenden Dörfern herstellten. Bald hatte sich unser Interesse für die schöne Kunst des Webens und Knüpfens herumgesprochen, und wenn Besucher im Grabungshaus eingetroffen waren, so klopfen nicht lange danach Männer an das Hofstor, die einen langen schweren Stoffballen auf der Schulter trugen. Sie waren immer willkommen, und unsere Terrasse wurde mit den leuchtend bunten Bauernteppichen bedeckt. Die Gäste staunten, feilschten und handelten, und so fanden viele Stücke rasch ihren Liebhaber. Einmal, entsinne ich mich, hatte der alte Mehmet mit den andern Teppichverkäufern zusammen einen Kelim gebracht, den seine Frau gewebt hatte. Aber ach, unter den anderen ansprechenden Stücken nahm er sich wie ein häßliches junges Entlein aus. Die Farben waren zu grell, die Muster schief. Er war einfach außer Konkurrenz, keiner fragte auch nur nach seinem Preis.

Ich beobachtete, wie Mehmet mehr und mehr in sich zusammensank und wie seine dunklen Augen, die zuerst so erwartungsvoll gestrahlt hatten, sich langsam mit Tränen füllten. Meine Cousine, Margretel Siebert, hatte es auch gesehen und sagte mitleidig zu mir:

„Ich möchte Mehmet gern etwas schenken, er ist zu traurig, daß er als einziger nichts verkauft hat.“

„Nein“, sagte ich, „damit tröstest du ihn nicht. Er versteht deine liebevolle Geste nicht. Er will nicht betteln, und er will nicht unser Mitleid. Er

hat den Ehrgeiz, seinen Kelim ebenso gut wie die andern an uns zu verkaufen.“

Die glücklichen Teppichhändler verabschiedeten sich, Mehmet blieb mit gekreuzten Beinen sitzen, trotzig und traurig. Jetzt bemerkten alle seine tiefe Enttäuschung. Margretel schlug eine Sammlung vor, und von der Allgemeinheit wurde der Teppich als Geschenk für das Grabungshaus erworben. Allein, ohne den Vergleich mit den anderen Stücken, fiel seine Häßlichkeit nicht mehr auf, sicher würden die grellen Farben allmählich durch Alter und Staub milder werden. Plötzlich gefiel uns allen sogar der kleine vorher verachtete Kelim, sicher lag es auch daran, daß ihn uns Mehmet zitternd vor Freude überreichte, daß seine dunklen Augen wieder strahlten.

Wir wunderten uns, wie viele Armband- und Weckeruhren im Lauf der Wochen versagten, und so dachte ich mir, eine robuste Schwarzwälderuhr könnte am besten überleben und kaufte eine reich geschnitzte Kuckucksuhr in Deutschland ein. Was würden wohl Emins Kinder zu dem Mitbringsel sagen? Die Uhr reiste mit uns, voll Freude packte ich sie aus und suchte einen guten Platz in der großen Wohnhalle für sie. Neugierig schauten die Hausgenossen und Nachbarn zu, wie das unbekannte Holzgehäuse aufgehängt wurde. Als sich die kleine Tür öffnete und der bunte Kopf des Vogels erschien, der eifrig sein „Kuckuck, Kuckuck“ ertönen ließ, jauchzten die kleinen Mädchen und klatschten in die Hände. Aber das Staunen der Erwachsenen war längst nicht so groß, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Ein junger Bauer meinte geringschätzig: „Habt ihr nur einen Vogel aus Holz, der in eurem Haus ruft? So einen brauchen wir nicht. Wir haben ja unsere lebendigen Vögel in der Stube, die den ganzen Tag ‚Keklik, Keklik‘ rufen.“

Und er zeigte auf den geflochtenen großen Käfig in der Ecke, der bei Emin wie in den meisten Häusern stand, aus dem zwei ewig hungrige Vorköpfe herauschauten. Es waren Steinhühner, die jung erbeutet und sorgfältig aufgezogen werden, damit man sie später auf die Jagd mitnehmen kann. Dort locken sie aus dem Gebüsch ihre ahnungslosen Artgenossen in den Schußbereich der Jäger.

Ein paar Tage lang hatten wir Freude an der Uhr, sie zeigte die richtige Stunde, und wir hörten den Ruf des Kuckucks durch das ganze Haus. Aber dann schwieg er, und vergeblich suchten wir ihn zu bewegen, sein hölzernes Türchen auf- und zuzuklappen. Ich nahm ihn mit nach Malatya; denn dort hatte ich einen Uhrmacherladen entdeckt, in dessen Schaufenster eine Kuckucksuhr hing. Aber der Besitzer schüttelte mit dem Kopf. Seine Uhr hing schon lange Jahre an der Wand, aber ebenso wie die unsrige ging sie nicht mehr, und er konnte sie auch nicht wieder reparieren. Traurig packte ich sie ein und führte sie dem deutschen Geschäft vor, in dem ich sie gekauft hatte, als wir im Herbst nach Münster zurückkehrten.

„Was fehlt denn wohl der Uhr?“ fragte ich. „Haben die Kinder sie überdreht?“

„Nein, das ist es nicht. Da ist nichts daran zerbrochen“, stellte der Uhrmacher fest. „Aber Sand ist im Getriebe, Sand! Wie kommt denn nur so viel Sand in die Uhr? Wo sind Sie denn mit ihr gewesen?“

Ja, Sand gibt es natürlich genug und übergenug in Kommagene, wir tragen ihn in unseren Schuhen, die Wirbelstürme pressen ihn in alle Ritzen. Aber ich hatte gedacht, so eine solide Schwarzwälderuhr, die würde das überstehen!

Eine wichtige technische Errungenschaft gibt es in unserem Haus: eine Telefonanlage. Der kleine schwarze Apparat kann uns allerdings nicht mit der großen weiten Welt, nicht mit Ankara, Istanbul und Deutschland verbinden; es ist nur ein Feldtelefon, das an das Netz der Gendarmeriestation angeschlossen ist. Die Verständigung ist manchmal schwierig. So ruft unser Aziz oft unermüdlich in die Sprechmuschel: „Efendim, efendim? Aziz burda, Aziz burda!“ („Wie bitte, wie bitte, hier spricht Aziz.“)

Es kann besser werden, wenn man die Erdung mit Wasser begießt. Fast täglich erschallt der Hilferuf nach der Hebamme aus dem Fernsprengerät. Sie hat erst vor kurzem ihren Einzug in das Dorf gehalten. Es war eine kleine Sensation: das erste moderne berufstätige junge Mädchen in einer staatlich bezahlten Stellung. Natürlich wohnt sie nicht alleine im Dorf. Ihr Vater, seit einigen Jahren verwitwet, verbringt mit Stolz seinen Lebensabend bei seiner jüngsten Tochter. Er macht die Besorgungen, repariert die Schäden des altersschwachen Häuschens, fegt den Hof und hat sogar ein paar Blumenbeete angelegt. Doch vor allem begleitet er seine Tochter Zeyneb jedesmal, wenn sie zu einer Geburtshilfe gerufen wird. Nicht nur Eski Kâhta, es gehören noch vier weitere Dörfer zu ihrem Bezirk. Es wäre immer noch unmöglich für das junge Mädchen, unbegleitet durch das Gebirge zu reiten. Jung und kräftig schüttelt sie die Müdigkeit der durchwachten Nächte am Lager der Wöchnerinnen und die Anstrengungen der langen Ritte auf dunklen Gebirgspfaden aus den Gliedern und kommt gern am Abend nicht nur zum Telefon, sondern auch zu einem kleinen Schwatz in unser Haus.

Nun trifft nur noch selten überraschender Besuch ein; der Apparat kündigt ihn uns schon immer von Kâhta aus, etwa 2 Stunden vorher an; denn der Kommandant, der den Gebirgsweg nach Eski Kâhta genau unter seiner Kontrolle hat, gibt uns pünktlich Bescheid. Einmal handelte es sich um eine ernste Angelegenheit, aber zum Glück ging sie gut aus, und am Ende hatten wir nicht nur ein Telefon, sondern elektrisches Licht im Grabungshaus.

Wieder einmal schrillte der Fernsprecher und Aziz meldete, daß der Richter in der Kreisstadt meinen Mann zu sprechen wünsche. Dieser berichtete ihm: „Es sind zwei Österreicher verhaftet; sie führten ein Bajonett der türkischen Armee in ihrem Gepäck. Können Sie als Dolmetscher zu uns kommen?“

Unverzüglich machte sich mein Mann auf den Weg und fand zwei ärgerliche junge Leute vor, empört, daß man sie in einem kahlen Raum, ohne Stuhl, Tisch oder Bett eingesperrt hatte. Nach ihrer Aussage parkten sie ahnungslos ihren Wagen im Hof der Gendarmerie und packten ihre Siebensachen in Rucksäcken um, da sie auf den schlechten Wegen zu Fuß weitermarschieren und den Wagen samt den Koffern unter dem Schutz der Gendarmerie zurücklassen wollten. Neugierig schauten ihnen die Gendarmen

dabei zu. Da bemerkte ein Unteroffizier ihr Brotmesser, ein originales Bajonett! Vergeblich versuchten ihm die beiden klar zu machen, daß es keine Waffe der türkischen Wehrmacht sei, sondern daß sie dieses Bajonett ganz legal in Wien in einem Geschäft für amerikanische Heeresbestände gekauft hätten. Das alles interessierte die Gendarmen überhaupt nicht. Der Unteroffizier machte seinem Kommandeur Meldung; die Waffe, das „Brotmesser“, wurde beschlagnahmt, die Österreicher des Diebstahls von türkischem Heeresgut beschuldigt und sofort hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Natürlich versuchte mein Mann, nachdem er mit den Gefangenen gesprochen hatte, den Richter von der Wahrheit der Aussagen der jungen Leute zu überzeugen und ein gutes Wort für sie einzulegen. Aber der Richter bedauerte: „Leider hat bereits der Kommandant der Gendarmerie die offizielle Anzeige erstattet, nicht nur wegen des Diebstahls eines Bajonettes aus Beständen der türkischen Wehrmacht, sondern auch wegen Führung einer feststehenden Waffe. Entsprechend den türkischen Gesetzen steht allein darauf schon eine Haftstrafe von mindestens drei Monaten.“

Das waren schlechte Aussichten für die beiden Inhaftierten. Nach längerem Verhandeln versprach der Richter meinem Mann, die Gerichtsverhandlung möglichst schnell anzusetzen, und stimmte außerdem auch einem Vorschlag zu, die jungen Leute aus der Untersuchungshaft zu entlassen und ihnen zu gestatten, sich bis zur Verhandlung in unserem Grabungshaus sozusagen in Ehrenhaft aufhalten zu dürfen.

Verständlich, daß die Österreicher über die Lösung zunächst nicht glücklich waren. Auf alle Fälle zogen sie aber das Grabungshaus der Untersuchungshaft im Gefängnis vor, von dem sie inzwischen bereits einen kleinen Vorgeschmack bekommen hatten; sie wurden zusehends fröhlicher, als der Jeep meines Mannes, in den sie eingestiegen waren, durch die großartige Landschaft dem Grabungshaus zufuhr, in dem sie gute Unterkunft und unterhaltsame Gesellschaft vorfanden. Bald verstanden sie es, aus ihrem unfreiwilligen Aufenthalt bei uns das Beste zu machen, und sie erwiesen sich als geschickte Helfer. Es gab im Haus eine Menge zu richten und zu reparieren, auch bei den Ausgrabungen wurden sie eingesetzt, und als sie ein bei der Freilegung des großen Felsganges benutztes Aggregat entdeckten, da erboten sie sich, in allen Räumen des Grabungshauses elektrische Leitungen zu legen, ein Unternehmen, das sie trotz beschränkter Werkzeuge bravourös durchgeführt haben.

Nach einer Woche fand dann die erste Gerichtsverhandlung, eine Vorverhandlung statt, zu der die Angeklagten erscheinen mußten. Mein Mann wurde wiederum als Dolmetscher gebeten teilzunehmen. Der Richter hatte sein Möglichstes getan, um die Anklage zu entschärfen. Von dem Verdacht des Diebstahls wurde abgesehen, aber allein der Besitz einer feststehenden Waffe belastete die Fremden schwer. Entsprechend den Gepflogenheiten mußte das Gericht die Personalien der beiden auf diplomatischem Wege, d. h. über das türkische und österreichische Außenministerium überprüfen lassen. Das dauert erfahrungsgemäß Monate. Danach sollte dann die Hauptverhandlung stattfinden, in der die Österreicher mit Sicherheit zu

einer Haftstrafe verurteilt werden würden, die sich bestenfalls in eine Geldstrafe umwandeln ließ.

Die Angeklagten atmeten erleichtert auf, als ihnen der Richter die Möglichkeit anbot, mit ihren Pässen das Land zu verlassen und eine Kaution zu hinterlegen. In diesem Falle, sagte er, würde er von einer Untersuchungshaft bis zur Hauptverhandlung Abstand nehmen. Zu dieser hätten sie gewiß wenig Lust, noch einmal persönlich zu erscheinen. So wollte er dafür Sorge tragen, daß die Strafsumme der jetzt hinterlegten Kaution entsprechen würde.

Damit waren die beiden frei und nahmen mit leeren Portemonnaie, natürlich etwas verbittert und doch auch etwas wehmütig, von uns und von Kommagene Abschied.

Mit dem einen von ihnen, mit dem Ingenieur Peter Glass, verbindet uns seither eine gute Freundschaft. Es gelangen ihm in Eski Kâhta ganz besonders schöne Farbdias. Als er sie uns später vorführte, waren wir begeistert von der Vielfalt seiner Aufnahmen, die Haus und Dorf, Tiere und Menschen, Landschaften und antike Denkmäler zeigten. Dazu hatte er einen eindrucksvollen Begleittext verfaßt, der auf einem Tonband zu seinen Bildern läuft. Er enthält nichts von den erlebten Unannehmlichkeiten, er ist nur erfüllt von der Weite und Schönheit des Landes. Besonders hat es uns bewegt, daß unser unfreiwilliger Gast seinen Bildbericht mit den Worten abschließt, die der König der Kommagene in seinem steinernen Gesetz als Verheißung ausspricht:

„Allen aber, denen ein Sinn eignet, rein von ungerechtem Leben, aber voller Eifer auf heilige Werke, sollen getrost auf das Antlitz der Götter schauen und den glücklichen Spuren der Seligen folgen, und sie sollen auf glücklichen Pfaden auf Grund der Verehrung gegenüber uns einen guten Lebensweg zu eigenen Hoffnungen haben.“

# XII. Emin und seine Familie

Mit der Abgeschlossenheit des Zeltlagers war es nun vorbei. Wir wohnten mitten im Dorf und nahmen weit mehr als in den Jahren vorher am Tagesablauf der Dorfleute teil. Das begann mit dem Ruf des Muezzin vor Sonnenaufgang. Entweder unser Hoca selbst oder sein Sohn stiegen auf das Dach der Moschee, die an unserem Hof angrenzte, und riefen ihr: „Allah ist groß! Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“ in alle vier Winde. Schließen wir im Inneren des Hauses, konnten wir diese Mahnung zum Aufstehen noch überhören. Hatten wir aber unser Feldbett auf dem Dach aufgestellt, wohin es uns oft bei allzu großer Hitze trieb, fanden wir nach dem Ruf des Muezzin keine Ruhe mehr; denn um uns herum geriet alles in Bewegung. Wir stellten nämlich fest, daß unser Schlafplatz auf dem Dach zugleich eine Art Nebenverkehrsstraße des Dorfes war. Von den höher gelegenen Häusern zogen Ziegen und Schafe, Kinder und Hunde an unseren Betten vorbei auf ihre Weideplätze, nicht ohne uns neugierig zu betrachten oder gar zu beschnuppeln.

Als wir noch das Dorf von unserem Zeltlager aus betrachteten, schienen seine würfelförmigen Häuser streng und abweisend, wir wußten nicht, was sich in ihnen abspielte, und wenn wir durch die Straßen gingen, schienen sie in einem friedlichen Dornröschenschlaf zu liegen. Aber das täuschte, je länger wir in Eski Kâhta wohnten, um so mehr Nachbarn suchten uns auf und baten um Rat oder um Hilfe. Emin hatte eine angesehene Stellung in Eski Kâhta errungen. Er war nicht nur unser Hausverwalter, sondern als Wächter in der Ausgrabung auch türkischer Beamter geworden. Sein ganzer Stolz ist seitdem seine Dienstuniform und besonders seine große offizielle Schirmmütze, die er weder drinnen noch draußen vom Kopf nimmt. Bei großer Hitze schläft er mit seiner Familie in der offenen Vorhalle. Einer von uns mußte in der Nacht Emin wecken, da Gäste gekommen waren und er die Schlüssel von der Hoftüre verwahrte. So sah er, daß Emin auf der Schlafmatte schlief, die älteste Tochter im linken Arme, neben sich auf der rechten Seite das Gewehr; denn er wollte sie rechtzeitig vor einer Entführung schützen. Aber die Dienstuniform und die Mütze hingen doch über Nacht am Wandhaken.

Wir nahmen natürlich unmittelbar an Emins Familienleben teil; denn er wohnte mit uns ja Wand an Wand, auf dem linken Flügel des Hauses. Die

# XII. Emin und seine Familie

Mit der Abgeschlossenheit des Zeltlagers war es nun vorbei. Wir wohnten mitten im Dorf und nahmen weit mehr als in den Jahren vorher am Tagesablauf der Dorfleute teil. Das begann mit dem Ruf des Muezzin vor Sonnenaufgang. Entweder unser Hoca selbst oder sein Sohn stiegen auf das Dach der Moschee, die an unserem Hof angrenzte, und riefen ihr: „Allah ist groß! Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“ in alle vier Winde. Schliefen wir im Inneren des Hauses, konnten wir diese Mahnung zum Aufstehen noch überhören. Hatten wir aber unser Feldbett auf dem Dach aufgestellt, wohin es uns oft bei allzu großer Hitze trieb, fanden wir nach dem Ruf des Muezzin keine Ruhe mehr; denn um uns herum geriet alles in Bewegung. Wir stellten nämlich fest, daß unser Schlafplatz auf dem Dach zugleich eine Art Nebenverkehrsstraße des Dorfes war. Von den höher gelegenen Häusern zogen Ziegen und Schafe, Kinder und Hunde an unseren Betten vorbei auf ihre Weideplätze, nicht ohne uns neugierig zu betrachten oder gar zu beschnuppeln.

Als wir noch das Dorf von unserem Zeltlager aus betrachteten, schienen seine würfelförmigen Häuser streng und abweisend, wir wußten nicht, was sich in ihnen abspielte, und wenn wir durch die Straßen gingen, schienen sie in einem friedlichen Dornröschenschlaf zu liegen. Aber das täuschte, je länger wir in Eski Kâhta wohnten, um so mehr Nachbarn suchten uns auf und baten um Rat oder um Hilfe. Emin hatte eine angesehene Stellung in Eski Kâhta errungen. Er war nicht nur unser Hausverwalter, sondern als Wächter in der Ausgrabung auch türkischer Beamter geworden. Sein ganzer Stolz ist seitdem seine Dienstuniform und besonders seine große offizielle Schirmmütze, die er weder drinnen noch draußen vom Kopf nimmt. Bei großer Hitze schläft er mit seiner Familie in der offenen Vorhalle. Einer von uns mußte in der Nacht Emin wecken, da Gäste gekommen waren und er die Schlüssel von der Hoftüre verwahrte. So sah er, daß Emin auf der Schlafmatte schlief, die älteste Tochter im linken Arme, neben sich auf der rechten Seite das Gewehr; denn er wollte sie rechtzeitig vor einer Entführung schützen. Aber die Dienstuniform und die Mütze hingen doch über Nacht am Wandhaken.

Wir nahmen natürlich unmittelbar an Emins Familienleben teil; denn er wohnte mit uns ja Wand an Wand, auf dem linken Flügel des Hauses. Die

Kinder spielten auf dem Hof oder auf der Terrasse, die Tiere muhten und blökten unten im Stall. So europäisch es in unserer Küche allmählich mit einem Propangasherd und Emailletöpfen aussah, so dörflich wirkte Emins Küche mit der großen Feueresse und mit dem Kupferkessel, vor dem Güliye Hanım manche Stunde hockte und Brei kochte. Auch Fladenbrot buk sie geschickt mit Hilfe eines einfachen Stäbchens in einer Pfanne. In der Morgenfrühe sahen wir, wie Emins kleine Töchter auf die Terrasse kamen und sich den Schlaf aus den Äugeln rieben. Die große Schwester brachte ihnen eine Kupferschüssel zum Waschen fürs Gesicht und zum geräuschvollen Mundausspülen. Bei Emin hatte sich als erstes Kind der erwünschte Sohn eingestellt, dann waren fünf kleine Schwestern gefolgt, und sichtlich stand nun Güliye Hanım wieder vor einer neuen Niederkunft. Würden wir die Geburt eines kleinen Jungen oder eines Mädchens miterleben? Besonders interessiert daran war Hanna Little, unsere Ärztin aus Kanada. Wie spielte sich wohl in einem weltabgeschiedenen Dorf eine Geburt ab? Aus Emin suchte sie herauszubringen, welche Vorbereitungen getroffen waren. Er sah sie einigermaßen erstaunt an: „Meine Mutter wird kommen“, das war alles, was er zu sagen mußte.

Hanna Little stellte nun in ihrem kleinen Arztzimmer das Notwendigste zurecht: Instrumente, daneben den Esbitkocher, um sie zu sterilisieren, Nabelbinden, blutstillende Watte, eine Gummiunterlage und eine Packung Windeln.

Es war ein schöner Sonntagabend, als wir an einem langen Tisch auf der Terrasse saßen. Mein Mann hatte Emin gebeten, mit uns das Abendbrot zu essen, und er löffelte still und bescheiden seine Suppe aus. Im Hintergrund spielten die kleinen Mädchen, vor kurzem noch war auch Güliye Hanım dort auf- und abgegangen und hatte den Kindern geröstete Maiskolben aus der Küche gebracht. Emin nahm sich Zeit mit uns für den Hauptgang: Fleischklöschen, Reis und Salat. Danach stand er mit einer kurzen Entschuldigung auf und kam nach wenigen Minuten wieder, als wir noch mit dem Nachttisch beschäftigt waren.

„Es ist wieder ein kleines Mädchen, Ablä“, flüsterte er mir zu. Ich begriff zunächst überhaupt nicht, was er mit diesem Satz meinte; doch dann rief ich aufgeregt der Ärztin zu: „Stellen Sie sich vor, das Kind ist schon angekommen!“

Beide standen wir vom Tisch auf und fragten Emin, ob wir in seine Stube herübergehen dürften. Er nickte freundlich und begleitete uns, die Ärztin nahm sich gerade noch die Zeit, ihren weißen Kittel anzuziehen und „warmes Wasser, bitte!“ in die Küche herunterzurufen.

Die Wöchnerin lächelte uns erschöpft an, sie ruhte sorgsam zugedeckt auf ihrer Schlafmatratze aus, neben ihr hockte die Großmutter, und der neue kleine Mensch lag nackt und bloß zu ihren Füßen auf dem harten Boden. Die Ärztin war völlig verwirrt über den unerwarteten Verlauf des großen



Bäuerin beim Backen des Fladenbrotes ▷

Ereignisses, das sich ohne unsere Hilfe, ohne jedes Aufsehen in aller Stille abgespielt hatte. Die Großmutter nahm eine Schale zum Waschen mit warmem Wasser dankbar an, aber alle europäischen sterilen Binden und Windeln verschmähte sie. Das Baby wurde in buntes Zeug gewickelt, bekam ein gesticktes Häubchen mit einer blauen Perle über das winzige Köpfchen und wurde auf einem Brett festgebunden. Statt in Windeln lag es auf einer Schicht feiner Erde, die immer wieder erneuert wurde und mich an ein Torfmullbett erinnerte. Wenige Tage später trugen es bereits die Schwestern auf der Terrasse herum, meist aber schlief es in einer holzgeschnitzten Wiege, in der schon seine Geschwister gelegen und den ersten Traum ihres Lebens geträumt hatten.

Es ist verständlich, daß Emin möglichst nur mit seiner Familie im Hause leben und von den Nachbarn lieber einen gewissen Abstand halten wollte. So war ihm auch besonders daran gelegen, daß sein Bruder Aziz unsere Küche übernahm und daß ihm dabei sein ältester Sohn Kadir zur Hand ging. Aber nun bewegte ihn noch die Sorge um seinen jüngsten Bruder Ibrahim. Als wir noch im Zeltlager lebten, hatte er den schönen Posten als Begleiter unserer Photographin. Er führte das Maultier, beruhigte es, wenn es störrisch zu werden drohte, lief singend neben ihm her, füllte unterwegs die Wasserflasche mit kaltem Quellwasser und pflückte frische Feigen von den Bäumen. Er holte Verlangtes und brachte Vergessenes. In den stillen Mittagstunden saß er auf einem der großen Felssteine und blies auf einer Flöte. Vor allem steckte er voller Schabernack, er konnte uns alle imitieren und führte unsere Gesten, unser Mienenspiel und unsere Eigentümlichkeiten am Abend seinen Arbeitskameraden zur allgemeinen Belustigung vor.

Aber leider mußte er zwei Jahre in die Stadt, um seinen Militärdienst abzuleisten. Zwar kam er wieder, aber unsere Photographin blieb aus, und so fiel seine Aufgabe als ihr Begleiter fort. Auch die Militärzeit hatte keinen ernstesten Mann aus ihm geformt. Mit seinen schauspielerischen Talenten hatte er in der Kaserne seine Kameraden genau so wie im Dorf erfreut. Da er nun größer und kräftiger geworden war, stellte ihn mein Mann in der Grabung ein. Aber es wurde Ibrahim rasch leid, mit Hacke und Schaufel zu arbeiten, immer wieder hänselte er die anderen und bekam Streit mit ihnen. Mein Mann seufzte. Um Emins willen, der uns mit abgrundtiefer Trauer ansah und um Verzeihung für seinen heißgeliebten jüngsten Bruder bat, vermochten wir ihn nicht zu entlassen. So versuchten wir es auch mit ihm im Haus und gaben ihn in die Küche zu Aziz. Er wanderte zur Quelle und holte Wasser, er fegte den Hof und schälte mit Kadir zusammen die Kartoffeln. Aber es ging nicht gut. Bald ärgerte er seinen Bruder Aziz mit Faulheit und frechen Antworten. Emins Ermahnungen nützten nichts, seine Beschäftigung war ein ständiges Problem. Einige Wochen war er damit zufrieden, den Jeep zu bewachen; denn wir hatten noch keine Garage gebaut. Aber auch bei diesem ruhigen Wächterdienst ärgerte und neckte er noch die Vorübergehenden und spritzte sie mit Wasser aus einer Preßzitrone aus Plastik, die er aus der Küche stiebitzt hatte. Ja und warum behielten wir ihn? Vor allem seinen fleißigen Brüdern zuliebe. Emin und Aziz arbeiteten

ohne Tadel als Vorarbeiter und Koch. Sie gönnten sich keine neuen Hemden oder Schuhe, keine größere Anschaffung. Sie sparten für Ibrahim, um ihm eine Frau zu kaufen. Sie selbst hatten arm und wagemutig ihre Mädchen geraubt; und nach langem Streit hatten sie endlich ihren Frieden mit den Familien ihrer Frauen geschlossen. Ibrahim, der faule Schlingel, sollte nun ohne allzu große Anstrengung durch die Fürsorge seiner Brüder auf ganz legale Weise zu einer Frau kommen. Emin wollte den Aufstieg seiner Familie. Seine Stellung als unser Vertrauensmann erlaubte es ihm nicht mehr, Leben und Vermögen leichtfertig aufs Spiel zu setzen und die Blutrache auf seine Familie zu laden. Sein Ansehen mußte steigen, wenn er einen guten Kaufpreis für die Tochter eines achtbaren Vaters zahlte.

Wir selbst konnten diesem Vater allerdings nicht sehr viel Achtung entgegenbringen, er schien uns geschwätzig und verschlagen. Vielleicht aber wird er es noch einmal zu Vermögen bringen; denn er nennt sieben liebliche Töchter sein eigen. Gesprochen wird allerdings nur von seinen fünf Söhnen. Einer von ihnen war uns durch sein keckes Wesen und eine lustige gelbe Schifffchenmütze schon früh aufgefallen. Er saß am Wegrand, als wir eines Tages von einem Ausritt zurückkehrten. Plötzlich verließ sein Vater unsere Gruppe, die er als Maultierführer begleitet hatte, und begann unter den wildesten Beschimpfungen den wehrlosen Jungen mit faustgroßen Steinen zu bewerfen, der in ein schreckliches Jammergeschrei ausbrach. Entsetzt fielen wir dem zornigen Vater in den Arm. Es stellte sich heraus, daß der leichtsinnige Schlingel, dem für eine Woche das Hirtenamt des Dorfes anvertraut worden war, die Herde verlassen hatte und auf einen vorbeifahrenden Lastwagen aufgesprungen war, der zum Markt fuhr. Obwohl wir einsahen, daß Şöhüp Strafe verdient hatte, schien uns dieser Ausbruch des väterlichen Jähzorns übertrieben. Der Alte beruhigte sich langsam und sah mürrisch zu, als wir Salbe und Pflaster aus der Satteltasche holten und den Jungen verbanden. Gehorsamer wurde Şöhüp nicht; er blieb ein verwegener Bursche, aber er erfreute uns später so manches Mal mit seinen lustigen Liedern.

Eines Tages kam er, um uns in sein Elternhaus zu Gast zu laden. Würdig saß der Vater Hasan auf einem Teppich, umstanden von seinen Kindern, und sorgte dafür, daß alle Mitarbeiter der Ausgrabung mit Tee und Zucker bewirtet wurden. Dazu holte er die Zuckerdose aus dem verschlossenen Wandschrank und bot sie den Gästen an, während Frau und Kinder ungesüßt trinken mußten. So kostbar war der Zucker auch einst bei unsern Urgroßeltern, als man die bauchigen, barocken Dosen aus Silber mit einem zierlichen Schlüssel versah. Jeden Gast fragte er nach der Anzahl seiner Kinder, und als er von einem älteren Herrn aus Deutschland erfuhr, daß er nur eine einzige Tochter besaß, legte er seine Stirn in Falten und wandte sich an meinen Mann:

„Man hat mir gesagt, daß dieser Freund von Ihnen keinen Yoghurt ißt. Sagen Sie ihm, er möge Yoghurt essen; dann wird der ersehnte Kindersegen nicht ausbleiben.“

Wir lachten noch oft, wenn der Yoghurt auf den Tisch kam und der Vater ohne Söhne ihn weiterhin ablehnte.

Zu unserem Bedauern erlebten wir die Hochzeit von Ibrahim nicht mehr mit, die im späten Herbst nach dem Einbringen der Ernte gefeiert wurde. Unser Hochzeitsgeschenk „im voraus“, ein roter Schleier für die Braut, mit silbernen Pailletten bestickt, wurde dankbar in Empfang genommen. Trotz unserer guten Wünsche und der Fürsorge der älteren Brüder war dem jungen Paar wenig Glück beschieden. Ibrahim zeigte keine Lust zum Arbeiten. Von seinem Verdienst hatte er sich einen Transistor-Apparat gekauft, den er wieder versetzen mußte, als das letzte Löffelchen Mehl zu Ende ging.

Im nächsten Jahr, als wir wiederkamen und Ibrahim mit Wassertragen beschäftigt wurde, zahlte er seine Schulden ab und zog die kleine Wirtschaft mühsam durch. Wir schenkten eine hölzerne Wiege, als der erste kleine Sohn zur Welt kam, dafür durften wir an der Namensgebung teilnehmen. Die Männer der Verwandtschaft und Freundschaft saßen feierlich im Kreis zusammen und schrieben ihren Namensvorschlag auf einen kleinen Zettel, der zusammengefaltet in eine Mütze gelegt wurde. Der Älteste der Anwesenden griff in die Papiere und holte den Namen „Emin“ heraus. Das Kind war kränklich und weinte viel, wir mußten oft trösten und brachten aus der Stadt ein Fläschchen mit, damit es nachts einen Kinderberuhigungstee eingefüttert bekommen konnte. Aber es gedieh nicht und ebenso nicht sein Brüderchen, das im Jahr darauf folgte. Im Winter, als eine Grippe auch in unserem abgelegenen Dorf um sich griff, starben die beiden kleinen Söhne von Ibrahim.

Der junge Vater wurde durch die dunklen Wintertage in der armseligen Hütte, durch das Kinderweinen und die Tränen der Mutter immer unwirscher, ja böseartig. Für einige Wochen tauchte er bei seinem Bruder in Adana auf, lag aber nach zwei Tagen Fabrikarbeit wieder faul und trotzig herum, der Schwägerin zum Ärger und zur Last. Dann setzte er sich auf einen Autobus und fuhr nach Istanbul, wo er erneut Arbeit suchte. Da er seinen alten Charme hervorkehrte, gelang es ihm, eine Pförtnerstellung in der Studentenmensa zu bekommen. Doch als das Semester zu Ende ging, war es auch mit dieser Beschäftigung vorbei. Wieder zu Hause, half er anfangs bei der Feldarbeit, geriet dann bald in Streit mit seinem Schwiegervater und seinen Schwägern, zuletzt auch mit seiner Frau, da sie ihn um Schuhe und um ein Kleid bat, so daß er mit einem Messer nach ihr warf. Jetzt flüchtete er erschrocken vor dem eigenen Jähzorn in die Berge, kehrte aber nach zwei Tagen zurück und stellte sich der Polizei. Die Wunde war zum Glück nicht lebensgefährlich gewesen; doch die arme junge Person suchte Schutz in ihrem Elternhaus. Ibrahim erklärte sich mit der Scheidung einverstanden, was um so leichter ging, da er mit der Frau nur die Ehe vor dem islamischen Geistlichen, nicht vor dem Amt in der Stadt geschlossen hatte. Aber der Vater weigerte sich, den Kaufpreis zurückzuzahlen. Nun hatten die älteren Brüder umsonst ihr Geld vertan und fühlten sich gekränkt durch die eisige Ablehnung der Gegenfamilie. Das Urteil des Richters fiel noch verhältnismäßig milde aus, doch im Dorf konnte Ibrahim nicht mehr bleiben. Untertauchen muß er in der großen Stadt; in den engen lärmenden Straßen wird er um kleine Handreichungen betteln. Fern von dem klaren Quellwasser seiner Berge, das er im Lied besungen hat, wenn er hinter dem Maultier ging, muß er das schale Wasser der Ebene trinken.

## XIII. Wasser, Wasser

Als wir das Zeltlager aufgaben und in das Dorf umsiedelten, mußten wir Abschied von der Quelle und von dem Wasserfall nehmen. Und das fiel uns sehr schwer. Gab es doch nichts Schöneres, als zur Mittagsrast unter dem schattigen Feigenbaum, nur wenige Schritte von unseren Zelten entfernt zu sitzen und dem Spiel des Wassers zuzusehen. Tag und Nacht rauscht der unversiegbare Quell aus dem Felsen hervor. Doppelt geheimnisvoll erscheint uns sein Ursprung, wenn der Himmel im Sommer monatelang keine Wolken und keinen Regen sendet. Aus welchen unergründlichen Tiefen quillt dieses zauberhafte Geschenk der Natur, immer kühl, immer frisch und Leben spendend? Denn wo Wasser ist, ist auch in dieser ausgebrannten Landschaft Leben. Als Gießbach stürzt die Quelle über die Felsenklippen dem rauschenden Fluß tief unten in der Schlucht entgegen und treibt die Räder der Mühle im Vorbeieilen. Täglich führt sie mit ihren Quellgeschwestern dem Flußbett neues Wasser zu, so daß sich an den Ufern Pappeln im Winde wiegen und sich grüne Gärten ausbreiten. Aber nur wenige Meter vom Flußlauf hat der Mensch den Kampf mit der Trockenheit aufgegeben.

Wir können nach Eski Kâhta herübersehen. Es liegt auf einer baumlosen Hügelkuppe, den ganzen Tag erbarmungslos der Sonne ausgesetzt, unermüdet sind die beiden Brunnen inmitten der Häuser von wasserholenden Frauen, von Wäscherinnen und von durstigen Tieren umlagert. Das Wasser kommt im Sommer nur in einem dünnen Strahl aus dem Rohr und ist beträchtlich wärmer als unsere kühle Quelle. Einst soll hier die Landschaft viel, viel fruchtbarer gewesen sein. Wälder aus Zedernholz und goldene Ackerfelder bedeckten die Vorberge des Nemrud Dağ.

Wo hatte wohl die Stadt gelegen, von der der König in der Inschrift rühmt, daß er sie mit neuen Bauten geschmückt und ihr aus überreichen Quellen Wasser zugeführt hatte? Heute zerstäuben viele tausend Liter ungenutzt im Wind. Wohl hatten die Ausgräber Reste von alten Tonröhren gefunden, die ohne Zweifel zu einer antiken Wasserleitung gehörten, aber woher sie kamen, wohin sie führten, das ließ sich nicht mehr feststellen. Kriege, Feuersbrünste und Erdbeben haben die alte Königsstadt Arsameia ausgetilgt. Wahrscheinlich lag sie unter dem heutigen Dorf. Nach jeder Zerstörung, wenn die Überlebenden, die von der Katastrophe verschont geblieben waren, wieder daran gingen, die Häuser und Straßen aufzubauen, durchsuchten sie die Ruinen der zerstörten Heimat gründlich nach allem Brauchbaren und verwandten für die Neubauten möglichst viel Material der alten Häuser, ehe sie in den Steinbruch zogen, um neue Steine zu brechen.

So gibt das Dorf sein Geheimnis nicht preis, nur ist es sicher, daß es nicht wohlhabender geworden ist. Im Gegenteil, seit der Gebirgsweg, der durch das Dorf nach Malatya führte, verfallen war, bringt keine Karawane, kein Händler mehr Geld und neues Leben in den Ort. Der Motor hat den Tiertransport abgelöst, der Mensch sitzt am Steuer seines Wagens und nicht mehr auf dem Sattel seines Maultieres; für die Motorisierung war die alte Straße zu steil, man baute eine neue Straße im Tal, auf der nun fern von Eski Kâhta Lastwagen und Personautos rollen. Seitdem dazu die Malaria schreckliche Opfer forderte, verließen viele Familien die feuchten Ufer des Kâhta Çay und zogen in die neue Siedlung Kâhta in der Ebene. Ihre Häuser im Dorf verfielen.

Begreiflicherweise ist es auch für uns kein leichter Entschluß gewesen, in dem heißen, baumlosen Dorf ein Haus zu beziehen, und doch haben wir uns darauf gefreut; denn es ließ sich vieles nach unseren Wünschen einrichten. Vor allem mußte die Wasserfrage geregelt werden. Unser Grundstück lag dicht am Dorfplatz, benachbart der Moschee und dem Brunnen. Emin meinte zunächst:

„Die Kinder können das Wasser leicht den kurzen Weg im Eimer herantragen.“

Aber mein Mann gab zu bedenken: „Für Ihre Familie und wenn wir nur eine kleine Arbeitsgruppe sind, mag es angehen. Aber wenn die Zahl der Mitarbeiter größer wird und sich noch dazu Besuch einstellt, dann müssen die kleinen Füße und Arme wohl müde werden.“

Es wurde ein anderer Ausweg gefunden. Über unserem Grabungshaus baut sich das Dorf noch in drei bis vier Terrassen höher auf, und in dem oberen Teil von Eski Kâhta fließt ebenfalls eine Quelle, aus der den ganzen Tag Frauen und Kinder schöpfen. Die Familie, neben deren Haus die Quelle als Brunnen gefaßt wurde, hütete eifersüchtig diesen Besitz und ließ nur ihre Nachbarn und Freunde daraus trinken. Sie sah mißtrauisch auf unser weitgebautes Anwesen herunter und auf die vielen Leute, die dort ein- und ausgingen. Als mein Mann dem Oberhaupt der Familie einen Besuch machte und um die Nutzung der Quelle bat, schüttelte er mit dem Kopf:

„Ihr seid zu viele Personen. Ständig wird einer von euch kommen und mein gutes Wasser holen. Alle meine Freunde verdrängt ihr dann.“

Aber mein Mann setzte ihm geduldig auseinander, wie er sich unseren Wasserverbrauch gedacht hatte.

„Wir stellen auf unsere starken Dachbalken fünf Wassertonnen aus Aluminium. Nicht am Tag, sondern erst am Abend, wenn alle Herden heimgekehrt sind und wenn alle Menschen und Tiere reichlich getrunken haben, leiten wir das Wasser mit einem langen Schlauch von Ihrem Brunnen in unsere Behälter. Daraus fließt dann in unsere Dusche, in die Toilette und in die Waschtische am Tag das Wasser, und Ihr merkt überhaupt nichts von unserem Verbrauch.“

„Wir können es versuchen“, sagte der Brunnenbesitzer am Ende mürrisch. So hatten wir Wasser „mit Nachtstrom und Sonnenheizung“; denn natürlich wurde es am Tag in den Metallbehältern ganz schön von der

starken Bestrahlung aufgewärmt. Bei aller Bewunderung für diese einfallsreiche Heranführung vermißten wir doch noch immer unsere klare, sprudelnde Felsenquelle, und es wurde beschlossen, das Trinkwasser auch weiter von dort zu holen. Ibrahim führte seinen Esel täglich mit zwei Wasserbehältern hin und her. Das Trinkwasser wurde in einem großen Tonkrug in dem dunklen Vorratskeller hinter der Küche aufbewahrt.

Auch Emins Familie, die mit ihm im Haus wohnte, freute sich, wie bequem jetzt das Wasser zu ihr gelangte. Jeden Freitag zündete Güliye Hanım ein Riesenfeuer unter Emins Herdkessel an, füllte dann das warme Wasser in eine große Kupferschüssel, die auf dem Boden stand, und die fünf kleinen Mädchen stiegen der Reihe nach splitterfasernackt in die Freitags-Badewanne. Weithin hörte man ihr Geschrei; denn die Mutter gießt ihnen fleißig dabei Wasser über den Kopf aus der Kupferkanne. Zum Trocknen laufen sie auf den Hof in die Sonne, und dann bekommen sie eine frisch gewaschene Kleidergarnitur verpaßt. Die ausgezogene wandert sofort in das Waschfaß. Natürlich erhielt auch Emin seinen Teil von dem Quellwasser, das Ibrahim zum Trinken herbeitrug. Nur wurde es nicht wie bei uns in einem Tonkrug, sondern in einer Tierhaut aufgehoben, einem gegerbten Ziegenbalg, einem Schlauch, wie Martin Luther es übersetzt. Dieser schwarze, prallgefüllte Schlauch, auf dessen Oberfläche sich feuchte Bläschen bildeten und der im Schatten unserer Terrasse auf zwei Holzböcken ruhte, flößte mir immer einen gewissen Schauer ein. Emins kleine Töchter kamen oft mit einem verzinnnten Kupferschälchen und ließen das kühle Wasser aus einer ehemals natürlichen Öffnung des Ziegenbalgs hereinfließen. Es konnte auch passieren, daß das Trinkwasser an manchen heißen Tagen für die durstige Familie nicht ausreichte; dann nahm die Älteste den schlaffen Schlauch auf ihre Schulter und brachte ihn voll gefüllt wieder vom benachbarten Dorfbrunnen zurück. Die Last war natürlich zu schwer für die schmalen Kinderschultern und der volle Wassersack rund und glitschig. Daher passierte es der armen Haytan, daß ihr der Schlauch auf der Treppe zu der Terrasse ausglitt, auf die Steine schlug und dabei einen Riß bekam, aus dem das Wasser gleich herausströmte. Das Kind brach in ein lautes Wehgeschrei aus, aber noch schrecklicher lärmte und zeterte die Mutter, die mit einem Pantoffel auf ihre erschrockene kleine Tochter einschlug. Das ganze Haus wurde in der Sonntags-Nachmittagsruhe gestört, und mitleidig besahen alle den Schaden.

„Schluß mit dem Geschrei und mit dem Schimpfen!“ rief mein Mann Güliye Hanım zu, „wir haben noch einen zweiten Tonkrug im Depot, den könnt ihr für euch mit Wasser aufstellen.“

Aber Güliye Hanım schüttelte eigensinnig den Kopf: „Daraus schmeckt kein Wasser.“

„Dann schenke ich euch einen neuen Ziegenschlauch“, sagte er, und ich nahm die schluchzende Haytan tröstend in die Arme.

„Es gibt keinen Ziegenschlauch hier im Dorf, auch keinen in der Stadt. Wir müssen über das Gebirge nach Karadut; dort näht ein Mann Schläuche. Er verkauft sie auch, aber sie sind sehr, sehr teuer“, sagte Güliye

Hanim ärgerlich, und wieder hob sie drohend den Pantoffel gegen das schluchzende kleine Mädchen. Mein Mann sah sich im Kreis um:

„Würde einer von Ihnen mit dem Jeep nach Karadut fahren und dem Kind helfen, einen Wasserschlauch zu kaufen?“

Natürlich war ein Student gern bereit, und Haytans Tränen versiegten sofort. Eine Fahrt im Jeep – davon hatte sie bisher nur geträumt!

„Zieh dir Schuhe an“, sagte ich, „und bürste dir die Haare. Hier hast du 25 Lira, sie werden wohl reichen, wenn du einen Schlauch kaufst und auch noch Zucker zum Mitbringen für die Schwestern.“

Selig, wie ein Wirbelwind, lief Haytan in den Wohnraum. Kaum war sie fort, faßte Fatma mit Tränen in den Augen nach meiner Hand:

„Darf ich nicht auch mitfahren?“

Der Student nickte gutmütig: „Ihr habt beide neben mir Platz.“

Nun rannte auch Fatma und holte ihre Schuhe. Doch stirnrunzelnd mischte sich jetzt der älteste Bruder Kadir in die Angelegenheit:

„Das geht nicht, daß die kleinen Mädchen allein zu einem Einkauf fahren, dafür sind entweder der Vater oder ich zuständig.“

Die Schwestern kamen gerade zum Auto gelaufen und hatten die scharfen Worte des Bruders gehört. Sofort erhob sich von neuem ein Wehgeschrei, noch lauter als vorher; denn sie sahen ihre schönsten Hoffnungen zerstört. Mein Mann hielt sich die Ohren zu:

„Es bleibt dabei, was ich versprochen habe. Haytan und Fatma helfen uns so fleißig im Haus, sie haben eine Autofahrt verdient. Kadir kann meinetwegen auch mit in den Jeep steigen.“

Mit finsterem Blick schob Kadir die verschüchterten Schwestern auf den hinteren Sitz und setzte sich selbst neben den Fahrer, der Motor sprang an, die kleinen Mädchen lachten schon wieder. Doch wer kam jetzt die Treppe hinuntergelaufen, schrie und winkte:

„Halt, halt! Nehmt mich auch mit!“

Die Mutter Güliye mit dem Säugling auf dem Arm. In diesem Augenblick wurde Kadir aber ernstlich böse:

„Autofahren und Einkaufen ist Männersache! Es sind genug Frauenzimmer im Wagen“, schrie er und hob drohend die Fäuste gegen die Mutter. Der Jeep fuhr ab, Güliye schlich mit gesenktem Kopf die Treppe wieder herauf. Keiner hatte Mitleid mit ihr.

Am Abend kamen die Sonntagsfahrer sehr vergnügt zurück. Der Schlauch war billiger gewesen als gedacht, Kadir hatte den Kauf allein mit dem Studenten getätigt. Er hätte sich zu Tode geschämt, wenn er in dem fremden Dorf zusammen mit den kleinen Schwestern gesehen worden wäre. So war ihnen streng anbefohlen worden, im Jeep sitzen zu bleiben und zu warten. Doch das konnte die beiden nicht erschüttern. Stolz saßen sie auf dem Führersitz und blickten glücklich auf die Dorfjugend herunter, die sich bewundernd um den Wagen drängte – einmal im Leben die große Dame spielen!

Eine saubere Toilette und Dusche erleichterten uns das tägliche Leben, und außerdem reichte das Wasser in den Behältern, um Blumen auf der

Terrasse und Bäume im Hof zu begießen. Zuerst hatte in unserem Grundstück nur ein Granatapfelbaum gestanden, der wenig liebevoll von einem Kalb benagt und berupft wurde, das tagsüber daran angebunden war. Auch Emins Hühner waren sehr lästig, die in den großen Blumenkästen, in denen ich Zinnien gesät hatte, herumscharren und pickten. Entweder tat Emin es uns zuliebe, oder es erwachte in ihm der Stolz auf ein repräsentatives Grabungshaus, er gab jedenfalls das Kalb und die Hühner zu seiner Mutter in Pension und pflanzte Pappeln die Hofmauer entlang. Abends wässerte er die Bäume und die Blumenkästen mit dem Schlauch, und wirklich dankten sie uns die Pflege mit einem bunten Blütenflor und mit rauschendem, bewegten Blättergrün.

Um so trauriger waren wir, als uns im nächsten Jahr ein Bericht von Jörg Wagner erreichte; denn wir konnten selbst nicht in Eski Kähta sein: „Leider mußte Emin die Pappeln schlagen, sie waren verdorrt. Die Erde in den Blumenkästen ist so hart wie Zement, und die Hühner scharren wieder darin. Die Kinder tragen das Wasser eimerweise vom unteren Dorfbrunnen heran, und dadurch fällt natürlich die Dusche aus. Der obere Brunnenbesitzer ist nämlich böse mit Emin und hat ihm gedroht:

„Wenn du noch einmal deinen Gummischlauch in meine Quelle legst, schneide ich ihn in tausend Stücke und schieße Löcher in deine Blechtonnen!“

Der einfache Grund ist der, daß er Emins Tochter für seinen Sohn haben wollte, aber Emin hatte seine Haytan schon jemand anderem versprochen. Jetzt ist er sauer, wie man so sagt. Wir sind traurig über die Trockenheit in unserem Haus und Emin ist unglücklich über den dummen Streit.“

Im nächsten Jahr gelang es meinem Mann, die feindlichen Nachbarn wieder zu versöhnen; denn ohne Wasser ist es wahrhaftig keine Freude, das Haus zu bewohnen und zu bewirtschaften. Emin pflanzte neue Bäume, diesmal Maulbeerbäume, die nicht so viel Wasser brauchen wie Pappeln.

Erschien es uns am Sonntag zu heiß und staubig in unserem sonnenüberstrahlten Grabungshaus, so nahmen wir gern die Einladung des alten Osman an, ihn in seinem Garten zu besuchen. Er lag nicht weit entfernt von unserem früheren Zeltlager, etwas tiefer am Felsenhang. Osman hatte ihn in jahrelanger Arbeit kultiviert und damit ohne Geld, ohne mechanische Hilfsmittel, ohne Mitarbeiter begonnen. Unverdrossen leitete er einen strömenden Quellarm um eine Felsnase und über einen Felsensteig. Täglich stapft er mit bloßen Füßen die Wasserrinne entlang, schiebt hier einen neuen Stein zum Schutz der Rinne ein oder entfernt Zweige und Erdbrocken, die den Wasserlauf hemmen. Geht man den Weg zum nächsten Dorf durch den mahlenden Staub, so ahnt man nicht, daß Osman wenige Meter tiefer in jahrelanger, mühseliger Arbeit einen Garten Eden geschaffen hat. Mit Hacke, Spaten und einer geborgten Schubkarre fing er sein Werk an, terrasierte den Hang, baute schützende Mauerchen, las die ungezählten Steine von der Erde, durchwühlte, lockerte sie und tränkte sie mit dem zugeleiteten Quellwasser. Wohlgeordnete Reihen von Paprikapflanzen, Aubergines, Kürbis, Melonen und Bohnen bedecken die einstmals kahlen Flächen.

Obstbäume tragen reiche Frucht, Reben ranken an den Mäuerchen entlang. Wie ein unermüdlich schaffender Erdgeist wirkt Osman unter seinen Pflanzen. Nachts bepackt er sein Eselchen mit schweren vollen Obstkörben und wandert neben ihm im Mondschein her, Stunde um Stunde, 30 Kilometer, bis er am nächsten Morgen in der Stadt angekommen ist und dort seine Früchte verkaufen kann.

Am Sonntag besuchen wir ihn. Durch das Gebüsch schlängelt sich ein kleiner Pfad, der von dem Hauptweg abzweigt und in das Flußtal herunterführt. Aus den kleinen reisiggedeckten Lehmhütten, die fast unsichtbar am Hang kleben, treten Frauen und Kinder zögernd heraus und folgen uns scheu in gemessenem Abstand. Osmans Familie ist in den Jahren fleißiger Arbeit wetteifernd mit den Pflanzen und Bäumen gewachsen. Vier erwachsene Söhne, zwei davon verheiratet mit eigener Kinderschar, führen den Reigen an. Zweimal verwitwet und zum dritten Mal mit einer noch jungen Frau verheiratet, die ihm wiederum drei kleine Kinder schenkte, lebt Osman als geachtetes Oberhaupt in seiner Sippe. Als wir ihn nach der Gesamtzahl seiner Nachkommen fragen, schüttelt er lächelnd den Kopf. Sie alle ernährt er mit seiner Hände Arbeit. Die Knaben sind noch mit der Herde unterwegs, die Kleider der kleinen Mädchen leuchten wie Blumen zwischen den Büschen. Allmählich werden sie zutraulicher. Die Frauen bringen bunte Kelims und gewebte Kissenpolster, damit wir uns im Schatten der Bäume niederlassen und ausruhen können. In den Zweigen rauscht der Nachmittagswind, die grauen Felsspitzen und der blaue Himmel wölben sich über dem Grün der Gartenterrassen. Die Söhne und Töchter bringen riesige flache Kupferschalen, gefüllt mit Trauben, Feigen und Birnen, sie tragen Wasser in verzinnten Näpfen zum Trinken und Händewaschen herbei. Oben am Weg kommen die Freunde und Nachbarn entlang. Wir rufen und winken sie herbei, so daß wir nun in einem großen fröhlichen Kreis zusammensitzen. Alle greifen mit beiden Händen in den verlockenden Obstsegen, aber er nimmt kein Ende. Immer wieder wird die große Schüssel neu gefüllt.

Osman erzählt uns, daß der Geruch der süßen Beeren und Früchte schon die Bären aus dem Gebirge angelockt hat. Die Schreckfigur aus Holz und Stroh, mit alten Kleidern behängt, die er im Garten aufgestellt hat, ist nicht etwa eine Vogelscheuche, sondern soll die Bären vertreiben, die umkehren, wenn sie den Menschengeruch wittern.

Einer der Söhne bringt einen hohen Korb, dessen Öffnung mit einem roten Tuch fest zugebunden ist.

„Der Vater hat gesagt, die Abla kennt viele Tiere. Wenn dies ein böses, schädliches Tier ist, müssen wir es töten.“

„Wie sieht es denn aus?“ frage ich. „Wie eine Schlange mit vier Füßen!“

Neugierig lüfte ich ein wenig das rote Tuch. Ein kleines spitzes Raubtiergesicht schiebt sich an den Korbrand: ein Iltis! Er muß hier selten vorkommen, sonst würden ihn die erfahrenen Bauern und Jäger kennen. Sollen sie es totschiagen, das schöne, freie Geschöpf der Wildnis? Wie haben sie es überhaupt gefangen? Zögernd fange ich an mit Hilfe meines Mannes zu erklären:

„Böse, wirklich böse ist kein Tier, nur wild und hungrig. Es darf nicht in euren Hühnerstall kommen, aber es vertilgt auch die schädlichen Mäuse und Ratten.“

Alle hörten mir gespannt zu und haben es nicht bemerkt, daß sich ein kleiner Junge an dem Korb zu schaffen gemacht hat; denn natürlich will er ebenso wie ich das merkwürdige Tier sehen. Plötzlich ein pfeifender, zischender Laut, wie ein Blitz fährt der Iltis aus dem Korb und ist im Nu zwischen den Büschen und Steinen verschwunden!

Es wird Zeit für uns, den Heimweg anzutreten, der Abend dunkelt schon. Wir bedanken uns bei Osman. „Ihr habt es hier wie im Paradies“, sage ich zu ihm.

Er sieht mich ernsthaft an: „Wo Menschenhände fleißig an der Arbeit sind, vermögen sie das Paradies zu schaffen.“

# XIV. Mustafa, unser Chauffeur

„Wo wird unser Bett heute abend stehen, Mustafa?“ Oft stellte mein Mann diese Frage, wenn unser Jeep über die Schotterwege des Taurosgebirges ächzte. Mustafa zuckte die Achseln. Er hatte sich daran gewöhnt, daß wir am Morgen noch nicht wußten, wo wir zur Nacht unser müdes Haupt hinlegen würden. „Allah bilir – Allah allein weiß es“, sagte er ergeben. Ein Reifen konnte platzen, eine Brücke konnte eingestürzt sein, viele ähnliche Widerstände waren zu erwarten. Aber dann gab es auch glückbringende Verzögerungen: an der Mauer eines Dorfhauses war eine antike Inschrift aufgetaucht und mußte photographiert, vermessen und kopiert werden, Bauern zeigten den Weg zu den Resten einer frühchristlichen Kirche, oder Hirten erzählten von geheimnisvollen Grabhöhlen. Überall mußten wir uns die Zeit zu ausführlichen Fragen und Gesprächen nehmen. An solchem Tage kam die Abenddämmerung immer viel zu schnell. Schon zogen die Ziegenherden und die Schafe dem schützenden Stall zu, hell stieg der Mond auf, und die Grillen zirpten ihr Nachtkonzert. Die nächste Stadt und damit ein kleines Hotel waren weit entfernt, auch an eine Rückkehr in unser Grabungshaus, wo die Feldbetten auf uns warteten, war so spät nicht zu denken. „Wo wird unser Bett stehen, Mustafa?“

Jetzt kam Mustafa zum Zuge, der den ganzen Tag über unserem Forschungseifer etwas verdrossen zugesehen hatte. „Wir brauchen nicht mehr weit zu fahren, Doktor Bey. Im nächsten Dorf wohnt der Vetter meines Schwagers, er ist dort der Bürgermeister. Sie werden staunen, es ist ein reiches Dorf. Sie haben ein eigenes Haus für Gäste, viel Vieh und guten Yoghurt, Butter und Käse ...“ Wir merkten, wie ihm schon das Wasser im Munde zusammenlief. Über eine weglose Hochebene, unter uns ein zerklüftetes Flußbett, rumpelte der Jeep. Hundegekläff in der Ferne zeigte zuerst das Dorf an.

Kubische Steinwürfel aufeinandergesetzt, der Wohnteil des Hauses zurückfluchtend über den Viehställen, hohe Mauern um die Höfe, so bot sich der Ort im Mondschein dar. Die Häuser schienen von außen so heiß wie ein Backofen, den ganzen Tag der sengenden Sonne ausgesetzt. Mustafa klopfte an eine schwere Holztüre, die in einen ummauerten Hof führte. Die Hunde schlugen an, ein großer Mann mit einer Laterne in der Hand öffnete. „Hoş geldiniz!“ – „Seid willkommen“, rief er, als er Mustafa erkannte. „Hoş bulduk!“ – „Wir fühlen uns willkommen geheißen“, gaben wir zur Antwort und traten ein. Mustafa war stolz, seinen Verwandten angesehene Gäste zu bringen. Er war ja nun selbst auch nicht mehr der Jüngste und Dämmste in der Familie, er hatte seinen Führerschein gemacht und fuhr das

Auto der deutschen Ausgrabung. Manchmal fiel uns sein Stolz auf diesen Posten leicht auf die Nerven, wenn er sich nämlich nicht enthalten konnte, mit dieser Vorzugsstellung zu prahlen und ein weit höheres Gehalt anzugeben, als er es wirklich bekam. Das gab natürlich Grund zum Neid und zum Streit mit seinen Arbeitskameraden. Aber die meisten wußten, daß er ein wenig großspurig sein konnte, und nahmen ihn so, wie er war. Uns bewies er große Anhänglichkeit und Treue. An diesem Abend waren wir froh, daß wir so gastfreundlich mit ihm zusammen aufgenommen wurden.

Eine angenehme Kühle empfing uns hinter den dicken Mauern in dem vielgerühmten Gästehaus. Im Türrahmen verbeugte sich der Älteste des Dorfes mit den angesehensten Bauern und geleitete uns in das Innere des Hauses. Wir zogen unsere staubigen Schuhe gleich hinter der Schwelle aus und stellten sie im Vorraum ab, der von dem langgestreckten Gästezimmer durch ein geschnitztes Holzgitter getrennt war. Braune Deckbalken lagen auf weißgetünchten Wänden, die Mitte des Raumes war frei, zu beiden Seiten breiteten sich Strohmatten, darauf handgearbeitete Teppiche und Rückenpolster. Wir ließen uns müde darauf niedersinken und luden, wie es die Sitte gebot, den Hausherrn ein, neben uns Platz zu nehmen. Feierlich sprach der Gastgeber noch einmal den Willkommensgruß. Die Söhne des Bürgermeisters brachten ein Glas Wasser zur ersten Erfrischung; dann trugen sie ein rundes Messingtablett mit dampfenden Teegläschen herein und gaben bedeutungsvolle Winke an die unsichtbare Frauenbedienung in der Küche, die dort ein geschäftiges Leben entfaltet hatte. Mustafas Versprechungen waren nicht übertrieben gewesen; denn bald erschien auf der riesigen Kupferplatte, die zwischen uns niedergesetzt wurde, ein verlockendes Abendessen.

Wir lagen wie die alten Römer zu Tisch auf den Polstern, die auch später unser Nachtlager bilden sollten. Nach einer Stunde wurde die Tafel im wahrsten Sinne des Wortes aufgehoben, die jungen Männer trugen die Platte, noch reichlich mit Resten versehen, heraus. Nur der Hausherr hatte mit uns gegessen, jetzt waren die Männer an der Reihe, dann die Frauen, später die Kinder, zu allerletzt die Katzen. Aus einer großen Wandnische wurden die aufeinandergestapelten Baumwollmattentzen und die Steppdecken hervorgezogen, die immer dort für Gäste bereitliegen, und wurden über die Teppiche gebreitet.

„Aber“, sagte unser Gastfreund, „es steht Ihnen auch auf dem Dach ein Bett zur Verfügung.“ Das nahmen wir mit Dank an; denn nach dem ausgiebigen Abendessen war die Luft in dem Raum dumpf und stickig geworden, und draußen hatte eine wohltuende Abendkühle die Tageshitze abgelöst. Voll Stolz zeigte man uns ein breites hölzernes Bettgestell über dem Schafstall. Wir sahen auf zum sternenschimmernden Nachthimmel. Eifrig holte man die Mattentzen aus dem Zimmer heraus und bedeckte damit die Holzbretter des Bettbodens. Mustafa hatte sich schon am Jeep zu schaffen ge-

*Vater und Sohn reiten nach Hause* ▷



macht, kletterte flink die schmale Leiter zu uns herauf, die Taschen mit unseren Schlafsäcken auf seiner Schulter. Er wußte, daß wir am liebsten in unserem eigenen Bettzeug schliefen. Bewundernd betrachteten alle den bunten glatten Stoff und die Leichtigkeit unserer Decken. Wir zogen den Reißverschluß bis zum Hals herauf und fürchteten keine Nachtkälte, keine Mücken oder Flöhe.

Das Geräusch des Butterns in dem hin- und hergerüttelten Ziegenbalg und das Krähen der Hähne weckte uns aus traumlosem tiefen Schlaf. Mit der aufgehenden Sonne wollten wir wieder aufbrechen. Aber es kam noch nicht zum Abschied. Ein guter archäologischer Stern hatte uns in dieses Dorf geführt. Unser Gastgeber erzählte beim Morgentee: „Mein Haus steht schon auf sehr alten Fundamenten, und ich habe den kühnsten Keller im ganzen Dorf. Er hat auch einen alten Fußboden, aus bunten kleinen Steinen kunstvoll gelegt.“ Natürlich stand mein Mann voller Erwartung sofort auf, aber der Bürgermeister nötigte ihn noch einmal zum Sitzen: „Ich muß zuerst noch unten etwas Ordnung schaffen und die Zwiebeln zur Seite räumen lassen, die ich darin für den Verkauf eingelagert habe.“ So mußten wir uns ein halbes Stündchen gedulden, aber diesmal war Mustafa mit einem längeren Aufenthalt sehr einverstanden, war es doch seine Verwandtschaft, mit der es endlosen Gesprächsstoff für ihn gab. Die Zwiebeln wurden beiseite geschafft, der Estrich darunter gefegt und mit Wasser begossen. Und siehe da, ein schönes geometrisches Mosaik kam unter der Staubschicht hervor, vielleicht vor vielen hundert Jahren gelegt, als sich hier vornehme römische Landhäuser oder frühchristliche Klostergebäude statt des armseligen Dorfes befanden. Eifrig fotografierten wir und legten die Meßstange an. Noch einmal saßen wir in der Laubhütte auf dem Dach mit den Hausbewohnern zusammen und kosteten ihre dunkelblauen Trauben. Mit Dankesworten und Gastgeschenken verabschiedeten wir uns schließlich.

Mustafa machte einen zufriedenen Eindruck, aber die ehrgeizigen Pläne seiner Mutter ruhten durchaus nicht. Sie senkte in Mustafas Herz den Wunsch, mit uns nach Deutschland zu reisen. Bei jeder Stadt- und Überlandfahrt schnitt er nun dieses Thema an. Schließlich wurden wir weich. Warum eigentlich nicht? Mustafa könnte in einer guten Werkstatt seine Kenntnisse erweitern und später nicht nur fahren, sondern auch reparieren. Ja, er könnte vielleicht einmal im Dorf eine Tankstelle mit einer Raststätte von einer Benzin-Gesellschaft pachten. Er selbst hielt sich sauber und adrett und würde in Deutschland sehen, welche Ansprüche man an ein kleines Hotel in bezug auf Sauberkeit und Bequemlichkeit stellt. So traten wir der Sache näher, und es galt zunächst, einen Paß zu beschaffen. Mustafa bestellte einen Anzug beim Schneider in der Stadt und fing an, Abschiedsbesuche in der Verwandtschaft zu machen. Die Nachbarn erhofften Geschenke bei seiner Rückkehr, dafür wollten sie seiner Frau im Winter Holz für die Feuerung bringen. Eines Tages übergab uns Mustafa seinen Radioapparat, ein teures Besitztum, damit wir ihn den Winter über im Stahlschrank des Grabungshauses verschließen sollten. Wie er sagte, fürchtete er die ungeschickten Händchen seines Sohnes Mehmet. Doch als er uns die Woche

darauf fuhr, sagte er plötzlich schwermütig: „Nun lebt der kleine Mehmet nicht mehr.“ Als wir erschrocken nach dem Grund fragten, erzählte er: „Meine Frau will ihm die Kehle durchschneiden, wenn ich ihr das Radio nicht zurücklasse.“ Wir riefen ganz entsetzt, ob er denn seiner jungen Frau so etwas zutraue. Aber er berichtete uns, sie habe erst in der vergangenen Woche zum Gewehr gegriffen und eine Schlange erschossen. Natürlich redeten wir zum Frieden zu, und bei der Heimkehr, die Mustafa mit dem Radio unter dem Arm angetreten hatte, lebte der kleine Mehmet noch zu aller Glück. Vorweg genommen sei, daß auf der ersten Postkarte aus Deutschland an Mustafas Frau zu lesen stand: „Paß auf mein Radio auf!“

Uns schien es wichtiger, die behördlichen Genehmigungen zu erlangen, als das Radio sicherzustellen. Einiges stimmte bei Mustafas Papieren nicht. Er wollte sich als Junggeselle in seinem Paß eintragen lassen, da er nur von dem islamischen Geistlichen und nicht standesamtlich ehelich verbunden war. Konnten wir aber wissen, was er mit diesem Titel im Schilde führte? Aber nein, er blieb hartnäckig. Eine standesamtliche Eheschließung kostete ihm zur Zeit zu viel Geld. Auch sein Geburtsdatum war nicht wahrheitsgemäß angegeben. Schuld daran trugen seine Eltern. Als ihn seine Mutter erwartete, erkrankte sein anderthalb Jahre älteres Brüderchen tödlich. Der Vater meinte: „Wenn es wieder ein Junge wird, brauche ich weder den Todesfall, noch den neuen Geburtstag in der Stadt zu melden. Der Erwartete heißt wieder Mustafa wie unser verstorbenes Kind.“ Man kann das begreifen bei dem weiten Weg zur Stadt und bei der ungerne gezahlten Meldegebühr.

Als alles bei Behörde und Familie geregelt schien, erhob unverhofft der Vater der Braut sein gewichtiges Wort. Mustafa müsse bei der Wiederkehr garantiert einen eigenen Wagen mitbringen, und außerdem dürfe seine Tochter nicht bei der Schwiegermutter bleiben, sondern müsse zu ihm zurückkehren. Den Umfang dieser Streitigkeiten durchschauten wir natürlich nicht. Während wir und vernünftige Freunde zum Vergleich zuredeten, hetzten andere unseren Mustafa auf: „Sei ein Mann!“ So setzte sich Mustafa hin und schrieb den Scheidebrief. Als wir ihm aber vorstellten, daß er nun eine neue Frau teuer kaufen müsse und seinen kleinen Sohn verloren hätte, schmolz das Eis, und er stürzte zur Tür hinaus, um den Boten einzuholen, dem er den Brief übergeben hatte. Er brauchte nicht lange zu laufen; denn sein treuer Freund Mahmut saß gelassen vor der Haustür. Er hatte erst abwarten wollen, ob der Zorn seines aufbrausenden Nachbarn verrauchen würde, und hatte schon den Widerruf erwartet.

Während wir nun für die Reise rüsteten, packten und das Auto beluden, wozu uns Mustafas Hilfe höchst willkommen gewesen wäre, brach er auf zur großen Versöhnung und zum gerührten Abschied. Eine Viertelstunde, bevor unser Wagen in der Morgenfrühe das Dorf verließ, erschien er so bleich und übernächtigt, daß wir ihm das Steuer nicht überlassen mochten. Mit unserm schlafenden Chauffeur fuhren wir Deutschland entgegen. Im späteren Verlauf der Reise machte Mustafa seine Sache ausgezeichnet. Nur wenn wir geglaubt hätten, er würde sich über das viele Neue wundern, hatten wir uns geirrt.

Bei den Griechen stand das Staunen vor der Begierde des Erkennens und Lernens. Die menschliche Neugierde ist die Triebfeder des Forschens und der Kritik. Es gibt Zeiten und Völker, die diese natürliche Wißbegierde unterbinden, sie unter einem Panzer von Würde und Stolz verstecken. Es gehört bei ihnen zur guten Erziehung, nicht so viel zu fragen; man vergibt sich etwas, wenn man sein Nichtwissen zur Schau stellt. Diesem Erziehungsprinzip huldigten nicht nur die Anhänger der stoischen Lehre, nicht nur die Indianer der Prärie, sondern auch die Männer unseres Dorfes. Statt des Spruches: „Ärgere dich nicht, wundere dich nur“ könnte man genau das Gegenteil sagen.

Aber zum Glück brach bei Mustafa doch noch die unverdorbene Freude am Neuen unter der Schicht der gespielten Gleichgültigkeit durch. Die grünen Landschaften in Europa entzückten das Herz des jungen Bauern, der sich mit der heißen, verdorrten Erde in seinem Heimatdorf plagen mußte. Die Zentralheizung erfreute ihn, wenn er an die kleine Feuerstelle dachte, an der sich die Familie im Winter zu wärmen suchte und für die so mühsam das Holz beschafft werden mußte. Fünf Stunden war er im Sommer unterwegs gewesen, um vom Nemrud Dağ herunter Schnee zu holen, darin er seine Buttermilch kühlte, die er uns zur Erfrischung vorsetzte. In Deutschland brauchte man die Milch nur in den Kühlschrank zu stellen. Autos und Spielzeug interessierten ihn mehr als Mode- und Möbelgeschäfte, und er legte auch an unsere Wohnung den Maßstab seines Schönheitsempfindens an. So vermißte er einen repräsentativen Spiegel im Bücherzimmer und kritisierte, daß der kostbare Kühlschrank in die Küche verbannt war. Ein Federbett, zuerst belächelt, wurde für den Hitzegewohnten zur Nacht geliebt und unentbehrlich, der Hängeschränk mit Rasierseife, Hautöl, Haar- und Mundwasser – unserem natürlich – zum Freudenspender an jedem Morgen. In der Autowerkstatt stellte er sich willig und geschickt an, und über seine Aufführung brauchten wir uns nicht zu beklagen. Er sparte sein Geld und verwickelte sich nicht in Mädchengeschichten; er war niemals aufsässig und hinterging uns nicht. Aber das, was wir uns gedacht hatten, brachten wir nicht in ihn herein: Zielstrebigkeit und Unternehmergeist, Selbstverantwortung und Selbstentscheidung. Zurückgekehrt in sein Dorf, wurde er wieder der Jüngste, dem Gesetz der Familie unterworfen, das ihn als dienendes Glied, aber nicht als Schmied seines Glückes anerkennen wollte.

## XV. Unser Gästebuch

Diesem Kapitel muß ich vorausschicken, daß *wir* kein Gästebuch besaßen. Wir führten natürlich Tagebuch und trugen jeden Abend darin unsere Erlebnisse stichwortartig ein. Da bildete dann das Eintreffen eines Gastes manches Mal das Hauptereignis, ein anderes Mal trat es – vielleicht zu Unrecht – hinter sonstigen aufregenden Begebenheiten zurück. Auch wollten wir unseren Gästen nicht lästig fallen und sie um ihre Eintragung bitten. Aber zu unserem größten Erstaunen zeigte es sich am Ende des ersten Sommers, daß Emin, Emin, der selbst nicht schreiben noch lesen konnte, ein Gästebuch besaß. Es war ein schlichtes blaues Schulheft, genau wie das, in dem wir die Arbeitsstunden in der Ausgrabung eintrugen. Dieses unscheinbare Heft trug Emin unter dem Arm, wenn er unsere Besucher auf der Eski Kale oder auf der Burg herumführte, und legte es ihnen am Schluß der Besichtigung vor. Als wir den kleinen Band durchblättern, beneideten wir ihn ein bißchen um diesen Besitz, so viele Erinnerungen stiegen daraus auf, und wir lobten Emins glücklichen Einfall. Offizielle und inoffizielle Gäste schrieben sich im Laufe der Jahre nacheinander ein, jeder von ihnen hat zu dem bunten Mosaik unseres Lebens in Kommagene etwas beigetragen, jeder hat es mit seinen Erlebnissen und Gesprächen bereichert.

Ja, wir haben mit unseren Gästen viel erlebt, Ernstes und Schweres, Schönes und Heiteres. Es war nicht so bequem für sie, zu uns zu reisen, und es war auch manchmal nicht für uns so bequem, sie abzuholen. Waren es doch bis zur Eisenbahnstation oder zum Flughafen Malatya 200 Kilometer Wegstrecke, zum Teil schlechte Gebirgswege. So hieß es, um 4 Uhr morgens mit dem Jeep aufzubrechen, wollten wir pünktlich in der Provinzhauptstadt sein. Daher kann sich sicher jeder unsere Enttäuschung vorstellen, als wir an einem heißen Sommertag nur zwei Personen aus dem Flugzeug aussteigen sahen, das Ehepaar Ruprecht und Traute von Siemens. Die Armen, sie wurden nicht so froh begrüßt, wie sie es verdient hatten. Waren sie doch mit so viel Spannung und Vorfreude gereist und hatten uns Schwarzbrot und Butter, ganz unbekannte Genüsse in Kommagene, mitgebracht. Aber wir ließen unruhig unsere Augen hin- und hergehen:

„Wo sind denn Sabine Landois und Annemarie Michelly geblieben? Es sollten doch vier Gäste zu uns kommen!“ Keiner wußte es, schließlich brachte ein Steward atemlos einen weißen Zettel: „Zwei Damen kommen drei Tage später.“ Wir konnten es uns nicht erklären, aber was half es, wir mußten ohne sie zurückfahren, denn im Lager warteten alle mit einem festlichen Empfang auf uns. Ein Glück, daß wir wie immer Osman Filou getroffen hatten; er bekam einen Brief und den Auftrag, die beiden Gäste

nach drei Tagen auf dem Flughafen abzuholen. Wirklich langten dann die Vermißten sehr fröhlich im Lager an und wußten viel Abenteuerliches zu berichten. In Istanbul hatte man sie nicht in die Maschine einsteigen lassen, obwohl sie Plätze reserviert hatten. „Alles besetzt!“ erklärte man achselzuckend. Mit Mühe ließ sich die Flughafenleitung bewegen, zwei Plätze für das nächste Flugzeug zu reservieren, das aber erst drei Tage später startete. So sahen sie sich erst einmal Istanbul an. Natürlich waren sie sehr erleichtert, als sie Osman Filou mit dem Brief in der Hand am Flughafen Malatya empfing und es ihm am späten Nachmittag gelang, den Bankdirektor von Kâhta ausfindig zu machen, der mit seinem Jeep in Malatya zur Rückfahrt bereit stand. Er ließ beide Damen einsteigen und erwies sich als vollendeter Kavalier, da er sie auch in einem winzigen Teehaus am Wegrand zu einem erfrischenden Glas Tee einlud. In tiefer Nacht kamen sie in dem schlafenden Städtchen Kâhta an, und der Jeep fuhr kreuz und quer durch unbeleuchtete Straßen, bis er an einem Haus hielt. Dort klopfte der Bankdirektor, es wurde geöffnet und man vernahm ein aufgeregtes Gemurmel. Dann trat ein Herr an den Wagenschlag und sagte in formvollendetem Französisch: „Soyez les bienvenues!“ Es war der Kaimakam, der Landrat, der den deutschen Damen Quartier in seinem Haus anbot und durch Gendarmen meinem Mann ausrichten ließ, daß seine Gäste glücklich angekommen wären. So hatten sie eine hochinteressante Reise hinter sich, sehr viel aufregender, als wenn sich alles fahrplanmäßig abgewickelt hätte.

Ein anderes Mal war die Enttäuschung für uns noch größer. Vergeblich erwarteten wir einen längst angekündigten Gast an der Eisenbahnstation von Malatya. Der Zug hielt, aber er stieg nicht aus. Wir liefen die ganze Wagenreihe entlang, sahen in jedes Abteil, und der Stationsvorsteher telefonierte nach Ankara, ob etwa ein deutscher Reisender den Zug verpaßt hätte, aber nichts war zu ermitteln. Nach einer Woche kam ein Brief des Freundes an, in dem er schrieb, er wäre krank geworden, hätte uns aber nicht durch ein Telegramm zu sehr erschrecken wollen!

In unserem Gästebuch steht nun leider sein Name nicht geschrieben, doch viele andere haben sich darin eingetragen. So fand unser sechzehnjähriger Patensohn Roland Krämer allein den Weg durch die ganze Türkei zu uns und kam strahlend vor Freude über all die bunten Reiserlebnisse im Lager an. Wieder andere konnten ihre Erschöpfung und ihre Enttäuschung über den langen Weg in Hitze und Staub nicht verbergen. Sie stöhnten über die schlechten Straßen, über die Fliegen und über den Dreck im Land. Aber dann wurde mein Mann ärgerlich:

„Dreck gibt es hier nicht, Dreck finden Sie in einem Industriegebiet oder in einer Hafenstadt.“

„Und *das* hier?“ fragten die Besucher und zeigten auf die gelbgraue Staubschicht, die ihren Wagen, ihre Koffer, ihre Schuhe und ihre Haare bedeckte.

„Das ist Staub, Staub und kein Dreck, höchstens Sand. Zermahlenes Urgestein, das der Wind in unseren Tälern aufwirbelt, Staub, in dem schon die Makedonen Alexander des Großen und die Legionen der Römer marschieren sind. Staub klebt nicht, Staub läßt sich einfach abwischen.“

Aber natürlich drang er durch alle Fenster- und Türritzen, in die Kleider und in die Schreibmaschine, zwischen Teller und Tassen. Es war nur gut, daß wir kein Luxushotel zu putzen hatten und keine Polstermöbel ausklopfen mußten.

Doch alle Klagen verstummten bald, auch die Verzagten lebten sich ein und genossen begeistert das einfache Leben. Emin zeigt natürlich mit besonderem Stolz die Unterschrift des türkischen Staatspräsidenten Cevdet Sunay, der mit dem Hubschrauber dicht bei dem Dorf mit seinen Begleitern landete. Trotz seines hohen Alters scheute er nicht den Aufstieg zur Eski Kale und zur Burg und ließ sich von meinem Mann alles auf das genaueste erklären.

Emin bekam auch eine große Photographie von diesem Ereignis geschenkt, das natürlich größte Aufregung im Dorf hervorrief. Man sieht ihn, wie er als staatlicher Wächter dem Staatspräsidenten und meinem Mann auf dem Fuß folgt.

So ist er nicht enttäuscht worden wie in dem ersten Ausgrabungssommer. Es waren nämlich die neusten Photoabzüge eingetroffen, Schwarz-Weißbilder, die meist Scherbenfunde und Skulpturenreste zeigten. Sie gingen von Hand zu Hand, und Emin, der das Eintreffen der Postsendung miterlebt hatte, sah sie genau gespannt wie wir alle mit durch. Am Schluß sagte er mit tieftraurigem Gesicht:

„Ben yok – ich bin nicht dabei!“

Es kann sein, daß Freunde von uns dies Buch durchblättern und genau so enttäuscht wie Emin sagen: „ben yok – ich bin nicht dabei!“ Ich schrieb es ja schon, wir hatten kein Gästebuch, und dies ist keine Gästechronik. Aber von den treuen Freunden, die im Zeltlager und im Grabungshaus ein- und ausgingen, ist bei uns keiner vergessen.

Wir waren nach einem heißen Tag fest eingeschlafen, als der Nachtwächter vor unserem Zelt rief: „Müjde, müjde (Freudenbotschaft), Gäste sind gekommen!“ Hätten wir ihm gesagt, daß es für uns eigentlich keine Freudenbotschaft bedeutete, wenn um Mitternacht unerwartet Besuch im Ausgrabungslager auftaucht, wäre er bestimmt sehr erstaunt gewesen. In dieser einsamen Gebirgslandschaft, in der man jahrhundertlang ohne Zeitung, Telefon und Radio lebte, war der Gast der willkommene Träger der neuesten Nachrichten; er brachte Leben und Abwechslung in den gleichförmigen Alltag und lenkte wohltuend von den eigenen Sorgen ab. Gäste aufzunehmen war eine althergebrachte Verpflichtung, ein Hotelgewerbe kannte man nicht. In einigen Dörfern sorgte der Dorfschulze für die Unterbringung fremder Reisender in seinen Räumen, in wohlhabenderen Dörfern gab es ein Gästehaus.

Die Bewohner unserer Landschaft brauchten sich nur selten an den Bürgermeister zu wenden, sie hatten überall in den umliegenden Ortschaften Gastfreunde, in deren Haus sie einkehrten. Die Gastfreundschaft ist heilig, und ihre Bande sind ebenso stark wie die Bande der Verwandtschaft. Wer sie verletzt, verstößt gegen die Familienehre und hat blutige Rache zu befürchten.

Ahnungslos wäre mein Mann fast das Opfer eines zornigen alten Gastfreundes geworden. Ein tüchtiger Vorarbeiter, Hasan, der aus einem kleinen Dorf im Flußtal des Euphrat stammte, hatte ihn auf eine antike Inschrift in der Hauswand seines Elternhauses aufmerksam gemacht. So ritt mein Mann mit Hasan in sein Elterndorf. Mit Photographieren, Vermessen und mit der Suche nach weiteren antiken Zeugnissen in diesem Ort gingen die Stunden rasch herum. Die Familie hatte eine Abendmahlzeit vorbereitet und lud ihn zum Übernachten ein. Nach drei Jahren hörte mein Mann von einem kleinen antiken Sarkophag, der in dem gleichen Dorf auf dem Acker gefunden worden war. Er ritt am Morgen in das Flußtal herunter und wurde am Dorfeingang von einem anderen Arbeiter begrüßt, der erst kürzlich von Eski Kâhta nach dorthin übergesiedelt war und der meinem Mann lange gut bekannt war. Er bat ihn in sein Haus, und meinem Mann war es recht, dachte er doch, daß er nicht Hasan und seiner Familie erneut so viel Umstände wie bei seinem ersten Besuch machen würde. Wieder verging der Tag rasch, und die Aufnahme bei dem neuen Gastfreund war ebenso freundlich wie bei dem alten.

Doch in der Frühe des nächsten Tages stand Hasan vor der Tür, und man sah ihm an, daß er nur mühsam seine Erregung bekämpfte:

„Eigentlich sind wir nun Todfeinde, Doktor Bey“, stieß er hervor.

„Ich verstehe dich nicht, Hasan. Für mich bist du genau der gleiche gute Freund wie immer.“

Hasan gab zurück: „Du hast dem ganzen Dorf und meiner Familie gezeigt, daß dir unser Haus zu schlecht ist. Du hast unsere Gastfreundschaft verschmäht und bist, ohne mir den Grund zu sagen, nicht bei uns, sondern bei meinem Nachbarn eingekehrt.“

Es kostete meinen Mann viel Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ihn nur Unkenntnis und die falsche europäische Rücksichtnahme gelehrt hatten. Hierzulande fällt ein Gast nicht zur Last, sein Besuch ist eine Auszeichnung und eine Ehre für das Haus. Nach vielen Tassen Tee und nach Aushängung des gleichen Gastgeschenkes für den alten und den neuen Gastfreund war das gute Einvernehmen wieder hergestellt. – Aber wenn mein Mann nun zum dritten Mal in das Dorf kommt, bei wem soll er dann übernachten?

Es mag sein, daß in früheren Zeiten die Dienstboten in Europa über die Last von Besuchern geseufzt haben, unsere türkischen Diener waren im Gegenteil heiter und aufgeräumt, wenn wir Gäste ankündigten. Durch ihren Diensteifer unterstützt, empfanden wir auch jedesmal die Ankunft eines Gastes als ein festliches Ereignis, ob er nun für lange oder kurze Zeit bei uns eintraf. Dabei gab es natürlich unvergeßliche Erlebnisse. Nicht nur „Leute vom Fach“ bereicherten unseren Kreis mit ihren Erfahrungen, Kenntnissen und Vorschlägen, andere, die sich der Archäologie und der Geschichte gegenüber als Laien fühlten, brachten doch durch ihre Interessen und Erlebnisse neuen Gesprächsstoff und willkommene Abwechslung in die abendliche Unterhaltung. Wir lernten, ohne elektrisches Licht mit der Natur zu leben, mit der Sonne aufzustehen und am Abend die blaue Stunde

der Dämmerung oder das Mondlicht auf der Terrasse zu genießen. So schön schrieb unsere Freundin Katharina von Assaulenko in ihr Tagebuch: „Es kommt mir so vor, als wäre die ganze Zeit, so lange wir in Kommagene sind, nur Vollmond gewesen. Des Nachts fällt ein Glanz über die Erde aus lichtem Himmel, der der träumenden Seele so nah erscheint, daß man glaubt, die Sterne, gleich lebendigen Wesen, suchten in der Klarheit der Luft eine Zwiesprache mit uns.“

Lange hatte mein Mann überlegt, ob er unserem Freund, dem Vermessungsingenieur Kurt Müller zureden sollte, die weite Reise in unser Lager auf sich zu nehmen. Hatte er doch im Krieg ein Bein verloren und konnte nicht mehr wie in seiner Jugend wandern und Sport treiben. Nach den Geländeskizzen der Ausgräber hatte er in den Wintermonaten in Münster exakte und präzise Karten gezeichnet und hatte sich genau in die örtlichen geographischen Gegebenheiten eingelebt. In Gedanken fühlte er sich auf der Eski Kale, auf der Yeni Kale, im Flußtal und im Dorf wie zu Hause und hatte keinen größeren Wunsch, als die Wirklichkeit zu erleben. Er traute sich die Strapazen zu, und so viel eisernem Willen und so viel Begeisterung konnte mein Mann nichts entgegensetzen. Wir verabredeten, daß etwas später sein Sohn nachkommen sollte, der mit ihm das Zelt teilen und ihm bei den täglichen Verrichtungen etwas helfen konnte. Am beschwerlichsten war der letzte Abschnitt der Anreise, der Weg vom Dorf in das Zeltlager im Felsgelände herunter und wieder hinauf, der nur zu Fuß oder mit dem Maultier zurückzulegen war. Bis zum Dorf konnte der Jeep fahren. So ließ mein Mann in Emins Haus ein Zimmer frei machen, in das wir Feldbetten, Schlafsäcke, Stühle und andere kleinere Einrichtungsgegenstände vom Lager herüberbrachten. Es war ein schöner Gästeraum geworden, und wir planten, Kurt Müller würde sich zunächst dort ausruhen, zwei bis drei Tage im Dorf herumgehen, das Reiten auf dem Maultier üben und dann, wenn er sich an das Klima und die schlechten Wege gewöhnt hätte, zu uns in das Lager herüberkommen. Es waren auch ein Maultier und ein älterer Führer bestellt, der jeden Morgen eintreffen, ihm beim Auf- und Absteigen helfen und nicht von der Seite weichen sollte.

Am verabredeten Tag erwarteten mein Mann und ich mit großer Spannung die Ankunft von Kurt Müller am Dorfbrunnen. Der Jeep keuchte den Weg herauf, ein glückstrahlender Gast kletterte aus dem Wagen und rief uns zu: „Da bin ich! Es ist hier aber wirklich noch viel großartiger als auf den Photos! Ich habe alles wiedererkannt: das Flußtal, die Römerbrücke, das Grabdenkmal auf dem Karakuş und jetzt natürlich die Yeni Kale. Es ist einfach überwältigend!“

Wie üblich kehrten wir zuerst beim Hoca ein und bekamen den Begrüßungstee serviert. Kurt Müller atmete tief: „Ja, solch ein Tee, da fühlt man sich wie neugeboren. Nun kann es zum Lager weitergehen!“ Vorsichtig entwickelte ihm mein Mann unsere Pläne und erbot sich, ihm in seiner „Dorfpension“ Gesellschaft zu leisten. Aber unser Freund lachte nur: „Wo ist mein Maultierführer, von dem Sie mir geschrieben haben? Wir wollen keine Zeit länger verlieren. Auf, auf ins Lager!“ Also gingen wir zum Brun-

nen zurück, begleitet von dem Hoca, der immer mit besonderem Wohlgefallen die älteren, würdigen Gäste begrüßte, und von der staunenden Schar der Dorfbewohner. Mein Mann schickte ein Kind zu dem Maultierführer Mahmut, der zehn Minuten später erschien, sein Maultier am Zügel. Kurt Müller wies auf einen großen Stein am Straßenrand, reichte meinem Mann die Hand, stand im Nu oben und legte seine Prothese mit einem kräftigen Schwung über den Sattel. Sicher und gemächlich ritt er bergauf und bergab, nicht nur an diesem ersten Tag, sondern wochenlang von Sonnenaufgang bis zum Mittag und oft wieder am Nachmittag. Wir alle haben ihn bewundert und uns gefreut, daß die Anstrengung ihn nicht niederzwang, sondern seine Kräfte und sein Lebensgefühl stärkte.

Als er sich verabschiedete, sagte er: „Kein Kuraufenthalt könnte mir besser getan haben!“ Zwei Jahre später verließ er uns für immer, und wir haben ihn tief betrauert.

Besonders interessant ist für einen reisenden Musiker im Orient die türkische Musik, und wir konnten ihm einen bescheidenen Ausschnitt davon in unserem Gebirge bieten. Noch unverzerrt durch technische Wiedergaben erklang sie unseren Ohren sehr viel melodischer, als durch die quäkenden und schnarrenden Lautsprecher in den Städten. Weithin schallten in der stillen Natur die Töne der Hirtenflöte und entfalteten nur hier ihren eigentlichen Reiz. Das mandolinenähnliche Instrument, die Saz, hörten wir meisterhaft gespielt von einem Straßenbauarbeiter, der sie gern seinen Arbeitskameraden und uns zur Freude vorspielte, als wir mit unserm Jeep an einer Baustelle vorbeifuhren und uns zu der Gruppe gesellten, die gerade ihre Frühstückspause hielt. Eindrucksvoll war auch der melodramatische Gesang unseres Hoca, der fünfmal am Tag von dem Dach der Moschee, die unmittelbar dem Grabungshaus benachbart lag, das Loblied Allahs in alle vier Windrichtungen ertönen ließ. Von Zeit zu Zeit luden wir den Sänger Mehmet ein, der aus seinem fernen Gebirgsdorf zu uns herunterhumpelte, um uns die alten Heldenlieder vorzutragen. Saßen wir am Lagerfeuer, holten wir die deutschen Liederbücher hervor. Wir hatten auch eine Zither in unserem Schrank, aber unter uns war nicht der rechte Meister, der sie wirklich zu spielen verstand. Erst als wir den Besuch von Othmar und Hedwig Schrickler bekamen, fing sie zu klingen an. Ländler und Schnadahüpfel konnte Othmar Schrickler aus ihr hervorzaubern, und wir erlebten dankbar sein kleines Konzert in der Hoffnung, ihn später einmal in Deutschland auf seinem Flügel spielen zu hören.

Und diese Hoffnung hat sich auch erfüllt. Er und seine Frau haben uns in den folgenden Jahren viele schöne Stunden an stillen Abenden und an Festtagen mit ihrem herrlichen Klavierspiel zu vier Händen beschert.

Ein anderer wandernder Musikant kam zu uns, im bunten Hemd, kurzen Lederhosen, einen schweren Rucksack auf dem Rücken. Wir sahen ihm seine große Begabung als Konzertpianist damals nicht an: Rüdiger Stein-



C. Schickler 71

*Spiel auf der Saz* ▷

fatt. Er wollte allein und zu Fuß auf den Nemrud Dağ steigen. So zielstrebig er sich seine Klavierkonzerte erarbeitet hatte, so war er auch in die türkische Grammatik eingedrungen. „Die Vokabeln dazu schenkt mir das Land“, sagte er zu uns. Er hatte aber seine Kräfte nach einer langen, heißen Anreise überschätzt. Kurz nach dem Dorf Horik kehrte er wieder um. Doch er gab nicht auf. Nach zwei Ruhetagen im Lager stieg er zum zweiten Mal hinauf ins Gebirge und kam erfolgreich und glücklich vom Gipfel oben wieder zurück. Wir konnten Rüdiger Steinfatt später in Deutschland im Konzertsaal spielen hören, und er schenkte unserem Freundeskreis gern aus dem reichen Schatz seiner Klaviermusik ganz besondere Feststunden.

Manche Gäste waren geladen, manche kamen ungebeten, doch oft entstanden gerade aus einem unerwarteten Besuch freundschaftliche Bande über lange Jahre hinaus.

Ein fröhlicher, amerikanischer Photograph stand vor unserer Tür und bat, ihm zu einem Maultier und einem Führer auf den Nemrud Dağ zu verhelfen. Mein Mann forderte ihn auf, über Nacht in unserem Haus zu bleiben, früh um 4 Uhr sollte ihn dann schon der Treiber zu dem Ritt abholen. Das Abendessen verging im angeregten Gespräch, eine kleine Mitarbeitergruppe saß noch lange mit Henry Angelo-Castrillon bis zur miternächtlichen Stunde zusammen. Als mein Mann und ich um 5 Uhr morgens auf die Terrasse traten, war von einem Maultier nichts zu sehen, und wir glaubten, unser Photograph zöge schon hoch zu Roß dem Nemrud Dağ entgegen. Doch um 6 Uhr erschien er heiter und aufgeräumt am Frühstückstisch und meinte: „Um 4 Uhr war es doch noch zu früh. Ich gehe aber gleich mit Kadir zu dem Maultiertreiber herüber.“ Wir kamen von einem kleinen Gang auf die Yeni Kale zurück, Angelo-Castrillon saß noch immer vor einer Tasse Tee in lebhaftem Gespräch mit einem anderen Gast. Nun aber los! Er kam betroffen aus dem Dorf zurück. Der Maultierführer hatte nicht länger auf ihn gewartet, sondern war mit seinem Tier zur Arbeit auf sein weit entferntes Feld losgezogen. Gefällig half Kadir weiter bei der Suche nach einem anderen Maultier.

Da alle Männer inzwischen ihre Feldarbeit aufgenommen hatten, erschien ein vierzehnjähriger Junge, den wir bedenklich anschauten. Würde er schon einen guten Führer abgeben? Unser Gast schlug alle Warnungen in den Wind und wollte es auch nicht wahrhaben, daß es inzwischen recht heiß und zu spät für einen steilen Aufstieg geworden war. Frohgelaut nahm er Abschied. Etwas besorgt sahen wir ihm nach. Es war kurz vor dem Mittagessen geworden, die Hitze brütete auf unserer Terrasse, nur die Fliegen summten in der Stille. Plötzlich ertönte lautes Geschrei auf unserm Hof, aufgeregt und keuchend kam unser Photograph zurück. Dem Jungen war es nämlich bald leid geworden, das Maultier am Zügel zu halten, neben ihm herzulaufen und den Reiter bei einer unwegsamen Stelle zu unterstützen. Er konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mann es nicht gewohnt war, auf einem Maultier zu reiten und sich im Felsengelände zu bewegen. So hatte er das Tier, das sonst brav und folgsam war, alleine laufen lassen, blieb etwas zurück, plätscherte im Bach und schmitt sich einen neuen Stecken zurecht.

Unglücklicherweise wurde das Maultier von einer Bremse gestochen; denn plötzlich schlug es aus, bäumte sich hoch auf, warf seinen Reiter ab und stürmte ins Dorf zurück. Nicht nur Angelo-Castrillon schrie; denn er fürchtete vor allem für seinen kostbaren Photoapparat, der mit ihm am Boden lag, auch der Junge schrie laut, kümmerte sich nicht um den Amerikaner, sondern stürzte seinem Tier nach. Der arme Photograph kam schwitzend und humpelnd hinterher.

Zunächst mußte er auf einen Ritt zum Nemrud Dağ verzichten, nahm aber gern unsere Einladung an, im Lager zu bleiben und sich von dem Schrecken zu erholen. Wir verdankten ihm viele amüsante Geschichten und Reiseabenteuer, er liebte Land und Leute in der Türkei. Ursprünglich wollte er eine Reise in den Fernen Osten nur für acht Stunden in Istanbul unterbrechen, daraus waren acht Jahre geworden.

Nicht nur Einzelreisende kamen als Gäste in unser Grabungshaus, nein, allmählich schafften es auch Autobusse, auf den neu ausgebauten Straßen bis zum Fuß unserer Eski Kale vorzudringen, und kleineren gelang sogar die Auffahrt bis ins Dorf, so daß ganze Reisegruppen vor unserer Tür standen. Aber das Grabungshaus bot Raum für eine große Gesellschaft, und in der Küche gab es keine Probleme für ihre Verpflegung. Als wir mit 20 Freunden im Omnibus von Ankara zu einer Reise in die östliche Türkei aufgebrochen waren, bildeten die Tage in Eski Kâhta den Höhepunkt unserer Fahrt. Keiner hatte sich das Dorf so romantisch, den Ausblick von der Terrasse so großartig vorgestellt. Alle waren mit dem Feldbett, mit der Dusche und dem großen Topf voll Makkaroni zufrieden. Abends wurde das Programm für die Besichtigung der Ausgrabungen auf der Eski Kale, für die Yeni Kale und für den Ritt zum Nemrud Dağ bekannt gegeben. Mein Mann hatte nicht versäumt zu sagen, daß im Lager auch eine Waschmöglichkeit bestände. Wir hatten nämlich unsere Nachbarin Fatma als Wäscherin bestellt und ihr Waschmittel, einen Waschkessel, Leine und Klammern übergeben. Sie hatte sehr aufmerksam zugehört, als wir ihr das Waschen nach unseren Wünschen erklärten; denn es fehlte uns das rechte Zutrauen zu den Waschmethoden des Dorfes.

Oft, wenn wir auf einer Autofahrt am Fluß oder an einem Dorfteich haltmachten, sahen wir die fleißigen Frauen, wie sie am Ufer knieten und die gebündelte Wolle von ihren Schafen unermüdlich auf den nassen Steinen mit einem Holzknüppel schlugen. Der eigenen Bett- und Leibwäsche erging es nicht sanfter. Ist sie genügend durchgewalkt, wird sie über Dornhecken zum Trocknen ausgebreitet. Eine großartige Hilfe ist nach dieser Prozedur dann glücklicherweise die strahlende Sonne, sie scheint an den meisten Tagen des Jahres, sie trocknet, bleicht und tötet die Bakterien. Schon am Abend eines Waschtages brachte uns Fatma alle Wäschestücke sauber und trocken in das Grabungshaus zurück. Sie war jedesmal über ein Lob von uns glücklich und noch mehr über eine Zigarette zur Aufmunterung. Zu ihrem Kummer besteht ihr Ehemann darauf, den Waschlohn am Zahntag selbst in Empfang zu nehmen. Sie vertraute uns an, daß sie keinen Kuruş davon bekommt. So war ihre Freude groß, wenn ein Gast ein Ge-

schenk für sie aus dem Reisekoffer zog, ein Tuch, einen bunten Stoff oder ein Paar Schuhe, und sie flehte für jede noch so kleine Gabe Allahs Segen auf den Geber herab.

Mein Mann schilderte also Fatmas Diensteifer und fügte hinzu: „Legen Sie bitte alles, was Sie gewaschen haben wollen, möglichst gleich in den großen Korb im Vorraum. Schon vor dem Frühstück nämlich kommt Fatma und holt unsere Wäsche ab.“

Aber eine der Damen hatte den Anschluß verpaßt. Sie kam mit einem eleganten Sonnenkleid aus Frotteestoff aus ihrem Zimmer geeilt, als Fatma schon in ihre Waschküche zurückgekehrt war und die Gruppe sich auf dem Weg in das Ausgrabungsgelände in Bewegung setzte. Die deutsche Dame suchte sich um und erblickte Emins lächelnde, buntgekleidete Ehefrau vor ihrer Küchentüre stehen. Rasch entschlossen übergab sie ihr das gute Stück und machte ihr mit vielen Handbewegungen den Vorgang des Waschens und Aufhängens deutlich. Güliye nickte begeistert. Die verspätete Reisende beeilte sich, den Anschluß an die Gruppe zu bekommen und erzählte voll Stolz: „Es hat prima geklappt. Emins Frau war sehr freundlich und überhaupt nicht begriffsstutzig. Ich brauchte gar nicht erst hinter der Fatma herzulaufen.“

Doch man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Als wir von unserem Ausflug abends heimkehrten, stand Güliye strahlend am Hoftor, ihre beiden jüngsten Töchterchen an der Hand. Beide trugen leuchtend gelb-bunte Kittelchen aus Frottestoff. Die Mutter hatte sie mit Feuereifer sofort aus dem feinen Sommerkleid der deutschen Dame zurechtgeschnitten und fleißig daran genäht. Nun wollte sie uns zeigen, wie gut sie das Geschenk verwendet hatte. Die Herren, die im Lager zurückgeblieben waren und keinen rechten Einblick in die Sachlage hatten, berichteten, Güliye wäre so friedlich wie selten gewesen. Den ganzen Tag hätte sie mit einer Näharbeit auf der Terrassenmauer gesessen und fröhlich vor sich hingesummt



Güliye mit ihren Kindern am Hoftor ▷

# XVI. Der Maler und seine Modelle

Zweimal hatten wir die Freude, daß das Künstlerchepaar Alexej und Katharina von Assaulenko bei uns zu Gast waren, sie teilten wochenlang unser Leben im Zeltlager und später im Grabungshaus mit uns. Es verging kein Tag, an dem uns Alexej von Assaulenko nicht an seinem malerischen Erlebnis teilnehmen ließ. Oft habe ich auf der Terrasse gespannt nach ihm Ausschau gehalten und entdeckte ihn dann auf seinem Maultier, wie er von seiner Malarbeit in der freien Natur zurückkehrte, über die kleine Brücke ritt und uns fröhlich ein großes weißes Blatt entgegenschwenkte, seine Skizze, auf der die Farben noch nicht getrocknet waren.

Aber: Aller Anfang ist schwer, und so tauchten auch bald nach der Ankunft der Malerfreunde Probleme auf, mit denen wir nicht gerechnet hatten. Der Künstler stimmte mit meinem Mann darin überein, das Malerische, Einzigartige von Land und Leuten festzuhalten. Ihn interessierte nicht die Architektur von Menschenhand, sondern die unverbildete Natur. Kaum angelangt, geriet er in Begeisterung über die schönen ernsten Menschen, die im Dorf lebten. Er sah sich von interessanten Modellen umgeben: die Männer mit den dunklen Haaren und den scharfgeschnittenen Gesichtern, die Frauen in der bunten, malerischen Kleidung, die sanften, geschmeidigen Kinder. Aber ach, die Freude war nicht gegenseitig! Abweisend und ängstlich warfen alle unsere Dorfbewohner den Kopf zurück, wenn mein Mann ihnen vorschlug, ein paar Stunden nichts anderes zu tun als still vor der Staffelei des Malers zu sitzen und dafür noch bezahlt zu werden. Das strenge Gebot des Islam: „Du sollst dir kein Bildnis machen“, flößte ihnen Angst ein; Frauen, die nie außerhalb ihres Hauses ein Wort mit einem Fremden wechselten, fürchteten den beobachtenden Blick des Künstlers, der stundenlang auf ihnen ruhte. Ihre Häuser waren mit Teppichen, Kelims und Stroharbeiten geschmückt, aber unter einem Gemälde oder einem Portrait konnten sie sich nichts vorstellen, es besaß keinen künstlerischen Wert für sie. Wie sollten wir ihr Vertrauen gewinnen, wie konnten wir sie bewegen, dem Maler Modell zu sitzen?

Da bot uns Alexej von Assaulenko an, zuerst ein Bild von unserer Tochter Susanne zu malen. Er wählte den Platz unter dem Feigenbaum, dort war es still und kühl. Natürlich stellten sich Neugierige ein, das war genau das, was der Maler wollte, sie sollten ihre Scheu verlieren. Unter den stau-

nenden Augen der Zuschauer nahm das Bild Gestalt an. Das junge Mädchen im blau-grünen Kleid wurde ein Teil des Himmels und der belaubten Bäume, der weiße Schleier und der weiße Saum des Gewandes nahmen die Gischt des Wasserfalls auf, es wurde ein lebendiges, anmutiges Porträt, das allgemeine Bewunderung fand. Die Hoffnung des Malers erfüllte sich, er hatte mit dem Porträt von Susanne das erste große Mißtrauen überwunden. Bald erbot sich unser Şevket, der Aziz in der Küche half, dem Maler Modell zu sitzen. Der große, schöne Sohn des Müllers war ein frommer Mohammedaner, ein echter Bewohner der Berge. Ein hartes Leben und der Kampf mit der Armut haben seinem Gesicht den frühen Ernst und den Augen die anklagende Trauer verliehen. Den festen Umriß dieses Kopfes stellte der Maler gegen die helle Felswand. Er wollte ihn stärker herausmodellieren, anders als die Gestalt des jungen Mädchens, das er mit der umgebenden Natur zusammen dargestellt hatte. Mit großer Freude arbeitete er an diesem männlichen Bildnis, im Versenken in diese Züge gewann er erstmalig den Zugang zu dem Wesen der Bevölkerung.

Als nächster meldete sich der alte Mehmet im Felsenatelier, das dem Maler am Vormittag Schatten bot. Dieses eindringliche, lebendige und wahrhaftige Bildnis ist uns allen besonders lieb geworden, es erschien auf dem Einbanddeckel unseres Buches „Kommagene, ein wiederentdecktes Königreich“. Wenn spätere Besucher, die das Buch kannten, unsern alten Mehmet mit seinem zerfurchten Gesicht unter dem roten Turban, mit den brunntiefen dunklen Augen in unserm Grabungshaus trafen, riefen sie: „Da kommt ja das Titelbild!“

Als das Porträt vollendet war, sagte Aziz, unser Koch, ein weises Wort dazu: „Nun hat der kleine Hammo zwei Väter, der eine bleibt bei uns in Eski Kâtha, den anderen nimmt der Maler mit nach Deutschland.“ So wirkte hier noch der alte Märchenglaube weiter, daß derjenige, der ein Bild eines Menschen an sich bringt, ihn auch wirklich in seiner Nähe hat und womöglich Macht über ihn besitzt.

Danach stellte sich Aziz selbst dem Maler. Ihm fiel der Entschluß nicht schwer, er hatte nur etwas abgewartet. Da er ja schon jahrelang fern von seinem Dorf in Adana lebte, waren ihm aus den Geschäften der Stadt photographische Aufnahmen, Drucke und gemalte Bilder nichts Neues mehr. Er blickte heiter und gelöst und genoß das Sitzen im Gartenstuhl vor der Staffelei mit sichtlichem Behagen. Gleich ihm erschienen bald unsere treuen Lagerwächter Osman und Ramazan, ihren Vorderlader auf den Knien.

Auch die Entstehung dieser beiden Porträts verfolgten wir mit Bewunderung und Freude. Aufmerksam und genau so gespannt wie auf seinem Wachposten blickte Osman die Beschauer an. Schön war sein Gesicht nicht zu nennen, aber Redlichkeit und eine gute Beobachtungsgabe sprechen aus ihm. Überlegen und gelassen saß Ramazan dem Maler gegenüber. Er kannte jeden Weg im Gebirge und war ein leidenschaftlicher Jäger. Wenn ich sein Porträt ansehe, fallen mir immer die Verse Lenaus ein, der die drei Zigeuner liegend an einer Weide trifft, die ihn lehren, wie man das Leben verspielt, verraucht und es dreimal verachtet. Es findet sich etwas von dem

„über dem Schicksal stehen“ eines Menschen in Ramazans Haltung, den das Leben hart angepackt hat, aber nicht zerbrechen konnte.

Vergeblich warteten wir, daß sich Emin im Felsenatelier einstellte. Mit schrägem Blick hatte er abends die fertigen Bilder seiner Freunde und das seines Bruders betrachtet, aber er sagte nichts dazu. Alexej von Assaulenko drängte meinen Mann: „Könnten Sie nicht mit Emin sprechen, daß er sich malen läßt? Sein Charakterkopf würde ein besonders gutes Porträt abgeben.“ Also rief mein Mann Emin zu sich und fragte ihn, ob er nicht auch für den Maler Modell sitzen wollte. Emin sah ihn schwermütig an: „Solch ein Bild von sich malen zu lassen, ist eine große Sünde, Doktor Bey. Aber wenn es Ihr Wunsch ist, dann werde ich Ihnen zuliebe diese Sünde auf mich nehmen.“ „Nein“, sagte mein Mann sofort, „Du mußt tun, was du für recht hältst. Du kannst mir helfen, du kannst mit mir arbeiten und du kannst mir auch etwas zuliebe tun. Aber eine Sünde darfst du meinetwegen nicht auf dich nehmen.“ Erleichtert ging Emin an seine Arbeit. Der Maler war enttäuscht, doch mein Mann bereute seine Antwort nicht. Im folgenden Winter wurde Emins Frau sehr krank. Womöglich hätte er uns und sich die Schuld gegeben, wäre sein Porträt in die Reihe der Kommagene-Bilder mit aufgenommen worden.

Ähnlich, aber temperamentvoller reagierte Emins Onkel Ali. Irgendeine unsichere Nachricht, daß man im Lager auch Geld verdienen konnte, wenn man nichts tat als auf dem Felsenboden ruhig sitzen zu bleiben, trieb ihn zu meinem Mann, und er bat um einen solchen vorteilhaften Arbeitsplatz. Alexej von Assaulenko war Feuer und Flamme, als mein Mann ihm sein neues Modell vorstellte, holte Farben und Staffelei und begann sofort die Umrisse vorzuzeichnen. Schläfrig und verdrossen saß der alte Hirte mit seinem dichten schwarzen Bart, in seinem Wettermantel aus Filz und mit der breiten bunten Leibbinde vor der Kulisse der drohenden Berge. Er sagte nichts – der Maler sagte nichts, – und so verging der Vormittag. Ein Junge kam vorbei, blickte auf das Kunstwerk und flüsterte hämisch dem Alten etwas zu.

Wie von einem Skorpion gestochen sprang Ali auf, zog sein Messer und schrie: „Zu welch einem Teufelswerk habt ihr mich hierher gesetzt? Allah strafe euch! Mich seht ihr nicht mehr wieder!“, nahm seine Decke, auf der er gesessen hatte, und sprang in langen Sätzen den Berg hinunter. Unerbittert beobachtete der Künstler diesen Wutausbruch, ja, er hielt die zornige Gebärde, mit der Ali nach seinem Messer griff, für immer im Bilde fest.

Noch viel schwieriger als ein männliches Modell war ein weibliches zu finden. Mustafas Großmutter stimmte endlich nach langem Zögern zu. Sie war schon so alt, daß ihr Gesicht fast so verwittert und steinern wirkte wie der öde Felsenhang im Hintergrund. Alexej von Assaulenko hatte ihre gebeugte, greisenhafte Gestalt symbolhaft für die Armut und Schicksalsergebenheit der ländlichen Bevölkerung wiedergegeben. Trotz aller Anerkennung, die dies Bild einer alten Frau fand, lockte es ihn, danach das Porträt einer jungen Mutter oder eines jungen Mädchens zu malen. Doch da halfen

keine Bitten und Versprechungen, entweder scheuten sich die jungen Frauen, oder es wurde ihnen von ihren Männern verboten, vor unserm Künstler zu sitzen. Die kleine zwölfjährige Azzet stand schließlich gehorsam gegen die Felswand gelehnt, wie immer halb scheu, halb zutraulich. Der Künstler hat das Wesen des Naturkindes überzeugend eingefangen, das noch keine Pose kennt. Azzet bekam eine schöne Schürze und Bonbons zur Belohnung, ihre Schwester Emine später eine bunte Kette, weil sie sich ebenso brav in den Ruinen der Burg malen ließ.

Nach den Tagen im Felsenatelier drängte es unseren Maler heraus in die gewaltige sonnenbeglänzte Landschaft. Doch auch hier boten sich nicht einfach leicht zu bewältigende Motive an. Der Künstler brauchte Zeit, um sich in seine Umwelt zu vertiefen, er suchte einen inneren Kontakt mit ihr. Ihre Farben und ihr Licht waren vollständig anders als in Europa, er mußte hier anders sehen und andere Farben auf seiner Palette wählen. Die Sonne war stechend und gleißend, oft wehte der Höhenwind den Schirm um, der die Staffelei beschatten sollte. Doch allen Widrigkeiten zum Trotz gelang es, die kommagenische Gebirgswelt auf die Leinwand zu bannen.

Alexej von Assaulenko war stets der erste am Frühstückstisch. Innerlich ungeduldig auf die Aufgabe des Tages, strahlte er doch Frohsinn und Energie aus. Eine frischpräparierte Leinwand, die gereinigten Pinsel, ein Malkasten, Palette, Feldstühlchen, ein Sonnenschirm, eine Feldflasche mit dem geliebten „kara çay“, dem schwarzen Tee, Zigaretten und Vitamintabletten bildeten sein gewohntes Gepäck. Frau von Assaulenko trug Buch und Schreibzeug in der Hand. Vom Morgen bis zum Abend saß sie zuschauend oder lesend neben dem in seine Arbeit vertieften Künstler, um mit ihm das Erlebnis seiner Entdeckung zu teilen und auf seine Bequemlichkeit zu achten.

Manchmal wurde ich gebeten, das Malerhepaar zu begleiten, und diese Ausflüge zähle ich zu meinen schönsten Erlebnissen. Ich konnte vielleicht etwas helfen, konnte mit meinen Sprachkenntnissen die Zuschauer bitten weiterzugehen, wenn sie allzu lange stehen blieben und anfangen zu schwatzen und zu kichern. Ich konnte auch einmal ein Kind mit einer Botschaft ins Lager absenden. Aber eigentlich war ich die Beschenkte, da ich miterleben konnte, wie ein Kunstwerk entsteht, wie der Maler das Wesentliche und nicht nur den Augenblick festzuhalten versteht.

Im Lager wirbelte noch die Aufbruchsstimmung des Sommermorgens. Kaum kletterten wir drei aber die Schlucht zur Brücke herab, wo sich der Fluß durch die Felsen zwängte, breitete sich die Stille der Frühe um uns. Hatten wir einen weiten Weg vor uns, erwartete uns ein Maultierführer; sonst gingen wir weiter zu Fuß. Fast hatten wir Lust, uns gleich am Flußufer niederzulassen, dicht an einem großen Maulbeerbaum, von dessen Ästen eine Tierhaut, gefüllt mit Milch, an Seilen herabhing, die zwei buntgekleidete Frauen im gleichen Rhythmus hin- und herstießen, um Butter zu

*Frauen an der Butterschwinge* ▷



gewinnen. Aber nein, hier war das Licht am Morgen nicht günstig, wir wollten am Abend wiederkommen.

Meine Blicke glitten über die Felsenhalden, hinauf zu dem armseligen Dorf und zu der hochragenden Burgruine. Die Landschaft war mir nun schon vertraut, und doch bewegte sie mich von neuem jeden Tag durch ihre strenge Schönheit. Was mochte in dem Maler vorgehen? Mit anderen Augen sieht er ja Formen und Gestalten, mit Augen, die ständig sichten und entscheiden, anders wie bei uns Gedankenmenschen. An welcher Stelle wird er heute anhalten und dem Anruf der Berge standhalten? Wie wird er dem Pinsel sein inneres Erleben, den Zusammenklang der Farben, des Lichtes und die Weite des Raumes übertragen?

Es ging weiter über das holprige Pflaster der Dorfstraße bis zu dem Brunnen an der Moschee, wo wir kurz rasteten. Hier unter den Bäumen, mit dem Blick auf den wildzerklüfteten Burgberg hatte der Maler gestern gearbeitet, heute drängte es ihn aus den Häusern hinaus, den Berg hinunter an den glitzernden Fluß, der die Enge der Berge verlassen hat und durch ein grünes Tal in einem breiten Geröllbett dem Euphrat zuströmt. Weinberge und Gärten breiten sich an seinen Ufern, und die Bauern begleiteten uns mit ihren Eselchen, um die Felder in der Flußniederung zu bestellen. Frauen kamen aus dem Schatten der Rebstöcke und trugen uns in ihren Schürzen süße, dunkelblaue Trauben entgegen. Unser Maultiertreiber und Kadir planschten lachend und spritzend neben uns her, die bauschigen Hosen heraufgeschoben. Als wir dann einen Platz im Baumschatten mit dem Blick auf den mächtigen Gebirgsstock des Nemrud Dağ gefunden hatten, alle Geräte aufgestellt und ausgebreitet waren, stärkten wir uns erst einmal mit einem Schluck Tee. Und dann fiel alle Unruhe von uns ab, die uns bei der Suche nach einem idealen Standort erfüllt hatte. Leicht war es nicht gewesen ihn zu finden, bevor das Licht allzu mittäglich wurde. Mit raschen Schritten hatte Alexej von Assaulenko immer wieder eine Uferböschung erklettert oder eine Flußbiegung überquert, ehe er sich zum Bleiben und Malen entschied.

Nun war es beschlossen, und er ließ die Umgebung in sich eindringen. Wir saßen auf unsern Feldstühlchen, den Fluß zu unseren Füßen, und sahen in das große Berg- und Himmelstheater hinein. Während ich mich entspannt und zufrieden dem Schauen hingab, begann für den Maler die große Anstrengung, die entscheidende Arbeit des Tages. Seine Blicke schienen die Höhenlinien und Farben festzusaugen, nach minutenlanger Stille hob sich die rechte Hand, und der weiche Kohlestift glitt rasch und sicher über die weiße Leinwand. Kaum erschienen die Umrisse der Landschaft, griff er zum Pinsel und zur Palette. Zu sehr bedrängten ihn die Eindrücke, trieben seine Hand rastlos voran und ließen ihn die nächste Umgebung vergessen. Erst nach einer Stunde lehnte er sich zurück, lächelte, bat um Tee, zündete sich eine Zigarette an und erklärte uns Anlage und Ziel seines Bildes. Jetzt, da er den ersten Beginn gewagt hatte, wußte er, daß es die richtige Wahl für diesen Tag war und daß er nun vollenden konnte, was schon Gestalt in ihm gewonnen hatte. In gleichmäßigem, ruhigem Schaffen gingen die Stunden weiter.

Spiegelte sich die Schau des Malers in seinen Bildern wider, so gaben mir die Aufzeichnungen seiner Frau Katharina einen Einblick in die Tiefe ihres Erlebens und in ihr künstlerisches Einfühlungsvermögen. Sie schrieb darin:

„Wenig fruchtbare Erde. Wüstenhaftes Gebirge. Kleine Siedlungen. Nomaden, vereinzelt Reiter, Schafherden im Schatten eines einsamen Baumes. Im Dorfschmutz viele Kinder. Das Minimum an Lebensbedingungen und schwere Arbeit. Die Natur erscheint erbarmungslos, doch wird alles unter der glühenden Sonne gereinigt und geheiligt. Und das ist das Leben hier. Der alte Hirte, langbärtig, weiß gekleidet, steht kerzengerade auf einem Berg, den Blick in die Ferne gerichtet, ungeachtet der Hitze der Mittagszeit, welche für uns Fremde unerträglich ist. Oft kniet er nieder und beugt sich mit der Stirn zur Erde. Dieser Mensch im Gebet, mitten in der Natur, ist eine Erscheinung der Ehrfurcht und Ergebenheit.

Der freie Entschluß ist die ergreifende Größe der Seele in diesem Bild. Er ist eine biblische Gestalt. In der gleichen Natur lebten damals die Erzväter. Die Einfalt dieser Natur offenbarte den Menschen *einen Gott* und die Gesetze des Moses. Das war die Blume des Geistes.

Auch diese Menschen hier besitzen sie, wenn auch in einem anderen Erschauen der Gottheit. Und nur diese Blume allein erhebt sie, trotz ihres erdverbundenen Lebens, über das Primitive hinaus. Die Blume ihres Geistes ist ihre Kraft, ihre Würde, ihre Gewißheit, daß das Leben so wie es ist, der Wille Gotte sei, ...

Waren wir ohne Begleitung und begegnete uns ein Mann oder ein Knabe, so ließ er seine Last am Wegrand stehen, nahm uns unser Gepäck ab und begleitete uns an unser Ziel, ungeachtet dessen, daß er schon einen mühevollen Weg hinter sich gebracht hatte. Diese Hilfe konnten wir nicht ablehnen. Zuerst meinten wir, daß diese Menschen sich etwas damit verdienen wollten; denn sie leben arm.

Aber rasch merkten wir zu unserer Beschämung, daß wir viel zu materiell gedacht hatten. Der uns erwiesene Dienst ist die Bezeugung ihrer Gastfreundschaft.“

Diese Gastfreundschaft empfand Frau von Assaulenko besonders lebhaft, dadurch sprachen die Menschen zu ihr auch ohne Worte.

„Auch dem Gast in ihrem Hause geben die Dorfbewohner ihr Letztes – und sie haben so wenig! Selbst bei der Geste, dem Gast die Hand zu küssen, ist nichts von Unterwürfigkeit an ihnen. Es ist die Zeremonie der Gastfreundschaft. Der Mensch behält Anmut und Würde, er wirkt frei, unmittelbar und doch in weite Ferne gerückt. Wie das Bild des Menschen, der einst im Paradiese lebte.“

Und ein andermal schrieb sie:

„Des Menschen Leben ist hier einfach wie in grauer Vorzeit, doch nicht ohne Größe, weil der Mensch den Mut hat, so zu leben und zu sterben, wie die Natur es von ihm verlangt.

Auf der Eski Kale ist noch heute das alte Gesetz der Götter und Könige dieses Landes aus der Inschrift an der Felswand, die zwei Jahrtausende

alt ist, zu vernehmen. Die Menschen von heute kennen dieses Gesetz nicht, aber so wie sie ihre beschwerlichen Wege gehen, reiten, wie sie ihre Lasten tragen, wie sie ihr Leid erdulden, wie ihre Erscheinung ist – schlank, wach und schnell in der Bewegung – hat man die Vorstellung, als seien sie immer noch nach uraltem Gesetz ihrer Götter gemeißelt, und als ob diese Götter heute noch für sie die Freude zum Leben spenden. Ganz gleich, wie schwer auch das Leben in dieser Natur sein mag, ist ihre Liebe zum Leben nicht geringer als anderswo, da die Natur den Menschen in Überfülle beschenkt.

Sie haben hier köstliches Wasser, etwas Brot, wenige Tiere, die mit ihnen leben und ihnen das Leben ermöglichen, etwas Grün am Fluß, Schatten am Felsen, Steine und Lehm, aus welchem sie ihre Häuser bauen können.

Die Luft ist rein, sie trägt das Lied so weit, daß selbst die längst entschlafene Gottheit es noch hören kann. Wie sollte denn dieser Himmel hier weniger wunderbar sein für sie als für andere Menschen der ihrige.

Auch ein Fremder ist von alledem gefangengenommen, was man hier in dem großen Schweigen vernehmen kann, nämlich, daß das Leben als solches seinen wunderbaren Sinn hat, allein nur darin, daß der Mensch nach Wasser, nach einer Traube sucht.

Er kann mit stolzer Geste die Traube und das Wasser einem anderen reichen; denn es ist köstlich, was er da gibt! Er gibt aus vollem Herzen; er ist im Geben wie ein König. In diesem Geben ist seine Vollendung, einfach – unantastbar.“

In zwei Sommern ist ein wunderbarer Bilder-Zyklus-Kommagene entstanden, in dem der Maler die Größe und Bedrohung der Landschaft erfaßt hat. Wenn wir die Bilder betrachten, die Dörfer unter dem Schatten der Berge, die heiße leere Dorfstraße, die Menschen, die über den mittelalterlichen Brückenbogen wandern, dann werden alle schönen Stunden wieder wach, und wir wünschen uns in diese Stille und Einsamkeit zurück.

## XVII. Ärztliche Hilfe nah und fern

Eine wirkliche Sensation für das Dorf bedeutete es, als Herr und Frau Hellenkemper mit ihrem Wohnanhänger, dem ersten Wohnwagen, der über die Römerbrücke zu uns gefahren ist, eintrafen. Staunend liefen zuerst die Kinder mit ihren Ziegenherden herbei. Der schwere Anhänger konnte natürlich nicht den steilen Berg hinauf ins Dorf geschafft werden, und so ließ ihn der Doktor am Fluß zurück und fuhr allein mit dem Personenwagen zum Grabungshaus. Unten blieb ein Wächter mit einer langen Flinte zum Schutz. Doch jedesmal, wenn Frau Agnes Hellenkemper in ihrem Wagen ein wenig herumwirtschaftete, lud sie auch freundlich die neugierigen Dorfbewohner, die sehnsüchtig zu dem Wunderwagen herüberschauten, ein und führte sie in das Innere, wo Tisch und Bänke, Wandschränke und die kleine Küche sehr chrfurchtsvoll bestaunt wurden. Als wir nach Jahr und Tag mit unserm Chauffeur Mustafa aus Eski Káhta das Ehepaar Hellenkemper in Wesseling besuchten und an der Haustür die Klingel drückten, rief Mustafa ganz verblüfft: „Ja, hat denn der Doktor auch ein Haus? Ich dachte, er wohnt in dem großen Wagen!“

Ein Arzt war besonders willkommen in unserem Lager. Mein Mann hatte es sich überlegt, unsere Arztfreunde zu bitten, ihre Ferien bei uns zu verleben, und bot ihnen mit einer Begleitperson freien Aufenthalt für drei bis vier Sommerwochen im Lager an. Dabei sollte der Arzt als Gast nur über dem Gesundheitszustand der Mitarbeiter wachen und bei akuten Verletzungen in unserer Umgebung helfend eingreifen. Wir hatten eine Lagerapotheke mitgebracht und setzten eine Sprechstunde fest, in der jeden Tag zahlreiche Patienten mit Kopf- und Halsschmerzen, mit Durchfall oder Blasen an den Füßen erschienen, solche, die vom Maultier geschlagen oder sogar von einem Skorpion oder einer Schlange gebissen worden waren.

So hatte der Doktor in den frühen Vormittagsstunden reichlich zu tun, aber es blieb ihm doch zum Glück Zeit für seine eigenen Interessen, für Photographieren, Filmen oder für einen schönen Ausflug. Jeder der Ärzte und Ärztinnen, die ihre Ferien bei uns verbrachten, nutzten sie auf ihre Weise. Besonders interessierten sie auch die Krankheiten im Dorf, die nur selten in Europa auftraten: die Augenkrankheiten der Kinder, die Malaria. Immer wieder bewunderten sie die rasche Genesung bei ihren Patienten, die nicht nur eine gute Heilhaut hatten, sondern auch auf jede Medizin sofort

positiv reagierten, da sie noch nicht durch Tabletten und Spritzen abgestumpft waren.

Fast legendäre Berühmtheit erlangte Hubert Gers-Ossenbecks Behandlungsmethode, der als erster Grabungsarzt die damals kleine Expedition begleitete, die ein sehr primitives Zeltlager bewohnte. Er kam aus einem niedersächsischen Bauerngeschlecht, war im Krieg Sanitäter gewesen und wußte sehr genau, wie man dem Volk „aufs Maul schauen“ muß. Die türkische Sprache zu erlernen, war ihm zu umständlich; denn er wurde auch auf westfälisch Platt mit seinen Patienten fertig: „Na, dann treck di man ut, min Jung“, sagte er gemütlich zu einem Burschen, der ängstlich vor ihm stand, und siehe da, der zog gehorsam sein Hemd über den Kopf. Nur für sein notwendigstes Hilfsmittel, für heißes Wasser, das er oft von der offenen Feuerstelle anfordern mußte, wollte Ossenbeck das türkische Wort wissen: „Sıcak su“ – sidschak su – sprach ihm mein Mann langsam vor. „Eine herrliche Sprache“, rief der Doktor, „ganz einfach zu merken: Zick, zack, zu!“ Vergeblich machte ihm mein Mann klar, daß heißes Wasser türkisch ausgesprochen anders klingt. Aber Ossenbeck ließ sich nicht beirren, und er kam gut damit aus. Aziz am Herd „spurte“ sofort, wenn das Kommando „Zick, zack, zu!“ erschallte, und allmählich übernahmen alle im Lager das bequeme Wort.

Bei einem gemeinsamen Ritt in die Berge langte die deutsche Gruppe in einem Dorf an und wurde freundlich in dem Haus des Bürgermeisters aufgenommen. Als der Tee getrunken war, flüsterte der Gastgeber angelegentlich mit meinem Mann. Sein Nachbar hatte gehört, daß ein Arzt unter den Gästen war, und er bat ihn, zu seiner kranken Frau zu kommen. Der Doktor stand auf und ging mit dem Bauern zur Tür hinaus. Nach ein paar Minuten kam er wütend zurückgelaufen: „Das ist hier ein dämliches Volk“, rief er, „die können nicht einmal ihre eigene Sprache. Da rufe ich doch dauernd ‚Zick, zack, zu!‘, aber keiner kommt und bringt mir heißes Wasser!“

An einem frühen Morgen stand der alte Mehmet vor dem Arztzelt. Seine dunklen Augen schienen vom Leid der ganzen Welt erfüllt. Flehend hielt er ein Böckchen auf dem Arm, ein Ziegenböckchen, das im Frühjahr geworfen, von ihm mit Sorgfalt aufgezogen worden war; denn er hoffte es als starkes Tier in der Stadt zu verkaufen. Nun war es von einer Schlange gebissen worden. Der Arzt knurrte ärgerlich, als mein Mann ihn um die rettende Serumspritze bat: „Ist unser kostbarstes Serum für Menschen oder für Ziegen da?“ Aber dann konnte auch er sich nicht dem Jammer in dem zerfurchten Gesicht des alten Mannes verschließen. „Na, dann mal her!“ Tief senkte er die Spritze ein, während Mehmet die Tränen über das Gesicht liefen. Aber es hellte sich auf in den nächsten Tagen. Das kleine zotige Tier wurde wieder gesund.

Weniger glücklich war unser Arzt mit der zweiten Spritze seines Schlangenserums. Zitternd und weinend kam ein Elternpaar und brachte seine



*M. Schö 21*

*Mehmet trägt sein krankes Ziegenböckchen zum Doktor ▷*

kleine Tochter, die von einer giftigen Viper in den Fuß gebissen war. „Fragen Sie die Eltern“, sagte Ossenbeck zu meinem Mann, „wann das Unglück passiert ist.“ „Vor drei Stunden“, gaben sie zur Antwort, und der Doktor berechnete danach die Menge seines Medikamentes. Die Eltern trugen ihr Kind in das Dorf zurück, aber am Abend schollen die Totenklagen in das Zeltlager herüber. Unser Doktor war tief unglücklich. Es stellte sich heraus, daß das Mädchen schon am Vortag von der Schlange gebissen worden war. Die unvernünftigen Eltern hatten es nicht gestanden, aus Furcht, der Arzt würde ihnen sagen, daß sie zu spät gekommen wären. Hätten wir das Kind nur im Lager behalten, vielleicht wäre es doch noch gerettet worden? Seither behielten wir ähnliche Fälle bei uns im Lager zur Beobachtung oder brachten sie nach der ersten Spritze mit unserm Jeep sofort in das Krankenhaus von Adiyaman.

Besonders schwer hatte es Ulrich Lesche, als er schon in den ersten Tagen einer Grabungskampagne einen schwerkranken Mitarbeiter behandeln mußte. Leider hatte sich das Eintreffen der Kiste mit den Medikamenten aus dem Zoll in Iskenderun verzögert. „Meine Medikamente werden nicht ausreichen“, sagte er unglücklich, als er am Feldbett des Patienten saß, der unter seinem Moskitonetz fast ohne Bewußtsein lag. Es war Ernst Preuscher, ein älterer österreichischer Geologe, der sich bereitgefunden hatte, die umgebenden Bergzüge von Eski Kâhta auf ihre Gesteinsart hin genau zu untersuchen. Aus seiner heimischen Alpenwelt an große, anstrengende Wanderungen gewöhnt, war er bedürfnislos und von unermüdlichem Interesse. Ein Gang mit ihm in die höher gelegenen Felsen, als er mir die „Kalktaschen“ zeigte, aus denen man vermutlich in antiker Zeit das Eisen schürfte, ist mir in bleibender Erinnerung. Aber er hatte sich bei uns zu viel zugemutet. Nach seiner Ankunft – er war tagelang im heißen Eisenbahnwagen gereist – gönnte er sich keinen Ruhetag, sondern zog in seinen Bergstiefeln, doch ohne eine Kopfbedeckung, sechs Stunden am Vormittag ins Gebirge und wanderte nach kurzer Mittagsrast noch einmal die Steilhänge herauf. Am dritten Tag brach er zusammen. Es war ein Sonnenstich mit schweren Verdauungsstörungen.

„Es gibt noch eins“, sagte schließlich unser Arzt entschlossen, „und ich will es versuchen: die Eigenblutspritze. Wir haben sie im Krieg angewandt, wenn wir kein Medikament mehr zur Verfügung hatten.“ Und es gelang! Langsam, sehr langsam genas Preuscher. Der Arzt hielt auf strenge Diät, nur Haferflocken und Tee waren erlaubt. „Gerad das hab ich mein Leben lang nicht gemocht!“ wehrte sich der Kranke. Aber unsere Tochter unterstützte den Doktor und flößte dem Patienten mit stillem Zureden einen Löffel nach dem anderen ein. Als Ernst Preuscher gesund wurde, konnte er den Arzt nicht genug loben: „Unser Doktor ist ein Engel“, rief er uns zu und sagte jedem, der später im Lager eintraf: „Tun Sie alles, was der Doktor sagt! Gehen Sie nie ohne Kopfbedeckung in die Sonne!“ Aber das ordnete der Arzt auch ohnedies an. Wer ohne Kopfbedeckung angetroffen wurde, mußte 20 DM Strafe in die Lagerkasse zahlen.

War schon Ernst Preuscher widerspenstig gegen eine Naturbehandlung mit Fasten und Haferflocken gewesen, so wollten unsere einheimischen

Arbeiter erst recht nichts davon wissen, sondern lieber eine Schachtel mit Tabletten schlucken oder gespritzt werden, wenn sie unseren Arzt aufsuchten. Sogar Emin, der uns doch sonst immer fest vertraute, enttäuschte uns durch Unvernunft. Kadir hatte am Morgen den Vater entschuldigt, er wäre sehr krank geworden und läge zu Hause im verdunkelten Zimmer. Der Arzt und mein Mann besuchten ihn, forderten erst einmal freundlich eine ganze Gruppe von teilnehmenden Nachbarn auf, das Zimmer zu verlassen, die als Trost um Emins Lager hockten, verordneten ihm eine Fiebertablette und rieten ihm zu fasten, zu schlafen und keine Besuche zu empfangen. „Habt ihr keine Spritze für mich?“ fragte der Patient mürrisch. „Aber Emin, wir müssen doch erst einmal abwarten, vielleicht ist morgen das Fieber schon wieder heruntergegangen.“ Aber Emin tat so, als wollten wir unsere kostbaren Spritzen für uns behalten und ihn verhungern lassen. Trotzig drehte er sich gegen die Wand. Ohne Urlaub zu nehmen fuhr er am nächsten Morgen früh mit dem kleinen Bus in die Stadt und kam stolz zurück. Der Arzt dort hatte ihm sofort eine Spritze verabreicht. Sie schien Wunder gewirkt zu haben; denn Emin fühlte sich so gut danach, daß er sich nach dem ungerne eingehaltenen Fasttag in dem neuen Lokal der Stadt ordentlich sattgeessen hatte. Aber das Hochgefühl dauerte nur einen Tag, dann kam die Krankheit mit erneuter Heftigkeit zurück: Erbrechen, Fieber, quälende Kopfschmerzen.

Emin war zu stolz, um uns den Rückschlag einzugestehen. Er suchte einen anderen Ausweg. Ein Nachbar ritt stundenweit ins Gebirge und brachte eine weise Frau ins Haus. Natürlich erfuhren wir nur durch Dritte von diesem Besuch und konnten uns denken, daß sie die üblichen Mittel angewandt hatte: Segenssprüche in einem Tuch eingenäht über dem Herzen zu tragen, Einreibungen unter geheimnisvollen Murmeln. Die Stimmung im Haus war schlecht, der Kranke stand langsam wieder auf, aber er bot mit seinem trübselig schleichenden Gang einen kläglichen Anblick. Noch ehe er wieder hergestellt war, brachen wir mit allen Mitarbeitern zu einem größeren Ausflug auf, um die Ausgrabungen am Euphrat zu besuchen.

Bei unserer Rückkehr erreichten uns schon in der Kreisstadt die ersten Nachrichten aus Eski Kâhta. Leider waren sie schlecht. Die Gendarmen hatten unsern Emin in Handschellen abgeführt. Es lag eine Anzeige gegen ihn vor, daß er seine älteste Tochter unter dem gesetzlichen Heiratsalter verheiratet hatte. Die Ehe war nur vor dem Hoca, nicht vor den Behörden in der Stadt geschlossen worden. Nun war der Schrecken groß und guter Rat teuer.

Unser Haus schien ausgestorben. Emins Frau Güliye hatte mit dem Säugling auf dem Arm ebenfalls die Fahrt in die Stadt angetreten, wohnte dort bei Verwandten und suchte täglich ihren Mann im Gefängnis auf. Die Großmutter hütete die verschreckten älteren Kinder. Emins Bruder Aziz, unser Koch, hatte uns einen kalten Herd hinterlassen und befand sich auf wichtiger Suche. Er wollte ein ärztliches Attest beschaffen, in dem bescheinigt wurde, daß die Hochzeit nur symbolisch vollzogen worden war und daß sich Azzet noch im Zustand der unberührten Jungfräulichkeit befand. Der Amtsarzt war auf einer Inspektionsreise, Aziz folgte ihm hartnäckig.

Die Fürsprache meines Manes bei dem Richter in der Stadt schien erfolglos: „Und wenn der Vater noch so zuverlässig und unbescholten ist, er hat sich in diesem Fall gegen das Gesetz vergangen, das uns gebietet, ein junges Mädchen vor den verfrühten Aufgaben und Pflichten einer Ehe zu schützen.“ Wir mußten seiner Auffassung beipflichten, hatten wir doch auch Emin schon im Vorjahr dringend von der Heirat abgeraten, als er uns diesen Plan verriet.

Schließlich und endlich regelte sich doch alles wieder. Das junge Paar konnte zusammenbleiben und wurde vor den Behörden getraut. Emin hatte sicher viel Geld bei der Geschichte verloren. Wir waren besorgt, er würde haßerfüllt aus dem Gefängnis zurückkehren. Aber seine gute Veranlagung siegte. Er sah uns wie früher mit offenem Blick an. „Ich muß verrückt gewesen sein in der letzten Zeit“, sagte er gleichmütig.

Man sagt, daß die Naturkinder gute Zähne hätten, aber die Einwohner von Eski Kâhta müssen davon eine Ausnahme bilden. Kaum vergeht nämlich ein Tag, an dem nicht ein Patient mit Zahnschmerzen im Ausgrabungshaus erscheint und um eine Pille bittet. Die meisten wissen sie geschickt mit Wasser herunterzuschlucken, aber es ist auch schon passiert, daß ein Bauernjunge die Spalttablette sorgsam auf den kranken Zahn gelegt und die Kiefer ängstlich still gehalten hat. Er erwartete eine Art Amulettwirkung von der fremden Medizin. Natürlich sagen wir sofort, daß eine Tablette nur für kurze Zeit die Schmerzen vertreiben, daß unser Doktor keine Zähne behandeln kann und daß wir ihnen dringend raten, einen Zahnarzt in der Stadt aufzusuchen. Ach, wie schwer fällt den armen Geplagten solch ein Entschluß! 70 km durch das Gebirge führt der Weg zur nächsten Praxis. Für den Omnibus braucht man Geld, für den Doktor noch viel mehr. Zeit braucht man und Nachbarhilfe; denn die Tiere müssen versorgt werden. Und dazu die Angst vor den Schmerzen!

Daß ich selbst einmal in eine solche Lage kommen würde, hätte ich mir nie gewünscht! Gewissenhaft hatte ich vor unserer Abreise meine Zähne untersuchen lassen, aber entgegen allen Vorsichtsmaßnahmen fiel doch eine Plombe heraus. Erst einmal verschwieg ich den Schaden, aber dann redete mein Mann davon, daß er in der nächsten Woche nach Iskenderun fahren müsse, um sich seine Zähne nachsehen zu lassen und einige wichtige Dinge beim Zoll zu erledigen. Also meldete ich tapfer meine Ansprüche an. Eine Fahrt über das Gebirge zum Meer hatte sonst immer etwas sehr Verlockendes für mich, diesmal aber fiel ein Wermutstropfen in die Vorfreude: der Gang zum Zahnarzt.

So sehr zuerst die Schmerzen vor einem langen Aufschub gewarnt hatten, so gering schienen sie, als die Fahrt wirklich losging. Vor Sonnenaufgang fuhren wir dem Süden zu, aber schon waren die Bauern auf den Feldern oder führten ihre Maultierkarawanen mit Holz beladen uns entgegen. Jeder fürchtete die kommende Hitze des Tages. Es galt, das hohe Randgebirge vor der Küste auf steilen Serpentinstraßen zu überwinden. Auf der Höhe des Passes wurden wir dann durch eine Rast an einer sprudelnden Quelle belohnt, an die sich ein kleines Restaurant lehnt. „Alman pınar“ „Deutsche

Quelle“ ist der Name; denn das sprudelnde Wasser ist von deutschen Ingenieuren erbohrt, die hier vor Jahren beim Bahnbau tätig waren und Erholung im Bergwald suchten. Ganze Gruppen von Männern sitzen schon hier und trinken nach der Feldarbeit am frühen Morgen einen stärkenden Tee.

Doch die schöne Waldluft und der kühle Brunnen liegen weit hinter uns, als uns die heiße mittägliche Ebene empfängt. Trotz der blauen Meeresbucht scheint es außer der Dusche im Hotel keinen erfrischenden Platz in der Hafenstadt zu geben. Wir genießen also die kleine Abkühlung, bevor wir unseren Freund, den Transportunternehmer Jean aufsuchen, von dem wir hoffen, daß er uns einen guten Zahnarzt empfehlen kann. Wir werden sehr herzlich aufgenommen und haben uns nicht getäuscht. Jean hat einen besonders guten Freund, einen außerordentlich geschickten Zahnarzt. Wie man in Deutschland sagen würde, sind sie Stammtischbrüder. In Iskenderun nennt sich diese Tischrunde „Makkaronipartei“, nicht unwitzig bei der Vielzahl der Parteien im Land. Man trifft sich jeden Dienstag zum Makkaroniessen. Doch nicht nur einmal in der Woche sehen sich die beiden Freunde, Dr. Ismael nimmt jeden Morgen noch vor Beginn eine Tasse Tee bei Jean zu sich. Daher werden wir zur frühen Stunde am nächsten Tag mit dem Doktor bekannt gemacht; wir trinken zusammen Tee und sprechen über das Wetter, über Reisen in Europa und in der Türkei, über die hohen Preise und über die hohe Politik. Allmählich läuft dabei das Geschäft unseres Transportunternehmens an, das Telefon klingelt und die Kunden treffen ein. Dadurch kommen wir von der Einleitung fort und zu unseren Zahnschmerzen. Ich sehe leicht besorgt auf die riesigen Hände des Doktors, aber seine Ruhe ist vertrauenerweckend.

Zunächst ruft er Mahmut an. Mahmut ist in seiner Praxis und in dem angeschlossenen Labor tätig. „Sind die ersten Patienten schon eingetroffen?“ „Nein, Doktor Bey, es ist noch alles ruhig“, meldet der Assistent. So haben wir noch Zeit für eine dritte Tasse Tee. Dann aber verabschiedet sich Dr. Ismael und bedeutet uns, ihn in einer halben Stunde in seiner Praxis aufzusuchen. Leicht finden wir das Haus und steigen etwas beklommen die ausgetretene Holzterrasse zum ersten Stockwerk herauf, in dem bei der Hitze alle Fenster und Türen offen stehen. Im Wartezimmer sitzt eine junge Mutter mit einem kleinen Kind und außerdem eine alte Dame, begleitet von zwei erwachsenen Töchtern, die ihr Stöhnen mit mitleidigem Seufzen unterstützen. Als der Doktor – jetzt in einem weißen Nylonhemd statt des bunten bei seinem Teebesuch – erscheint, stürzt sie auf ihn zu und hält ihm den weitgeöffneten Mund entgegen. Höflich drückt er sie in den Korbsessel zurück und winkt uns, ihm zu folgen. Das Behandlungszimmer bietet eigentlich mehr an Einrichtungen und Instrumenten, als ich es erwartet hatte. Denke ich allerdings an den diskret summenden Bohrer mit Wasserspülung, an den Speichelaufnehmer oder gar an eine sanfte örtliche Betäubung in der chromblitzenden Praxis von Dr. Longerich in Münster, dann wird mir plümerant zumute. Zuerst wird mein Mann auf den Stuhl gebeten. Sorgfältig untersucht ihn der Doktor und ruft dann begeistert: „Alles in Ordnung! Nur eine Kleinigkeit. Das ist gleich erledigt!“ Dann lehne ich

mich im Stuhl zurück. Ach, ich habe es ja gefürchtet, der Doktor stellt ein großes Loch fest. Eine gewöhnliche Plombe kann nicht mehr helfen. „Ich fertige Ihnen eine Krone an“, sagt er freundlich. „Haben Sie nicht noch drei Tage Zeit, um hier in Iskenderun zu bleiben?“

Entgeistert sehe ich ihn an, wir werden ja morgen wieder dringend im Lager erwartet. Doch Dr. Ismael nickt ruhig: „Gut, dann bohren wir sofort. Sie gehen danach anderthalb Stunden spazieren und inzwischen wird die Krone vorbereitet.“

Also, es geht los. Es surrt noch lauter als ich dachte, aber der türkische Zahnarzt arbeitet so rasch und geschickt, daß mir zum Stöhnen keine Zeit bleibt. Mühsam lächelnd stehe ich auf, um den vorgeschlagenen Spaziergang anzutreten. Die weinerliche alte Dame setzt sich statt meiner in dem Stuhl zurecht. Ich werfe noch einen Blick in das Wartezimmer und sehe, daß es noch ganz hübsch voll geworden ist. Die Stimmung ist eigentlich genau so wie in einem deutschen Warteraum, und also gehe ich lieber auf die Straße. Sie bietet genug Zerstreuung mit Händlern und Geschäften, und ich finde vieles, womit ich im Lager Freude machen kann, wenn ich es mitbringe: getrocknete Aprikosen, Gewürze, Briefpapier und Fliegenspray. Punkt 12 Uhr stelle ich mich in der Praxis wieder ein. Dort herrscht Mittagsstille. Die Patienten sind verschwunden. Der Doktor telefoniert, und Mahmut erscheint mit der Krone in der Hand. Der Doktor paßt sie mir an und reicht sie nochmals Mahmut zum Polieren zurück. Dann telefoniert er weiter in Sachen Makkaronipartei. Mahmut bringt das fertige Stück, in 10 Minuten ist es eingesetzt und ich bin erlöst. Natürlich ist mir jetzt sehr leicht ums Herz. Und natürlich habe ich auf meinem Stuhl gedacht „Was mag der Spaß mit der Goldkrone kosten?“

Mein Mann bedankt sich, er zieht die Briefftasche heraus und möchte gern die Rechnung zahlen. Aber der Doktor wehrt ab: „Erinnern Sie sich nicht? Vor drei Jahren bat Sie unser gemeinsamer Freund Jean um ein Ersatzteil für diese Bohrmaschine. Sie haben es sofort geschickt und damit einem unbekanntem türkischen Zahnarzt aus der Not geholfen. Der Arzt war ich. Heute konnte ich Ihnen einen kleinen Gegendienst erweisen. Reisen Sie glücklich.“

Wir schütteln uns die Hände und scheiden als Freunde.

## XVIII. Nihat sucht seinen Vater

Wenn unser Jeep zur Stadtfahrt bereitsteht, möchten am liebsten alle mitfahren. Besonders erklärlich ist dieser Wunsch bei den Dorfleuten. Sind sie doch sonst viele Stunden zu Fuß oder auf dem Maultierrücken unterwegs, um den weiten Weg zum Markt, zur Behörde oder zum Arzt zurückzulegen.

„Bitte nehmen Sie mein krankes Kind morgen in Ihrem Wagen mit in die Stadt, es muß zum Arzt“, sagte der Müller, und natürlich konnte mein Mann ihm diese Bitte nicht abschlagen. Der Junge würde zwischen ihm und unserem Chauffeur Mustafa gut noch einen Platz finden. Aber er hatte sich verrechnet: fünf Personen standen in der Morgenfrühe zur Abfahrt bereit: die Mutter, die das Kind trug, die Großmutter, die ebenfalls den Arzt aufsuchen wollte und die notwendige schickliche Begleitung für die junge Frau abgab, und zwei weitere Kinder, die nicht allein zu Hause bleiben konnten.

„Das ist völlig unmöglich“, erklärte mein Mann, „wir haben den Jeep hinten mit zerbrochenen Stühlen und Liegebetten beladen, die in der Stadt repariert werden sollen, außerdem stehen darin noch Kisten für Kartoffeln, Fleisch und Brot.“ Aber das Jammernschrei, das sich jetzt erhob, war so laut, daß er mit den Achseln zuckte und schließlich versuchte, zwischen Kisten und Kasten Platz für die Familie zu schaffen. Jedes Kind bekam außerdem eine Spucktüte in die Hand; denn unsere Erfahrungen mit solchen Mitreisenden, die vorher noch nie in einem Benzinfahrzeug gesessen hatten, waren böse. Mein Mann sah alle streng an: „Wer spuckt, wird nicht wieder mitgenommen!“ Der Schreck über diese Ankündigung wirkte anscheinend. Nur das kleinste Kind, das noch nichts von den drohenden Worten verstand, erbrach sich und weinte kläglich. An der nächsten Quelle stiegen alle aus, die Mutter wusch das Baby und wiegte es in ihren Armen. So schlief es erschöpft ein.

Warum aber die Mitarbeiter aus dem Lager mitfahren wollten, war nicht ganz so verständlich; denn nach heißer, rüttelnder Fahrt winkte in dem Städtchen Kâhta kein freundlicher Schattenplatz und kein gemütliches Teehaus. Jedes Dorf in der Lüneburger Heide bietet schönere Geschäfte. Und doch mußte es wohl der Hauch der großen, weiten Welt sein, der nach der Abgeschlossenheit des Lagers zur Fahrt durch Hitze und Staub verlockte.

Mustafa war es nur recht, wenn ein Europäer neben ihm saß; denn dann war er die Verantwortung los und brauchte von sich aus niemandem am Straßenrand abzuweisen. Er war nämlich der Hauptleidtragende bei den Stadtfahrten. Schon, wenn er den Motor auf dem Dorfplatz anließ, bedräng-

ten ihn die Dorfleute, sie mitzunehmen; denn alle seine Freunde und Anverwandten glaubten, es sei ihr gutes Recht, daß er sie in den Jeep klettern ließ. War er endlich abgebraust, so warteten andere am Wegrand auf sein Erscheinen, schrieten, fuchtelten mit den Armen und warfen Steine und Verwünschungen hinter ihm her, wenn er nicht anhielt.

Doch natürlich hatten auch wir oft Mitleid mit den Fußgängern, die durch den Sonnenbrand marschierten und machten Halt, wenn sich irgendwie noch ein Platz im Wagen fand. Eines Abends kehrten wir von einer Stadtfahrt zurück, als ein städtisch angezogener Mann nur wenige Kilometer hinter dem Ort lässig die Hand am Straßenrand hob.

„Soll ich ihn mitnehmen?“ fragte uns Mustafa. „Kennen Sie ihn?“ wollte mein Mann wissen. „Ich glaube ja“, zögerte Mustafa. „Nein, vielleicht doch nicht. Aber wir können ihn ja fragen.“ Wir hielten, und Mustafa beugte sich zu ihm heraus. „Fahren Sie nach Eski Kâhta?“ rief der Fremde. „Ich würde gern zu Ihnen einsteigen; denn der Weg ist zu Fuß ziemlich weit. Ich kenne ihn, ich bin dort zu Hause!“ Mustafa sah ihn verblüfft an. „Ja, ja, ich bin lange fort gewesen, es gibt ja in dem kleinen Dorf nichts zu verdienen. Da muß man sich schon woanders nach einer Arbeit umsehen.“ Wir ließen ihn einsteigen, und er mußte es sich hinten zwischen Säcken und Körben bequem machen, aber er lächelte zufrieden. Schlecht gefahren ist immer noch besser als gut gelaufen. „Rauchen Sie?“ fragte er uns; aber wir lehnten es ab, wir wären Nichtraucher. So steckte er die Schachtel wieder ein und schloß die Augen.

Es war schon dunkel, als wir im Dorf ankamen, der Platz vor der Moschee war menschenleer. Unser Fahrgast murmelte einen kurzen Dank und verschwand flink wie ein Wiesel um die nächste Hausecke. Beim Morgentee erzählte Aziz die Neuigkeit: Yusuf war wieder im Dorf. Er hatte vor mehr als 20 Jahren sein Elternhaus verlassen und Arbeit in der Stadt gesucht. Zwei Jahre darauf erschien er im Hemd und Schlips mit einer Armbanduhr zu Besuch in Eski Kâhta. Auf die Jüngeren machte sein selbstsicheres Auftreten großen Eindruck, ja, es gelang ihm sogar, die Zuneigung eines schönen Mädchens zu gewinnen. Er wußte seine Eltern und Verwandten zu bereden, die Mitgiftsumme für ihn aufzubringen und bemühte sich, die Bedenken der Brauteltern zu zerstreuen, die eigentlich einen anderen Mann für ihre Tochter im Auge gehabt hatten und kein rechtes Zutrauen zu dem großsprecherischen Yusuf fassen konnten. Aber ihre Tochter Nadire war so verliebt in den hübschen jungen Mann, und sie bat und bettelte so lange, bis die Eltern nachgaben.

Leider hatten sie mit ihren Befürchtungen recht gehabt. Ihrer Tochter standen schwere Jahre bevor. Yusuf nahm sie mit in die Stadt, aber dort führte Nadire ohne ihre Eltern und Freunde ein einsames, trauriges Leben. Ihr Mann ließ sie bald Tag und Nacht in einer kleinen Wohnung am Stadtrand allein; denn angeblich fand er durch seinen anstrengenden Dienst in dem Hotel keine Zeit mehr für seine Familie. Zwei Söhne wurden geboren, um die sich der Vater nur selten kümmerte und die von dem wenigen Haushaltsgeld, das er seiner Frau ab und an zuwarf, nicht satt werden

konnten. So fing Nadire an, für andere Leute zu nähen. Es schien noch einmal besser zu werden, als ihre Eltern starben und ihr ein kleines Erbteil hinterließen. Aber der Mann brachte es durch und noch schlimmer, er veruntreute die im Hotel eingenommenen Gelder. Als er zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde, mußte Nadire ihren Stolz beugen und zu ihrem Bruder in das heimatliche Dorf zurückkehren.

In Eski Kâhta lebte sie in einer Art von Abwehrstellung. Sie fühlte sich abhängig von den Verwandten und mochte es doch nicht dulden, daß man über ihren Mann schlecht sprach und sich in die Erziehung ihrer Söhne einmischte. Teils verwöhnte sie beide; denn sie waren ihr Stolz und ihre Hoffnung, teils strafte sie sie streng, weil sie die leichtfertige Art ihres Vaters in ihrem Charakter unterdrücken wollte. Der kleine Murat war still und fügsam, der 16jährige Nihat aber bäumte sich bald gegen ihre Bevormundung auf. Er war ein sehr schöner Junge und lernte leicht, so daß er ein Stipendium in der Stadt erhielt.

„Kenne ich die Kinder“, warf mein Mann ein, als Aziz so weit in seiner Erzählung gekommen war. „Aber natürlich“, lachte Aziz. „Nihat ist ja in den Ferien zu Hause. Sie haben sich schon manchmal über ihn geärgert, weil er vorlaut ist. Er hat doch Englisch in der Schule gelernt und führt die Touristen hier herum.“ Ja, natürlich kannten wir Nihat und konnten uns jetzt manches in seinem Auftreten erklären. Aziz wußte auch noch die Fortsetzung der Geschichte.

Die arme Nadire hatte in den letzten Jahren eine neue Demütigung erfahren. Die Nachbarn trugen ihr zu, daß ihr Mann nach verbüßter Gefängnisstrafe mit der Frau eines reichen Fabrikanten zusammenlebte. Beide waren in einem eleganten Lokal am Bosphorus häufig anzutreffen, während der Ehemann auf Auslandsreisen ging. Die Verwandten rieten Nadire zu einer gerichtlichen Klage, aber ehe sie ihre Rechte geltend machen konnte, hatte die reiche Frau das Leben an der Seite dieses armen Müßiggängers satt und war ihrem Mann nach Amerika gefolgt. Yusufs Spuren verschwanden in den dichtbevölkerten steilen Gassen des Hafenviertels.

Das also war der Mann, den wir gestern in unserem Jeep mitgenommen hatten. Was mochte ihn zu seiner Familie zurückgetrieben haben? Nach drei Tagen erfuhren wir die Lösung des Rätsels; denn Nihat stand in der Tür unseres Bürozimmers und lud uns ein, ebenso auch Emin und Aziz, an dem Fest der Beschneidung, das sein Vater für ihn und seinen jüngeren Bruder veranstalten wollte, teilzunehmen. Emin und Aziz gaben sofort ihre Zusage und nickten uns ermunternd zu, als wir mit unserer Antwort zögerten. Stolz schritt Nihat weiter zum Nachbarhaus mit seiner Einladung.

„Schauen Sie“, sagte Emin, „wir sollten den Jungen nicht kränken. Er ist ein tapferer kleiner Kerl und er hatte sich vorgenommen, seiner Mutter zu helfen und seinen Vater wiederzufinden.“

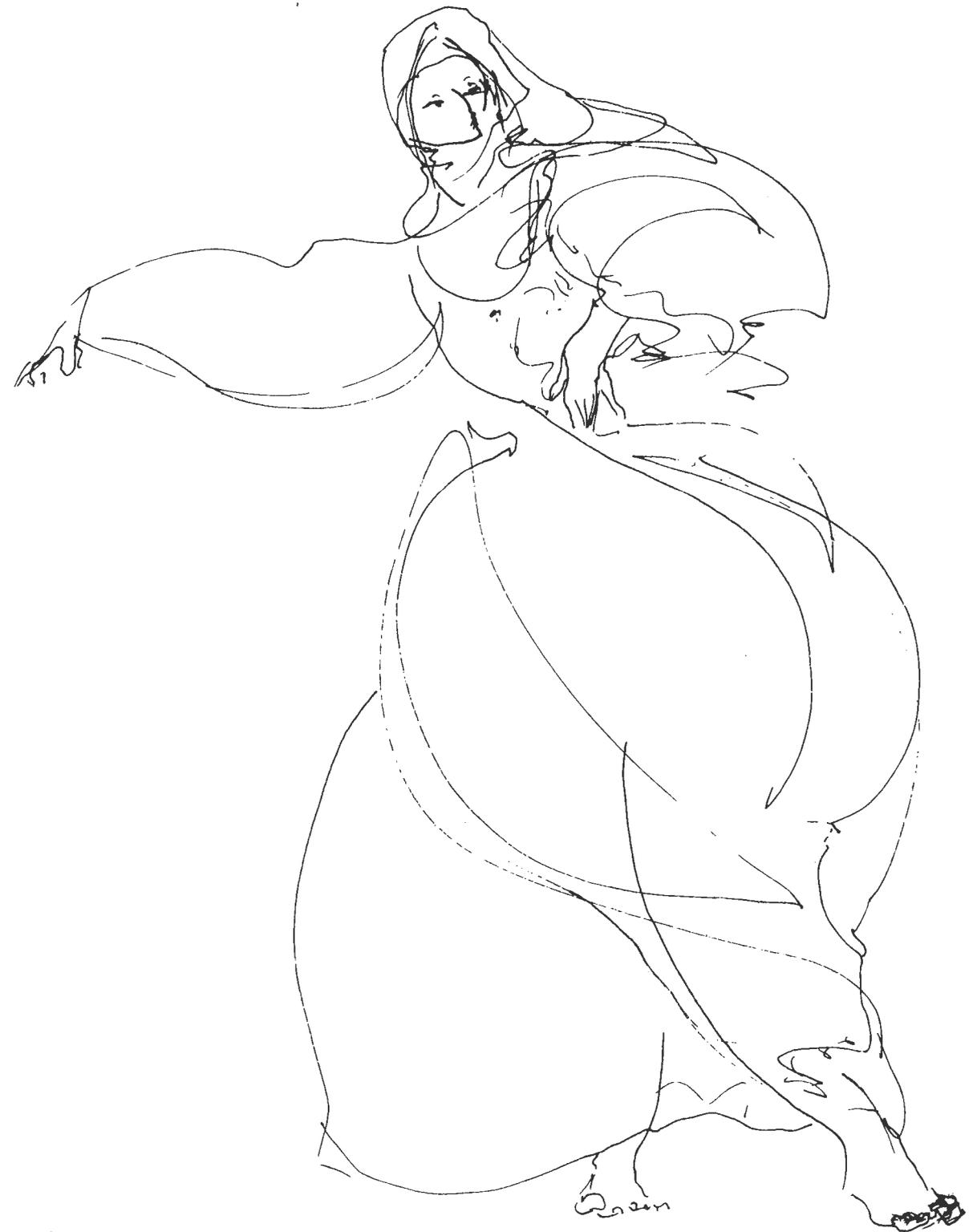
Als Nihat nämlich schon zwei Jahre im Internat in Adyaman wohnte, erzählte ihm ein Lastwagenchauffeur, er habe seinen Vater in einer Schusterwerkstätte in Adana arbeiten sehen. Nihat, der das armselige Leben seiner Mutter vor Augen hatte und seine Schulkameraden um ihre angese-

hnen Väter beneidete, machte sich am Wochenende auf den Weg. Er beredete den Chauffeur, der ihm die Sache zugetragen hatte, ihn an die Südküste mitzunehmen. Mit seiner Hilfe fand er leicht den Weg in den engen Hof, in dem sein Vater über einen Leisten gebückt saß. Dieser blickte zuerst kaum auf, als der großgewachsene Junge, den er nicht mehr wieder-erkannte, vor ihm stand. Nihat hütete sich, ihn mit Vorwürfen zu überfallen, doch hatte er den Chauffeur an die Türe gestellt, damit ihm der Vater nicht entrinnen konnte. Mit flehenden Augen legte er alles Geld, das er durch seine Dolmetscherdienste bei den Touristen verdient hatte, vor den Überraschten. Es gelang ihm, den Vater zur Rückkehr in die Familie zu bewegen. Die hartnäckigen Bitten des Jungen beschämten Yusuf, erfüllten ihn aber auch mit Stolz auf seinen gut geratenen Sohn. Schließlich legten sie den Inhalt ihrer Geldbörsen zusammen, kauften neue Hemden, Schuhe und einen Brokatstoff für die Mutter. Der Vater versprach dem Jungen in die Hand, daß er in vier Wochen in Eski Kâhta eintreffen würde. Dann kehrte auch Nihat in das Dorf zurück, weil seine Sommerferien begannen. Für beide Söhne sollte im Haus der Verwandten das Fest der Beschneidung stattfinden.

Diesmal hielt Yusuf wirklich Wort und es gelang ihm, ein kleines Geschäft abzuwickeln, so daß er mit vollen Taschen zu Frau und Kindern zurückkehrte. Nadire verfiel ganz dem alten Zauber. Yusuf brachte farbige Seidendecken für die Betten und für den Fußboden Teppiche mit, er kaufte drei Tiere als Festbraten, mietete Musikanten und lud den Sünnetçi ins Haus. Es ist der Mann, der in der ganzen Gegend am Tag der Beschneidung die ärztliche Operation bei den Knaben durchführt. Alle Nachbarn wurden eingeladen, und kaum hatte Nihat seine Runde durch das Dorf gemacht, begannen die umfangreichen Vorbereitungen für das große Fest.

Am frühen Morgen des nächsten Tages erschienen die Musikanten. Die quäkenden Tonfolgen der Oboe und dumpfe Trommelklänge erschütterten Stunde um Stunde die Wände des kleinen Hauses und drangen in jeden Winkel des Dorfes. Der stampfende Rhythmus der tanzenden Männerfüße auf dem Hof versetzte die Zuschauer allmählich in eine Art von Trance. Um die Mittagszeit gaben uns Aziz und Emin das Zeichen zum Aufbruch. Gemeinsam gingen wir langsam die Dorfstraße herauf bis zu dem Haus, vor dem sich die Festversammlung drängte. Yusuf stand in der Haustüre, an seiner Seite die beiden Söhne, und begrüßte uns ernst und ehrerbietig. Er war in seinem städtischen Anzug die auffallendste Erscheinung unter den Männern. Nadire bewegte sich stolz und geschäftig in ihrem neuen Brokatkleid unter den Gästen. Sie nötigte uns zum Sitzen auf den Kissenpolstern, die rings um die Wand des Wohnzimmers liefen. Dann wurde eine große Kupferplatte hereingetragen, in deren Mitte ein Berg von Reis mit Fleischstücken verziert prangte, rundherum lagen Fladenbrote. In kleinen Zinnschüsseln reichte man Linsensuppe, Gurken und Tomatensalat, Spiegeleier

*Nadire tanzt vor ihren Söhnen ▷*



(1). W. Aziz 71

und Yoghurt, dazu gab es kaltes Quellwasser. Der reichbesetzten Tafel merkte man nicht an, daß schon viele Gäste vor uns bewirtet worden waren, wir wurden als Ehrengäste behandelt, und nachdem wir gegessen hatten und die Kupfertafel herausgetragen worden war, erlebten wir nun den Höhepunkt des Festes.

Vater und Mutter machten zwei prunkvolle Lagerstätten an der Rückwand des Zimmers zurecht. Die Söhne entkleideten sich bis auf ein langes weißes Hemd. Dann gingen alle aus dem Haus auf den offenen Hof. Die Männer bildeten einen dichten Kreis, in dessen Mitte die Söhne traten. Ihr Mund wurde mit Zuckerwerk gefüllt, und sie durften einen Freund der Eltern wählen, in dessen Schoß sie ihren Kopf legten, als der Sünnetçi die Operation an ihnen vollzog. Die Musik schwieg, und die Männer stimmten eine Sure des Koran an. Der Sünnetçi arbeitete rasch und geschickt, die Jungen gaben keinen Laut von sich, waren aber beide totenblaß und taumelten, als sie aufstanden. Die Mutter, eine Nachbarin und ich führten sie zu ihrem Bett. Nihat lächelte mir mit leisem Triumph zu und steckte sich eine Zigarette an. „Tapferer Junge, guter Sohn“, flüsterte ich ihm zu. Der kleine Murat verzog den Mund zum Weinen, aber die Mutter sprang auf:

„Sieh mich an, mein Kind, freue dich, lache mein Herzblatt!“ rief sie, klatschte in ihre Hände und tanzte vor seinem Bett, tanzte in ihrem neuen Kleid nach so vielen kummervollen Jahren am Ehrentag ihrer Söhne.

Arme Nadire, arme Kinder, es waren nur kurze, glückliche Wochen, denen neue Sorgen folgten. Schon am nächsten Tag bat Yusuf in unserem Grabungshaus um einen Kredit, mein Mann sprach lange und eindringlich mit ihm und riet ihm, das neue Gebäude des Vertrauens nicht wieder zu erschüttern. Er gab ihm Arbeit in der Ausgrabung. Aber als wir das Dorf im Herbst verließen und dieser Verdienst für Yusuf ausfiel, konnte ihn seine Familie nicht mehr halten. Bald ging er fort in die große Stadt mit Vertröstungen und Versprechungen.

## XIX. Der Schmied und der Müller

Mehrere Jahre lang stand die Schmiede verwaist. Das war für das Dorf sehr lästig. Nun mußten alle Männer in ein weit entferntes Dorf reiten, um dort in der Werkstatt ihre Ackergeräte und Waffen in Ordnung bringen zu lassen. Alle waren zufrieden, als endlich wieder ein Schmied mit seinen Söhnen in das verfallene Haus einzog und als das vertraute Geräusch des Schmiedehammers in der Morgenfrühe von neuem durch die Dorfstraße klang. Gute Handwerker, aber eine streitsüchtige Sippe hatte sich in der Schmiede niedergelassen. Nicht nur, daß sie klipp und klar ihre Forderungen stellten und jede kleine Schuld sofort von den schreibkundigen Söhnen in ein großes Buch eingetragen wurde, nein, sie weigerten sich, regelmäßig am Hütedienst teilzunehmen, sie wollten die alten Feldgrenzen nicht anerkennen und forderten mehr Grund und Boden. Als die Ausgrabungen begannen, stiegen die Einnahmen des Schmiedes; denn alle Werkzeuge wurden zu ihm zum Schleifen gebracht. Aber er verlangte dazu, daß alle vier Söhne bei meinem Mann beschäftigt würden.

Das war gegen die Abmachung. Unmöglich konnten alle Arbeitswilligen aus dem Dorf eingestellt werden. So hatte mein Mann mit Emin verabredet, daß möglichst aus jeder Familie des Dorfes ein Familienmitglied bei uns im Sommer sein Geld verdiente. „Ich werde euch alle umbringen“, schrie der Schmied meinen Mann an und zog sich finster grollend mit seinem ältesten Sohn an seinen Amboß zurück. Der zweite machte sich auf den Weg, um in Istanbul Geld zu verdienen, der Jüngste übernahm die Landwirtschaft und der dritte wurde zu uns in die Ausgrabung geschickt. Die Frauen der Familie sah man so gut wie nie außerhalb des Hauses. Es ging das Gerücht, daß die beiden ältesten Söhne zwei Schwestern geraubt hätten, als sie mit ihrem Vieh auf der Almweide waren, daß sie aus diesem Grund die alte Heimat verlassen mußten und sich aus Furcht vor der Blutrache dort nicht mehr zeigten. Es kam schon vor, daß die Frauen in die Stadt zum Arzt reiten mußten. Dann trugen sie dunkelviolette Seidenkleider, einen golddurchwirkten schwarzen Turban und viele goldene Münzen um den Hals. Alle Männer der Familie begleiteten sie.

Eines Tages bekam Murad, der Sohn des Schmiedes, Streit in der Ausgrabung mit dem Mann, der neben ihm mit der Hacke arbeitete. Der Vorarbeiter drohte sofort, beide Streithähne zu entlassen, und schaffte mühsam

dadurch Ruhe. Aber nach Arbeitsschluß kehrte der Gegner des Schmiedes nicht mehr in sein Haus zurück. Seine Familie zog im Dunkel der Nacht aus, um ihn zu suchen, und fand ihn zerschmettert, tot am Steilufer des Flusses, herabgestürzt von dem schmalen Felsenweg, der als Abkürzung von der Höhe des Ausgrabungsberges zu Tal führte. Natürlich entstand eine riesige Aufregung im Dorf. War er den Abhang heruntergestoßen worden oder war er selbst, Deckung suchend vor den Steinwürfen des Gegners, allzu schnell den abschüssigen Pfad hinuntergerannt? Die Einwohner drängten sich mit Drohworten vor der Türe des Schmiedes zusammen, die Gendarmen kamen und verlangten Einlaß. In Handschellen führten sie Murad, den Sohn des Schmiedes, aus dem Hause.

Kaum näherten sie sich ihrem Jeep, als schwere Steine gegen sie flogen. Der Schmied mit seinem Ältesten eröffnete den Kampf. Rasch gaben die Gendarmen Warnschüsse ab und gingen mit Kolbenschlägen gegen ihre Angreifer vor. Das Dorf glich einem brodelnden Hexenkessel. Der Schmied wich gegen die Hauswand zurück und hob drohend seinen schweren Hammer. Die Frauen auf den Dächern kreischten laut, als sie sahen, daß sich ihre Männer neben den Schmied oder hinter die Gendarmen stellten. Aber als die Gendarmen von neuem ihre Waffen auf die Angreifer richteten, entsank den Dorfleuten der Mut, sie ließen die Steine aus ihren Händen fallen und starrten nun selbst entsetzt auf die Verwundeten. Der älteste Sohn des Schmiedes blutete aus mehreren Kopfwunden, der Vater war am Arm verletzt worden, zwei von den Gendarmen wischten sich das Blut aus der Stirne. Mein Mann und die Grabungsärztin trugen Verbandzeug herbei, aber der Schmied schüttelte eigensinnig den Kopf: „So wie wir zugerichtet worden sind, wollen wir uns dem Richter vorstellen.“

Die Ärztin gab schließlich das Zureden auf, sie sagte niedergeschlagen: „Der Vater wird wieder in Ordnung kommen, aber der Sohn kann den Transport in die Stadt nicht durchstehen, schon auf dem Weg wird er an dem Blutverlust und an den Kopfverletzungen sterben.“

In dieser Nacht brannten die Lampen die ganze Nacht hindurch, in jedem Haus wurde geklagt und gestritten, wie das Unglück geschehen konnte. Aber vor allem setzte die Familie des Schmiedes alle Hebel in Bewegung, um die drohende Anklage wegen Mordes abzuwenden. Die Mutter schickte ihrem Sohn in Istanbul eine Botschaft, die ihn unfaßbar rasch erreichte. Der Abgesandte mußte die Nacht und den folgenden Tag durchgereist sein. Er fand den Gesuchten in einem Kaffee am Goldenen Horn, in dem sich die Männer unserer Landschaft zu treffen pflegen. In dem gleichen Eiltempo legten sie die fast anderthalbtausend Kilometer nach Osten wieder zurück. Die Mutter übergab diesem Sohn das bare Geld, das sie im Hause hatte, und trug ihm auf, den besten Advokaten in der Stadt aufzusuchen. Sie selbst begleitete ihn, um in der Klinik nach den Verwundeten zu sehen und den Arzt zu bezahlen. Der Jüngste ging mit dem Schuldbuch unter dem Arm an alle Türen des Dorfes und an die der Nachbarhöfe, wo die säumigen Zahler wohnten, und forderte die Außenstände ein. Keiner wagte ihn abzuweisen.

Der Staatsanwalt kam ins Dorf und fragte alle Männer aus. Aber seine Nachforschungen hatten kein greifbares Ergebnis. Rätselhaft blieb der Vorfall. Keiner hatte den Abgestürzten auf seinem Nachhauseweg begleitet, keiner konnte sich entsinnen, daß sich der Sohn des Schmiedes abgesondert hatte, um ihn zu verfolgen. Wer etwas mehr wußte, getraute es sich nicht zu sagen. Die einen fürchteten Unannehmlichkeiten mit dem Gericht, die anderen wollten es nicht mit dem Schmied verderben. Der Tote war der Sohn armer Eltern und hatte keinen mächtigen Beschützer oder Fürsprecher. Immerhin war er beliebter gewesen als die Söhne des Schmiedes, die ihre Nachbarn oft mit höhnischen Reden gekränkt hatten. Man sagte, es würde einen großen Prozeß geben, und vorher würden die Schmiede bestimmt nicht aus der Haft entlassen werden. An dem Aufkommen des ältesten Sohnes zweifelten alle.

Doch zu unserem großen Erstaunen erschienen nach zwei Wochen der Vater und die Söhne wieder in der Schmiede. Die Familie hatte erreicht, daß sie sich erst wieder bei Beginn der Gerichtsverhandlung in der Stadt zeigen mußten, die eiserne Gesundheit des Ältesten hatte die Verletzungen heilen lassen, und er durfte zusammen mit seinem Vater und Bruder wieder nach Hause zurückkehren, da keine Verdunkelungsgefahr vorlag. Irgendwie war uns unheimlich zumute. Die Luft knisterte von neuem spannungsgeladen.

Dann klopfte es an unsere Türe. Es war der schwerverwundete älteste Schmiedsohn Riza, der alle Teilnehmer der Grabung zum Abendessen in sein Elternhaus lud. Diese unerwartete Wendung zum harmlosen Beisammensein ließ uns vor Verblüffung „Ja“ sagen. Erst als Riza gegangen war, kamen mir die Worte: „Wie können wir zu solchen Menschen ins Haus gehen, die uns mit dem Tod bedroht haben und die mit allen Nachbarn im Unfrieden leben?“ Aber mein Mann beruhigte mich: „Wir müssen ein gutes Beispiel geben, nichts nachtragen und die Streitenden auszusöhnen suchen.“

Wenn wir später einmal fragten, welches der eindrucksvollste Abend in dem Ausgrabungssommer war, so lautete fast immer die Antwort „Das Gastmahl in der Schmiede!“ Wir waren 12 deutsche Gäste, einige von uns waren noch nie in einer einheimischen Familie eingeladen worden; es war alles doppelt neu und interessant für sie.

Der schmale Raum war nur dürftig von zwei Petroleumlampen erhellt. Wir saßen uns gegenüber auf bunten Polstersitzen entlang den weißgetünchten Wänden. Im Hintergrund standen der Schmied, seine beiden Brüder und seine vier Söhne. In kurzen Abständen öffnete sich fast lautlos eine Tür, und eine verummte Gestalt übergab einem der Männer eine große Schüssel. Er trug sie zu der Kupferplatte, die zwischen uns aufgestellt war. Für jeden lag ein riesiger warmer Brotladen am Rande, ein Löffel und eine verzinnte Kupferschale mit einer Yoghurtsuppe, in die Gurken, Knoblauch und Zwiebeln hineingeschnitten waren. Dann kam ein Gemüsegang aus gekochten Tomaten, Gurken, Eierfrüchten, Paprika mit Hammelfleisch, es folgte Reis zu Bergen gehäuft mit gebratenem Huhn, dann Spiegeleier und Salat, dazu stand Butter und Ziegenkäse in der Mitte der Platte. Als Nach-

tisch wurden Weintrauben, Melonen und Feigen aufgetragen, zuletzt gab es heißen Tee. Es verschlug uns die Sprache, daß der so schwerverwundete Sohn die ganze Zeit über aufrecht zwischen seinen Brüdern stand, als sei nichts geschehen. Die Frauen sahen wir nicht. Wenn die Türe zur Küche aufging und den Männern Essen zugeschoben wurde, konnten wir für einen Augenblick lang eine Gruppe buntgekleideter weiblicher Gestalten am Herdfeuer erkennen.

Das Essen war ausgezeichnet und die gespannte Neugier ging in eine fast heitere Stimmung über. Da mein Mann wußte, daß der Bruder des Schmiedes ein in der ganzen Gegend berühmter Sänger alter Volkslieder war, rief er den Schmied zu sich: „Bitte deinen Bruder, daß er uns etwas vorsingt!“ Ein schlanker, dunkler Mann trat vor und fragte: „Kennt ihr das Lied von Rüstern, dem großen Helden? Er tötete 770 Feinde mit eigener Hand, und noch als er im Kampf gefallen war, schritt er den Seinen voran, den Kopf unter dem Arm.“

Der Gesang begann mit einem langgezogenen näselnden Ton, brach hart ab und ging in ein geheimnisvolles Psalmodieren über, stieg aufgeregt zu hohen Tönen an und fiel wieder abrupt in die Tiefe. Es ging etwas Hypnotisches von der dunklen Gestalt aus. Die Männerreihe der Gastgeber wandte kein Auge von dem Sänger. Das Lied dauerte lange, aber der Vortragende schloß nach dem lauten Beifall eine weitere Ballade von zwei feindlichen Brüdern an, die sich aus Eifersucht auf eine schöne Frau gegenseitig den Tod gaben. Mit dieser aufregenden Moritat war die Stimmung auf den Siedepunkt geraten. Hätten wir nicht zu erkennen gegeben, daß es Zeit sei, bald nach Hause zu gehen, hätte sich noch eine düstere Begebenheit an die andere gereiht. So aber entschloß sich der Sänger zu einem kurzen Soldatenlied:

„Singt mein Mädchen, blüht am Zaun die Winden?  
Ach, ich werd' sie nie mehr wiederfinden!  
Sehe nie zur Nacht die goldenen Sterne,  
Nur die grauen Mauern der Kaserne.  
Kehr' ich heim aus dem Soldatenleben,  
Hat ihr Vater einem andern sie gegeben.“

Das kleine Lied gefiel allen, und reicher Beifall belohnte den Sänger.

Wir hatten inzwischen zu Ende gegessen. Zwei Brüder gingen zu einem jeden von uns mit einem Krug voll Wasser, das sie über unsere Hände gossen und in einer Schüssel auffingen. Mit einem gestickten Handtuch trockneten wir uns ab. Jetzt aber wurden wir gebeten, doch noch etwas länger zu bleiben, und so warteten wir mit einer kleinen Unterhaltung auf, mit einem View-Master, einem Bildbetrachter von Stereo-Aufnahmen. „Ich kann dir mehrere Länder in Europa darin zeigen“, sagte mein Mann zu dem Schmied, „Deutschland, England, Italien und natürlich auch die Tür-



*Alter Mann auf dem Weg zur Mühle ▷*

kei – was soll ich in den Apparat einschieben?“ „Paris!“ antwortete unser Gastfreund.

Wäre der ganze düstere Streitfall so heiter ausgegangen wie dieser Abend, so erklänge noch immer im Dorf das metallische Ping-Pang auf dem Schmiede-Amboß. Statt dessen wurde der Prozeß verschleppt, und das Dorf nahm immer mehr Stellung gegen die Familie des Schmiedes.

Eines Tages wurden vor seiner Haustüre die Maultiere mit Säcken und Hausrat beladen, noch einmal geleiteten alle Söhne die schönbekleideten Frauen durch die Dorfstraße, dann verschwand die Familie auf Nimmerwiederschen in den hohen Taurosbergen.

So streitsüchtig wie der davongezogene Schmied, so friedlich war der Müller des Dorfes. Fast täglich, wenn uns unser Ritt vom Ausgrabungshaus über den Wasserfall zum Burgberg des kommagenischen Königs führte, begrüßten wir ihn, und manchen Abend nach getaner Arbeit kehrten wir bei ihm ein. Nur gebückt kann man in das langgestreckte Steinhaus eintreten, das auf einer vorspringenden Felsnase fast mitten in der herabschäumenden Gischt zu stehen scheint. Von unserm Ritt durch die Gärten bringen wir dem Müller Maulbeeren, Feigen und Trauben mit, die uns die Kinder schenkten. Er gibt uns dazu kräftige Brotfladen und weißen Ziegenkäse. Langsam essen wir zusammen und wissen nicht, wohin wir lieber schauen sollen: auf die drehenden Mühlsteine hinter uns, auf die zottigen Eselchen, die mit Getreidesäcken durch die Tür drängen oder auf die hochgewölbte steinerne Brücke, auf die sich unser Blick richtet, wenn wir aus der Türe treten. Immer ist sie belebt. Ziegenherden trippeln über die Steine, buntgekleidete Frauen gehen die Spindel drehend hinter ihnen her. Kaufleute mit Kupfergeschirr und bunten Truhen führen ihre Maultiere zu den Gebirgspässen, kleine Eselskarawanen mit Holz beladen werden aus den Bergen herab ins Tal geführt. Alte, würdige Männer bringen mit Tragtieren ihr Mehl zur Mühle.

Bei allen ist der Müller hoch angesehen, und wir haben es erlebt, daß das Behauen eines neuen Mühlsteines im Steinbruch, sein Transport über die Brücke zur Mühle, ein allgemeines Fest im Dorf bildete. Alle Helfer lud der Müller zu Gast, und alle ruhten sich nach der schweren Arbeit fröhlich im Schatten seines Feigenbaumes aus, aßen, tranken und tanzten die alten Männer-Reihentänze. Als mein Mann als junger Gelehrter in diese Berge kam, nahm ihn der Müller in seinem Hause auf und schenkte ihm sein Vertrauen:

„Ich habe eine Frau, die ich liebe“, sagte er. „Aber Allah erhörte unser Gebet nicht, wir haben keine Kinder. Oft haben wir die Ratschläge der Ärzte und der weisen Frauen befolgt, wir sind freitags in die Moschee zum Beten gegangen und suchten heilbringende Quellen und geweihte Plätze auf. Aber es hat uns nichts geholfen. Niemand weiß die Ursache. Die Frau ist gesund und ich bin gesund. Wir sind sehr traurig und ratlos!“

Mein Mann sah ihn mitfühlend an: „Wenn ihr alles versucht habt, so wie du es sagst, dann weiß ich auch keinen besseren Rat für dich. Es ist eigentümlich, daß manchmal ein gesundes Ehepaar ohne den ersehnten Kinder-

segen bleibt. Ich habe einen deutschen Freund, der in ähnlicher Lage war wie du. Die Ehegatten ließen sich scheiden, beide heirateten einen anderen Partner, und in beiden Ehen wuchsen gesunde Kinder heran.“

Mein Mann hatte das Gespräch lange vergessen, als er zehn Jahre später wieder unter dem Feigenbaum am Wasserfall mit dem Müller zusammensaß. Nicht weit davon spielten zwei Kinder und gruben mit ihren Händchen Kanäle und Brunnen, in die sie das Wasser leiteten. Der Müller deutete auf sie: „Das sind meine beiden Söhne!“

Mein Mann sah ihn überrascht an; denn in seiner Stimme hatte eine leichte Trauer gelegen: „So wurde dein Wunsch doch endlich erfüllt?“ fragte er ihn; denn nun besann er sich auf den Kummer der Eheleute.

„Ich habe daran gedacht, daß dein deutscher Freund sich scheiden ließ, damit er Söhne bekam“, antwortete der Müller. „Nach langem Grübeln habe ich meiner Frau vorgeschlagen, wir sollten uns trennen. Es ist so gekommen, wie du es gesagt hattest. Meine Frau ist wieder verheiratet und ist Mutter geworden. Auch ich habe mich zu einer neuen Ehe entschlossen und habe nun Nachkommen.“ Dann machte er eine lange Pause, bevor er leise fortfuhr: „Du hast recht, was ich mir so sehnlich gewünscht habe, ist in Erfüllung gegangen. Aber glücklich war ich nur mit meiner ersten Frau.“

# XX. Abschied von Kommagene

„Mit Hilfe der Götter bin ich wider Erwarten großen Gefahren entronnen“, schrieb der König für seine Nachkommen auf die Felsenthronen des Nemrud Dağ.

Oft haben wir an diese Worte gedacht, wenn unser Wagen die Straßen von Anatolien verlassen hatte und auf den Planken der türkischen Autofähre in Izmir landete. Die Anspannung der Abschiedstage ließ nach, wenn das Schiff sich in Bewegung setzte. Wir sahen die blauen Berge der Küste verschwinden, wir trafen die österreichischen Ausgräber von Ephesos an Bord, und nun ging ein großes Berichten und Erzählen an. Da standen so manche Aufregungen und Abenteuer von neuem vor unseren Augen, und wir wunderten uns, daß wir alles so gut überstanden hatten. Ist doch das Fahren auf den steinigten, kurvenreichen Gebirgsstrecken keine leichte Sache und ist doch auf ihnen äußerste Vorsicht geboten, da die türkische Landbevölkerung den Autoverkehr oft noch nicht gewöhnt ist. Der alte knarrende Bauernwagen läßt sich nicht aus der Ruhe bringen und hält die Straßenmitte, der Hirtenjunge bringt trotz allem Schreien und Rufen seine Herde nicht zur Seite, und vor allem sind es spielende Kinder, die man zu fürchten hat; denn sorglos laufen sie erst im allerletzten Augenblick über den Weg. Freunde warnten uns: „Kinder sind gefährlich! Zum Spaß werfen sie Steine auf die vorbeifahrenden Autos. Am besten winken Sie immer aus dem Fenster heraus, wenn Sie Kinder am Wegrand stehen sehen. Dann sind sie verblüfft, ihre kleine Faust läßt den Stein fallen, und sie winken einen Gegengruß!“

Lange waren wir keinem steinewerfenden Jungen begegnet. Doch auf der Straße, die von Maraş nach Süden führt, kam uns ein solcher gefährlicher kleiner Bursche entgegen. Er führte einen Esel, dem zwei Mehlsäcke aufgepackt waren, bog zum Straßenrand ein, aber hob plötzlich unvermutet den Arm und ließ einen Knüppel gegen unsere Windschutzscheibe sausen. Zum Glück streifte er nur unser Dach. Mein Mann brachte den Wagen zum Stehen und schaltete den Rückwärtsgang ein. Damit hatte der kleine Übeltäter, der ruhig mit seinem Esel weitergezogen war, nicht gerechnet. Aber sobald er merkte, wie wir rückwärts fahrend ihn einzuholen versuchten, bekam er es mit der Angst zu tun, ließ sein Tier stehen und lief so schnell er konnte von der Straße herunter in die angrenzenden Felder.

Der Esel verstand von allem nichts und rührte sich nicht vom Fleck. Wir hielten an, mein Mann stieg aus. Er war so zornig, daß er als Strafe die Mehlsäcke aufschneiden wollte. Aber ich bat ihn, an die arme Familie zu denken, die auf ihre Ernte wartete und nichts von der Dummheit des Jungen wußte. Doch wenigstens wollte er ihm einen Denkkettel erteilen. Darum band er den Esel hinten an unserem Wagen fest und fuhr so langsam es nur ging wieder vorwärts. Der Junge war ziemlich weit fortgelaufen, aber nun drehte er sich um und wollte seinen Augen nicht trauen, als er seinen Esel im Schleppseil unseres Autos sah. Natürlich bekam er einen furchtbaren Schrecken und hob ein gellendes Geschrei an, mit dem er das Mitleid einiger Landarbeiter weckte, die dadurch auf unsere seltsame Karawane aufmerksam wurden. Sie schrieten jetzt ebenfalls laut und fuchtelten mit den Armen. Nach einigen Metern brach mein Mann das grausame Spiel ab und wartete auf die wild gestikulierenden Bauern. Der Junge blieb wohlweislich im Hintergrund. Mein Mann band den Esel los, übergab ihn den Männern und setzte ihnen auseinander, wie gefährlich solcher Wurf ist und daß jeder streng bestraft werden müßte, der das Leben der Autofahrer so leichtsinnig gefährdet. Der Junge hatte große Angst ausgestanden, und wir hoffen, der Schreck hat geholfen.

Noch unheimlicher war es uns auf der Fahrt nach Malatya zumute, als wir Gäste zum Flughafen brachten. Unser Jeep fuhr die menschenleere Gebirgsstraße entlang, da sahen wir von weitem eine Ansammlung von Aasgeiern, die auf einem verendeten Tier am Straßenrand hockten. Als sie das Geräusch unseres Motors hörten, erhoben sie sich schwerfällig und flogen auf das angrenzende Feld. Nur ein besonders großer, abstoßend häßlicher Vogel verpaßte den günstigen Moment zum Aufsteigen, ließ erst im letzten Augenblick seine Beute fahren und prallte mit riesigen ausgebreiteten Schwingen gegen unsere Windschutzscheibe.

„Das überleben wir nicht“, schoß es mir durch den Kopf, aber ich sah, wie mein Mann die Zähne zusammenbiß und das Steuer bei unverminderter Geschwindigkeit festhielt, obwohl sich über uns alle ein Regen von Glassplittern ergoß. Es ging so schnell, daß wir keine Zeit zum Schreien hatten. Wir hielten an und stiegen aus. Wir waren alle fünf unverletzt, nur dem Vogel war nicht mehr zu helfen. „Wider Erwarten waren wir einer großen Gefahr entronnen.“

Die gefährlichen Straßen liegen nun weit hinter uns, und in weiter Ferne liegt das kleine Dorf Eski Kâhta mit seinen Bewohnern, das wieder in Einsamkeit und Stille zurückversinkt, wenn wir es verlassen haben. Ich denke an Emins kleine Mädchen. Still und scheu standen sie an der Hauswand und sahen unserer ungewohnten Geschäftigkeit und unserem Kofferpacken zu. Manchmal lächelten sie, wenn wir ihnen zum Abschied eine warme Decke, einen bunten Stoff und den Rest unserer Lebensmittel schenkten. Wie oft werden sie frieren in den kalten Winterwochen! Ab und zu erreicht uns ein Brief in Deutschland, den Kadir oder Haytan schreibt, und es steht fast immer das gleiche darin:

„Wie geht es Ihnen? So Allah es will, geht es Ihnen gut. Wir küssen dem Doktor Bey beide Hände, wir küssen der Abla beide Hände, wir küssen Susanne beide Hände, wir küssen Ihre Enkelkinder auf die Augen. Wir lassen alle Freunde, die bei uns waren, grüßen. Wenn Ihr fragt, wie es uns geht, so antworten wir: Allah war gnädig, es geht uns gut. Wir warten mit ‚Vier Augen‘ auf Sie. Wann kommt Ihr wieder? Bitte gebt uns sofort eine Antwort.“

Wir haben Emins Kinderschar heranwachsen sehen und haben sie ins Herz geschlossen. Als ich fieberkrank im verdunkelten Zimmer lag, hat die neunjährige Emine Stunde um Stunde mit ihrem sanften kleinen Gesicht still neben meinem Bett gesessen. Sie war die schönste unter Emins Kindern. Unser Vetter Friedrich Wilhelm Hoepke erklärte das zierliche, schwarzhaarige Persönchen zu seiner „Lieblingsfrau“ und beschenkte sie reichlich mit Glasperlenketten. Dann stand sie tags darauf in ihrem grauen Kleidchen ohne den Schmuck, den sie bekommen hatte, mit gesenktem Köpfchen vor ihm.

„Ja, meine Geliebte, Teure, wo hast du die Juwelenkette gelassen, mit der ich dich geschmückt habe? Du wirst sie doch nicht in den Kâhtaçay geworfen haben?“

Und ganz leise flüsterte sie: „Die Mutter hat sie mir weggenommen!“

„Nein, so etwas!“ ruft ihr Beschützer und holt gleich eine neue Kette und bunte Glasmurmeln aus seinem Gepäck.

Kleine Emine, sie wird größer geworden sein, wenn wir wiederkommen, und hereinwachsen in das Schicksal, das ihr der Vater schon vorausbestimmt hat. Sie soll ihren Vetter Kerim in Adana heiraten und das Heimatdorf verlassen. Ihre jüngere Schwester Susanne, die ihren Namen nach unserer Tochter erhalten hat, mußten die Eltern zu Grabe tragen, sie starb rasch und schmerzlos an einer Grippe. Nie mehr wird sich ihr kleiner Körper an mich schmiegen, wenn ich auf der Terrasse sitze.

Der große Bruder Kadir sparte das bei uns verdiente Geld für seine Schulausbildung. Er besucht im Winter die Mittelschule der kleinen Stadt. Dort hat er sich mit einem Freund zusammen ein Zimmer gemietet. Wir erschrakten über den armseligen, öden Raum, den er uns zeigte. Außer ein paar Nägeln an der Wand und zwei Matratzen bot er keine Bequemlichkeit. So brachten wir ihm aus dem Lager ein paar Einrichtungsgegenstände, zwei Betten und zwei Stühle, einen Tisch und einen Petroleumkocher. Die Eltern packten zu dem Umzugsgut noch einen Sack mit Bulgur (gequollenem Weizen) und einen mit Zwiebeln dazu. Wieviel Energie muß ein halbwüchsiger Junge von 14 Jahren aufbringen, um kalte Wochen und Monate in einem solchen Raum zu leben, zu essen, zu schlafen und Schularbeiten zu machen! Aber Kadir ist entschlossen, das Dorf zu verlassen, das ihm nur ein armseliges Leben auf einem kleinen Acker mit wenigen Ziegen und Schafen bieten kann. Ein junger Arzt ist sein Vorbild, dessen Großvater noch in Yeni Kâhta lebte und der jetzt selbst eine große Arztpraxis in Köln besitzt.

Noch liegen schwere Jahre vor Kadir, die Oberschule, die Dienstzeit bei der Armee, das Studium gilt es abzuschließen. Nur die Zähnen und Fleißigen im Dorf schaffen den Aufstieg. Wir wissen, daß Kadir einen festen Willen und einen guten Charakter hat, und wir hoffen, daß er seinen Weg findet. Wir wünschen es seinem Vater Emin, und ebenso wünschten wir dem alten Mehmet Glück für seinen Sohn Hammo, den er uns flehend ans Herz gelegt hat.

Hammo war anfangs ein lieber, williger Junge und ebenso wie Kadir oft in unserer Nähe. So hatten wir ihn, als er 12 Jahre alt war, zu einem archäologischen Ausflug mit an das Schwarze Meer genommen. Er half beim Aufstellen der Zelte, beim Feueranzünden, bei den Besorgungen. In der Nähe von Ereğli stand unser kleines Zeltlager auf einer einsamen Düne. Das Meer lockte, und wir bekamen Lust zum Schwimmen. Hammo ließen wir als Wache zurück und ermahnten ihn streng, die Umgebung der Zelte nicht zu verlassen. Wir waren ein Stück herausgeschwommen, da sah ich mich um und rief:

„Aber das ist doch Hammo, der am Ufer badet!“

Mein Mann drehte sofort um, stellte fest, es war wirklich Hammo, der im flachen Wasser herumplanschte, und rief ihm zu:

„Hammo, was fällt dir denn ein? Du solltest doch aufpassen, daß keine Diebe kommen!“

„Sie brauchen sich nicht vor Dieben zu fürchten, Doktor Bey! Bitte sehen Sie, was ich geschrieben habe.“

Vor unserm Zeltlager steckte auf einem hohen Stock der Deckel einer Zigarettenschachtel, und darauf hatte Hammo mit ungelassenen Buchstaben gemalt:

„Das Betreten des Lagers ist bei Todesstrafe verboten!“

Hammo gab sich bei uns die größte Mühe, erst später wurde es uns klar, worauf er eifrig sparte. Aber zu Hause hatte er nicht viel Lust zu arbeiten, und das wurde auch nicht viel besser, als er vom Militärdienst zurückkehrte. Nicht so fleißig und begabt wie Kadir, hatte er nur den Abschluß der Dorfschule erreicht. Immerhin, in dem Sommer darauf arbeitete er unter Horst Finkes Anleitung in der Gruppe als Steinmetz. Er gab keinen Grund zur Klage, und der alte Mehmet war von Herzen froh, daß sein Sohn endlich gut einzuschlagen schien. Ihm selbst wurde die Arbeit mit der Hacke und dem Spaten zu viel, aber er kam oft zu Besuch in unser Haus und setzte sich still neben meinen Mann, wenn er mit einer Schreibarbeit beschäftigt war. Nach diesem Grabungssommer mußten wir ihm alle die Ehre antun, seine Gäste zu sein.

Da er wußte, wie sehr wir die kühle Abendluft liebten, hatte er auf dem Dach seines Hauses bunte Decken und Sitzpolster ausgebreitet. Frau und Tochter wirkten in der Küche. Der Schwiegersohn und Hammo standen mit vollen Schüsseln hinter den Gästen, um sie zu bedienen. Als erster Gang wurden Spiegeleier aufgetragen. Sie schwammen in heißem Fett. Mein Mann sah vorwurfsvoll zu Mehmet herüber:

„Aber Mehmet, Sie wissen doch, daß wir im Lager die Eier nur mit einer Messerspitze voll Fett backen, ich habe immer gesagt, daß unser Magen und unsere Leber das viele heiße Öl nicht vertragen.“

Mehmet sah ihn belchrend an: „In Ihrem Lager sind Sie der Hausherr und haben es zu bestimmen, was von den Vorräten gebraucht wird. Hier in meinem Hause gebietet es mir die Ehre und das Ansehen bei meinen Nachbarn, mit dem Fett nicht zu sparen. Es darf Ihnen an nichts fehlen.“

Der Abschied wurde dem alten Mann schwer. Nun fiel auch Hammos Verdienst wieder fort. Wir trösteten ihn und meinten, er würde hoffentlich in der Stadt eine Arbeit finden. Wie groß war daher unser Entsetzen, als wir in Deutschland einen Brief bekamen, der uns meldete, daß Hammo bei Nacht zwei Touristen auf dem Weg zum Nemrud Dağ überfallen, Geld von ihnen gefordert und den einen mit seiner Pistole in den Fuß geschossen habe. Die verlockende Brieftasche des Fremden, das Machtgefühl, das im Besitz der Pistole liegt, die er von seinem Verdienst gekauft hatte, verwandelten den sanften stillen Jungen in einen Straßenräuber, der am nächsten Morgen von den Gendarmen ins Gefängnis gebracht wurde.

Das Dorf entläßt seine Söhne auf verschiedenen Straßen, die Guten, die Bösen und die Fleißigen, die uns vor allem bedrängen, ihnen Arbeit in Deutschland zu verschaffen. Nur die Alten und Schwachen bleiben in dem armen kleinen Dorf Eski Kâhta zurück, das vor zweitausend Jahren als Residenz eines stolzen Königs den Namen Arsameia trug.

An einem grauen Herbsttag sind wir wieder daheim im Münsterland, unser Wagen hält vor der Tür, und wir sehen uns erleichtert an: „Es ist geschafft!“ Der brave Jeep hat uns viele hundert Kilometer durch Europa und Kleinasien getragen. Eigentlich müßte er nun fast leer sein; denn Feldbetten, Lebensmittel, Haushaltsgegenstände und Werkzeug haben wir ja nicht zurücktransportiert, aber er ist immer noch bepackt mit Kisten und Koffern. Seufzend öffnen wir die Wagentüren. Wieviel leichter war es doch, neue Gepäckstücke mit frischer Wäsche drei Treppen hinunterzutragen als verstaubte Pucksäcke mit verknitterten Kleidern drei Treppen heraufzuschleppen! Wie erwartungsvoll waren wir vor drei Monaten, als wir den Jeep bepackten, und wie müde von der Hitze und der langen Reise sind wir jetzt! Aber als wir uns in der Wohnung die Heizung angestellt, geduscht und uns mit einem Tee erfrischt haben, ist auch diese letzte Hürde genommen, und es geht an ein fröhliches Auspacken.

Kommen doch aus dem Gepäck unsere Reisetagebücher hervor, die ersten Photoabzüge und allerlei schöne Mitbringsel: ein bunter Hirtentepich aus Horik, weiße Strümpfe, die uns Haytan strickte, ein Päckchen türkischer Tee, Pistazien aus Gaziantep, Feigen aus Izmir und ein rundes Messingtablett mit goldumrandeten Teegläsern aus dem Bazar von Adıyaman. Ganz zuletzt ziehen wir unsere Wildlederstiefel, unsere „Wüstenschuhe“ aus der Packtasche heraus. Wir stellen sie auf das Fensterbrett. Sie sehen nun genauso staubig und abgenutzt aus wie die Schuhe der Leute von Eski Kâhta, die sie vor den Eingang der Moschee stellen, wenn sie zum

Beten hereingehen. Werden sie uns noch einmal durch die Steppe und das Gebirge tragen? Nachdenklich nehmen wir sie in die Hand und drehen sie um, damit wir die Sohlen und Absätze prüfen. Sand rieselt auf unsere Handflächen, goldener, scharfer, glitzernder Sand, Sand aus Kommagene.